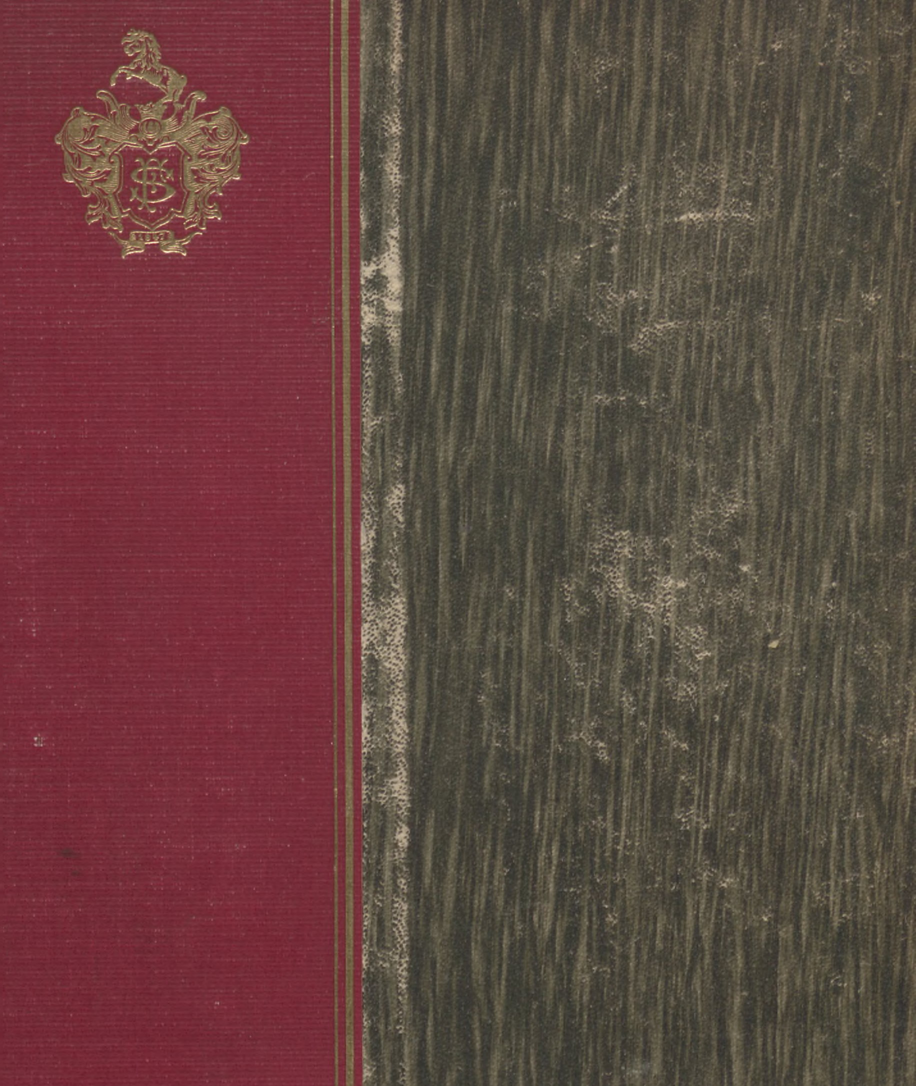


Gebhardi,
Ästhetischer
Kommentar.

Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz.

Essays von Walther Gebhardi.

Dritte, verbesserte und vielfach umgearbeitete Auflage

besorgt von Dr. A. Scheffler.



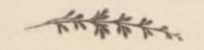
Paderborn 1913. / Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Dr. Harendra.


Uniwersytetu Gdańskiego
Biblioteka


Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego
1100804860

Freunden des Dichters, — die es sind und die es werden wollen, jungen und alten, sind diese Blätter geweiht. Mögen sie Liebe und Erinnerung wecken, erneuern und erhalten, Vorurteile beseitigen helfen, Herz und Sinn erfreuen und erfrischen! Dienen sollen sie dem Ruhme des Dichters, des Menschen, der Millionen Sterblicher Geist und Gemüt gebildet und veredelt hat. Dankbar sei hier auch der Männer gedacht, welche in demselben Sinne, wenn auch in anderer Form gewirkt und gestrebt und reichen Segen gestiftet haben, — Karl Naucks, Emil Rosenbergs und Theodor Plüß'. Die Bemühungen Ernst Günthers und Eduard Bürgers um eine angemessene Verdeutschung des Dichters sind diesem Buche von großem Nutzen gewesen, wenn ihre Arbeiten unverändert auch nur selten haben gebilligt werden können. Auch kleineren eingestreuten Übersetzungsproben liegen meist ihre Versuche zugrunde. An anderen Stellen sind eigene Übertragungen gewählt worden; es konnte dies nicht jedesmal ausdrücklich hervorgehoben werden. So ziehet aus, ihr Horazischen Blätter, an Hoffnungen reich! Schaffet euch freundliche Leser, milde Richter!



Vorwort zur zweiten Auflage.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seitdem Gebhardi seine Essays voll lebendiger Frische und hochauflodernder Begeisterung für den bedeutendsten unter den römischen Lyrikern in die Welt hinausgeschickt hat. In diesen Jahren ist gewaltig viel über Horaz geschrieben worden, darunter viel Gutes, viel Ausgezeichnetes. Diese Literatur gründlichst durchzuarbeiten war die Hauptaufgabe des Neuherausgebers. Die gewonnenen Resultate zeigten, daß manche Auffassung Gebhardis sich nicht halten ließ, daß manche neuere entschieden die richtige ist. So mußten denn viele Aufsätze umgearbeitet, einige ganz neu ausgearbeitet werden. Der Neuherausgeber war dabei aufs eifrigste bemüht, Ton und Stil Gebhardis zu wahren. Eine weitere Aufgabe war es, den tadelnden Winken zu folgen, die die Kritiker des Werkes bei seinem ersten Erscheinen den vielen Lobsprüchen beigesellt hatten.

Möchte das Buch auch in der neuen Fassung Freunde finden!

Lyck, im Mai 1902.

Dr. A. Scheffler.

Vorwort zur dritten Auflage.

Acht Jahre nach dem Geburtstag der zweiten Auflage schon meldete der Herr Verleger, daß demnächst eine dritte Auflage nötig sei. Das war eine große Freude für den Neuherausgeber; legte doch dieser Umstand Zeugnis davon ab, daß der Weg, den er eingeschlagen, der richtige gewesen war. So galt es denn, in der neuen Auflage zunächst denselben Weg unter Verarbeitung der inzwischen von der Horaz- und Altertumswissenschaft gewonnenen Resultate beizubehalten, dann aber auch den Weisungen zu folgen, die von der Kritik der zweiten Auflage gegeben waren. Konnte doch für ihr Wohlwollen kaum besser gedankt werden. Wo den Winken der Kritik nicht Raum gegeben ist, sind schwerwiegende Gründe maßgebend gewesen.

Möchte auch die dritte Auflage die gleiche Anerkennung finden bei den Männern der Wissenschaft und den Freunden lyrischer Poesie.

Lyck, im Januar 1913.

Dr. A. Scheffler.

Auswahl 1936/37: epod. 16 u. 7.
od. I 14. 37. 6
od. II 15; III 1–6; IV 5.
Hierzu treten Oden persönlichen Inhalts, z. B.: I. 1. 3. 20. 22; II 9. 30; hierzu etwa sat. I 6 u. epist. I 2.

Alphabetisches Register.

Epoden.

Oden.

Seite

Druckfehler:

S. 10, Z. 20 folgenden,
„ 21, „ 4 verwilderter,
„ 33, „ 19 Torquatus,
„ 42, „ 27 den,
„ 118, „ 23 Wie,
„ 141, „ 1 Albius
S. 152, Z. 8 der Siegers,
„ 152, „ 18 κάκιστα ζήσασα,
„ 225, „ 6 vernichtet,
„ 233, „ 11 Alten,
„ 306, „ 1 Erobrerin.

Gruppenbildungen:

1) Persönliche Erlebnisse.
2) Dichterberuf.
3) Des Dichters Verhältnis a) zur Natur
   b) zur Gottheit
4) Seine polit. Stellung (z. Verhältnis zu Augustus sowie Ansichten über soziale Zustände)
5) Seine Stellg zu Mäcenas.
6) Seine Stellg zu den übrigen Freunden
7) Liebeslieder.
8) Trinklieder.

Eine zweite Art der Verknüpfg bildet die Person des Dichters.

Ästhetischer Kommentar.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

Schiller.

1. Das Trink- od. Gesellschaftslied.

Die heutigen Kommersbücher blicken mit Stolz auf Horaz u. Anakreon (NB! die ältesten kurzen Trinklieder hießen σκόλια) als auf ihre Vorgänger zurück. Noch heut wird „Integer vitae" gesungen (das aber gar kein Trinklied ist); andere Lieder sind lateinisch (z. Gaudeamus igitur) oder haben wenigstens lat. Floskeln. Doch beruft man sich wenigstens auf Horaz mit Unrecht — denn eigentliche Trinklieder hat Horaz gar nicht geschrieben; das Zechen selbst schildert er nie; auch sind seine Gedichte als Gelegenheitsgedichte für Kommerslieder zu individuell.

2. Die politische Dichtung.

Horaz fühlte sich als Römer — darum widmete er seine Muse auch dem Vaterlande; aber auch von Augustus wurde er auf die polit. Dichtg hingewiesen. In der polit. Dichtg handelt es sich bei ihm einerseits um die Verhältnisse im Innern, andrerseits um den (bei der Größe des Reichs) immer schwierigeren Grenzschutz.

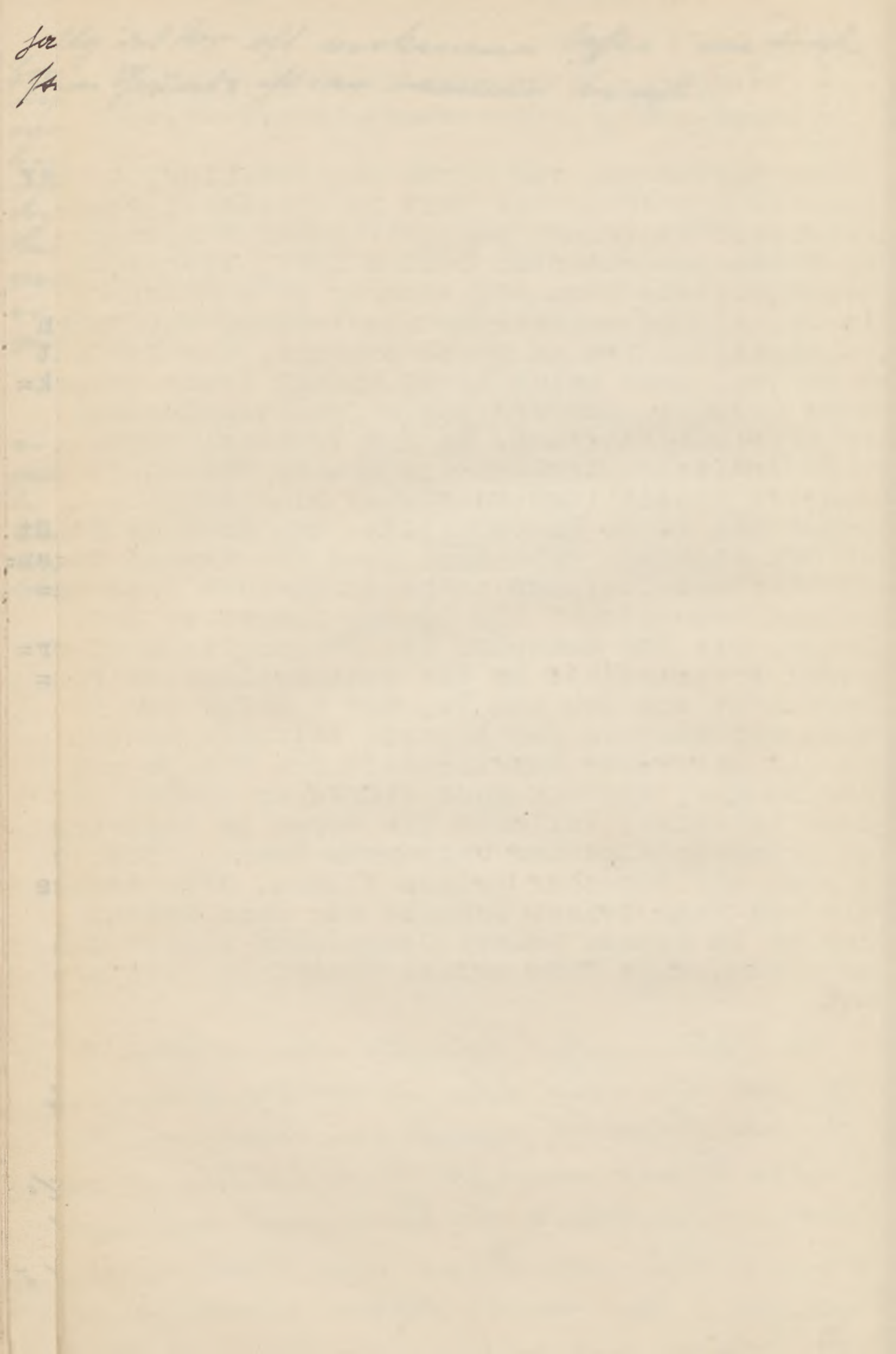
Horaz als Dichter der Gemeinschaft.

Die Auffassung von Horaz als dem Dichter, der fern von den Nöten der Welt in vornehmer Abgeschlossenheit seinen künstlerischen Neigungen und einem verfeinerten Genuss lebt, übersieht, dass Horaz wie kaum ein anderer sein Schaffen als Dienst und seine Gabe als Aufgabe empfunden hat. Freilich ist es nicht einfach, ihm gerecht zu werden, denn seine Lyrik bringt keine subjektiven Gefühle, sondern den objektiven Zustand der Welt zum Ausdruck. Um die Vergänglichkeit alles Irdischen kreisen die ersten Gedichte; auch die freundlichsten Bilder sind vom Gespenst des Todes überschattet. Das Problem heißt für den Dichter: "Wie kann sich der Mensch gegenüber der unaufhaltsam vorbeiströmenden Zeit innerlich behaupten?" Als Lösung findet er zwei Mächte, die den Menschen der Vergänglichkeit erheben: Freundschaft in der schicksalhaften Verbundenheit vom Ich zum Du, wie sie für ihm im Bunde mit Mäcenas zum grossen Erlebnis wurde, und die grösserer Gemeinschaft des Volkes vom Ich zum Wir, die ein noch stärkeres Gefühl der Dauer verleiht. Vollends als Horaz in Augustus den Friedensherrscher begrüssen konnte, fühlte er sich als Sprecher seines Volkes. Aber dieses Volk hat nach seiner Ansicht nur dann Bestand, wenn es im Rahmen seiner Geschichte bleibt und das blutmässige Erbe seines Ursprungs rein erhält.

Die ursprünglich defensiv-starre Haltung des Horaz geht allmählich über in völliges Hineinzügeln in den von Augustus geschaffenen Staat (carm IV 5). Als echter Römer wünscht Hor in seinen Oden die kulturellen Zustände, die Rom gross gemacht haben, zurück: vor allem eben Bescheidenheit u. Einfachheit, wie er sie selber verkörpert.
Die Ironie u. seine Humor haben die Stand=

hatte das Wort oft vorkommen lassen: im tief-
sten Grunde ist er immer ernst.





Epoden.

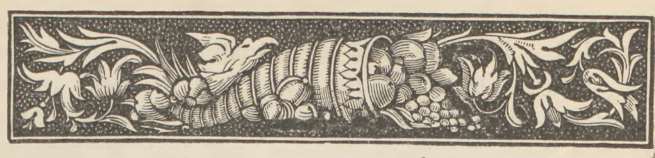
Me quoque pectoris
tentavit in dulci iuventa
fervor et in celeres iambos
Misit furentem.

Die musikalische Wirkung der Strophenmaße:

1) die alcäische Strophe ist gewichtig einherschreitend;
2) die sapphische Strophe ist ruhig dahinschreitend, in einem kurzen Akkord ausklingend.
3) die asklepiadeische Strophe ist belebt, unruhig vorwärtsdrängend.

Themen.

1) Die polit. Entwicklung des Horaz (nach den gelesenen Oden u. Epoden).
2) Wie sucht Horaz in den Römeroden das Reformwerk des Augustus zu stützen? H.S. 217.
3) Welche Gedanken Ad. Hitlers klingen in den Römeroden an? H.S. 214.



„Wie findet Horaz zu Augustus?“
Cf. epod. 7; 16; od. I 14. II 15. III 1–6. IV 5.
Andere Fassung: „Die polit. Entwicklg des Hor. (nach den gelesenen Oden u. Epoden)

1. Ibis Liburnis inter alta navium,
amice, propugnacula

Überall mit dir.

OTIUM NON DULCE, NI TECUM.

Mäcenas ist das *A* und *O* der Gedichte des Horaz. Verdankte er doch diesem hohen Gönner sein sorgenfreies Leben. Nach der Schlacht bei Philippi auf Grund der von den Triumvirn erlassenen Amnestie mut- und hablos nach Rom zurückgekehrt, hatte er sein Leben als Sekretär im Schatzamt notdürftig gefristet, bis er, mit Mäcenas bekannt geworden, von diesem ein Landgut im Sabinerlande erhielt und so in die Lage versetzt wurde, frei von drückenden Sorgen sich dem Dienst der Musen zu weihen. Ein dankbares Herz wie das unseres Dichters hat das nie vergessen und seinem hohen Freunde durch die Unsterblichkeit in seinen Liedern gelohnt. Daß aber Mäcenas nicht nur ein Wohltäter des Dichters, daß er auch ein edler Mensch gewesen ist, der eines edlen Geistes Liebe und herzlichste Freundschaftsgefühle erwidern konnte, das ersehen wir aus dem innigen Ton der Hingebung und Begeisterung, den Horaz in allen ihm geweihten Liedern anschlägt, so auch in dem, das er der ersten Sammlung lyrischer Gedichte, die er erscheinen ließ, voranstellte.

Oktavian rüstet zum Krieg, der zwischen ihm und Antonius, zwischen Römertum und orientalischem Unwesen entscheiden soll. Mäcenas steht im Begriff, ihm zu folgen, um seinem Freunde, unentbehrlich wie er ihm war, in dem schweren Kampfe treu zur Seite zu stehen. Denselben Liebesdienst will Horaz Mäcenas erweisen, will trotz der drohenden Gefahren nicht von seiner Seite weichen. Da aber heißt es: Bleibe zu Hause; du taugst zum Kriege nicht. Dagegen bäumt des Dichters Freundesliebe sich nun auf:

Du bist bereit, o teurer Freund Mäcen,
Mit Cäsar in Gefahr und Tod zu gehn,
Und ich, den nur mit dir vereint auf Erden
Das Leben freut, — was soll aus mir denn werden?
Soll ich gebotner Ruhe pflegen hier,
Die einzig doch erträglich ist mit dir?
Sollt' ich mich nicht in Kriegsgefahr begeben,
Wie's Männern ziemet, welche nicht erbeben?
(Übers. nach Ed. Bürger.)

Ein freudiges, kühnes Feremus gibt die Antwort: Trotz aller Strapazen folge ich dir; wo du hingehst, da will auch ich hingehen, wo du bleibest, da bleibt auch dein treuer Pylades. Ein Kriegsmann zwar bin ich nicht, auch kann ich dich nicht beschirmen, aber wie ein Vogel beim Nahen der bösen Schlange für seine Jungen mehr fürchtet, wenn er fern, als wenn er bei ihnen ist, obschon er sie auch dann nicht beschützen kann, so wird meine Angst um dich größer sein, wenn ich zurückbleiben muß, als wenn du mich mitnimmst. Also laß mich mit dir ziehen, gern will ich des Krieges Leiden ertragen. Und nun folgt die Versicherung, daß nicht Hoffnung auf schnöden Gewinn ihn dazu treibe. Bedurfte es dessen seinem Freunde gegenüber? Nein! Der kannte das treue Herz, das er gewonnen. Aber um der niedrigen Neidhartsseelen willen setzt Horaz diese Abwehr hinzu, die dem unbekannten Sohn eines Freigelassenen, diesem Parvenu seine Stellung bei Mäcenas mißgönnten, die, selbst keiner edlen Regung fähig, die Handlungen anderer nach ihren eigenen unedlen Gefühlen beurteilten und sagten: Da will er mitziehen in den Krieg, er hat noch nicht genug erhascht; er lechzt noch nach mehr.

Solchen Insinuationen tritt der Dichter mit dem lauten und aufrichtigen Bekenntnis entgegen:

> Mehr als genug bedacht hat mich bisher
> Schon deine Güte, und ich will nicht mehr,
> Um es als arger Geizhals zu verscharren,
> Noch um es zu verprassen wie die Narren.
>
> (Übers. nach Ed. Bürger.)

So wird unsere Epode zu einem Widmungsgedicht und dient zugleich zu einer apologetischen Klärung des Verhältnisses des Dichters zu seinem Freunde, mit dem ihn nicht bloß das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit, sondern auch das Band unauflöslicher Freundschaft vereinigt. Durch die Eröffnung der Epoden mit diesem Liede echter Liebe und Treue mildert Horaz die Stimmung, die diesen Streit- und Spottliedern eigen ist. Kecker Jugendmut, bittere Lebenserfahrungen, Angriffe der Niederträchtigkeit und Bosheit drückten ihm den Bogen in die Hand, mit dem er sicher treffende Pfeile verschoß wie einst Archilochos. Seien wir nachsichtig mit diesen Liedern des Sturmes und Dranges und suchen wir in ihnen das Talent des werdenden Dichters zu erkennen. Zeigen sie auch nicht jene klassische Reinheit und Höhe der Empfindung, wie wir sie in den Liedern seines gereiften Lebens bewundern, so erfreuen sie doch durch jene jugendliche Frische und die ungestüme Leidenschaft, wie sie nur dem Frühling des Lebens eigen ist.

Seine Freundestreue durch sein Mitziehen in den Krieg beweisen zu können, sollte Horaz nicht vergönnt sein. Mäcenas blieb als der Stellvertreter Octavians in Rom zurück.



2. Beatus ille, qui procul negotiis

Ein sonderbarer Schwärmer.

OMNEM REDEGIT IDIBUS PECUNIAM
QUAERIT KALENDIS PONERE

Von den Epoden ist keine populärer geworden als diese, und mit Recht. Sie ist die schönste. Das hat auch der Dichter gefühlt, als er sie dem Eröffnungsgedicht unmittelbar folgen ließ. Wie reizend ist diese Idylle, die er unseren Augen malt! Die unschuldigen Freuden der Natur, wie liebevoll sind sie dargestellt! Es ist, als ob wir den sentimentalen Elegiendichter Tibull, den Gutsnachbarn und Freund unseres Dichters, hörten.

Tibull und Horaz preisen die Behaglichkeiten eines Landmannes am eignen Herd in vollen Tönen. Neidlos gönnt jener in seiner ersten Elegie Ruhm, Ehre und Reichtum den anderen, ist es ihm nur vergönnt, fern von Getriebe der geschäftigen Welt den Frieden des Landlebens zu genießen. Dieser nennt den glücklich, der wie das Menschengeschlecht einst in der guten alten Zeit die Flur der Väter mit eigenen Stieren bestellt, und verzichtet gern auf die raffinierten Genüsse der Großstadt, wenn er die einfachen Freuden des Landlebens dafür eintauschen kann. Und in der Schilderung dieser Freuden können sich beide nicht genug tun und zaubern uns reizende Bilder vor unsere Seele. Die köstliche Ruhe am murmelnden Bach ist ihnen die schönste Erquickung:

Tibull: Unter einem schatt'gen Ast
Fühl' ich wohlig mich geborgen
Vor der Hundstag' heißen Glut,
Während kühl an mir vorüber
Murmelt eines Baches Flut.
(Übers. v. G. Fischer.)

Horaz: Bald ruht er unter Eichen sonder Mühn,
Und bald auf seiner Wiesen sattem Grün,
Indes am Ufer rasch vorüberspringen
Die Wellen und im Hain die Vögel singen,
Und sanfter Quellen Murmeln tönt darein
Und ladet ihn zu sanftem Schlummer ein.

Das Pflanzen und Ernten mit eigner Hand ist ihnen beiden eine Lust.

Tibull: Selber bauend will ich hegen
Zeitig zarter Reben Land,
Will des Obstes Fülle pflanzen
Mit der eignen kund'gen Hand. (Übers. v. G. Fischer.)

Horaz: Ihn freut es mit dem schlanken Pappelbaum
Den Rebenschößling zu vermählen
. . . .
Jetzt von dem Ast das wilde Reis zu schneiden
Und einzusenken edlen Keim
. . . .
Wenn dann der Herbst, mit reichem Obst bekränzt,
Das Haupt erhebt: wie groß ist sein Entzücken,
Die Traube, die wie Purpur glänzt,
Die Birne, die er selbst gepropft, zu pflücken.
(Übers. v. Menge nach Günther und Fritsch.)

Beiden ist das innige Verhältnis zwischen Mensch und Haustier eine Quelle heiteren Genusses: Tibull hat seine Freude daran, ein Lämmlein, das sich von der Mutter verirrt, in seinen Armen zurückzutragen, der Landmann des Horaz schert mit eigner Hand das Schaf, das den Mund nicht auftut gegen seinen Scherer, und sieht mit Wonne die Herde seiner brüllenden Rinder im einsamen Tale weiden. Kurz, die zweite Epode des Horaz streitet mit Tibulls lieblicher Elegie um den Preis des Idylls. Aber dem Gedichte unseres Horaz gebührt die Palme, namentlich wegen der gemütvollen Schilderung der reinen Familienfreuden: drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn und ruhet nimmer. Alle Leckerbissen der Großstadt stehen hinter dem schmackhaften, einfachen Mahl zurück, das sie, für den müden Mann geschäftig waltend, mit eigner Hand aus dem häuslichen Vorrat zubereitet. Oliven, Sauerampfer, Malven, Honig, heuriger Wein, ab und zu

ein Böcklein — wie mundet das köstlich! Fort mit den feinen Fasanen, Haselhühnern, Austern, Lachsen! Und wie schal diesem trauten Heim gegenüber sind alle Liebesabenteuer und Pikanterien der Großstadt!

Und wie schließt Horaz diese herzerquickenden, herzentzückenden Schilderungen?

So spricht der Wechsler Alfius,
Will morgen Landmann sein, zieht sein Vermögen
An allen Stellen ein zum Monatsschluß,
Um es — am Ersten wieder zinsbar anzulegen.

Wir fallen aus allen Himmeln in ein kaltes Wasserbad, wie es uns ähnlich ergeht bei der Lektüre von Heinrich Heines Seegespenst mit dem „Doktor, sind Sie des Teufels?" Allein so ganz unvorbereitet ist dieser Schluß doch nicht: es ist also ein Wucherer, der so idyllisch schwärmt. Daß es ein solcher ist, das hätten wir schon aus den oft zitierten Anfangsversen

Beatus ille, qui procul negotiis,

entnehmen können. Negotium im Plural wird häufig von Geldgeschäften gebraucht, und noch deutlicher weisen die dicht hinterher folgende Worte: „losgelöst von allem Wucher" darauf hin. Aber so schwärmen kann kein gemeiner Wucherer, der nur das eine Vergnügen kennt, sein Geld zu zählen, mit den blanken Moneten im Kasten zu liebäugeln, wie ein Drache seine Schätze zu hüten. Einen solchen kann der Dichter nicht gegeißelt haben, das wäre eine Verzeichnung. Er karikiert eine ganz bestimmte Persönlichkeit, den aller Welt bekannten Alfius, und mit ihm die feinen Alfier seiner Zeit, Lebemänner, die Tausende für Freuden des Lebens verpraßten, alle Genüsse durchkosteten, aber mit gefühllosem Herzen den Bedrängten und Bedürftigen Geld um höchste Zinsen ausliehen, um schlemmen und prassen zu können. Das waren sehr feine Leute, die sehr andächtig schwärmen konnten, auch wohl hier und da in blasierter Laune vor ähnlichen Kavalieren das Glück des Lebens in ländlichen Idyllen träumten, mit Aufgabe alles Luxus drohten, die so taten, als ob sie Ekel vor ihrem wenig reinen Geschäft hätten, als ob sie ihrem Wucherberuf entsagen wollten, die aber die Kraft dazu nimmer übten

und auch nicht ernstlich üben wollten. Ihr blasierter Sinn hatte idyllische Anwandlungen; aber von solchen poetischen Schwärmereien bis zur praktischen Tat — ein weiter Schritt! In dem Alfius trifft also unser Dichter mit meisterhafter Kunst eine große Klasse von Leuten, die davon zu reden wußten, wie es der einfache Bauer doch so gut habe, die aber dem Armen den letzten Heller abpreßten, um ihn zu den Millionen zu legen, die sie verpraßten, die nichts von der harten Arbeit des gepriesenen Landlebens kannten, feine Leute ohne Mark in den Knochen, ohne Herz in der Brust, — schöne Redensarten auf den Lippen und doch nur für eins begeisterungsfähig — für den Tanz um das goldene Kalb!

Ein Menschenkenner, sieht Horaz mit scharfen Augen in das Getriebe um sich und verspottet mit glücklicher Satire das Hohle und Unwahre.

Ebenso wie heute waren auch damals die Weltstädte die Konzentrationspunkte der raffiniertesten Genüsse und der Laster aller Art. Dort feierte der Sinnenkitzel seine wüstesten Orgien. Daher die Sehnsucht der Edelsten und Besten aus dem verwirrenden Getriebe der Großstadt nach dem Leben voller Schlichtheit und Einfalt, wie es der Bauer führte. Daher das Lob des Landlebens in den Gesängen der Dichter. Hören wir die an unsere Epode anklingenden Verse Vergils, „Der reinen Seele" eines der berufensten, in Nordens schöner Übertragung:

Der Bauer furcht jahraus, jahrein die Erde,
Am Pflug gebückt; so sorgt er für die Heimat,
Für Weib und Kind und seine treuen Herden.
Und unablässig mehret sich sein Vieh,
Es strotzen segensschwer Obstbaum und Garben,
Daß der Ertrag der Speicher Tore sprengt.
Der Winter kommt: dann preßt er die Olive,
Sieht seine Säue fett von Mast der Eicheln
Und Beeren aus dem Walde wiederkehren.
Der Herbst baut reiches Obst, und hoch am Berge
Reift unter Sonnenstrahlen mild der Wein.
Derweilen strecken ihm zum Kuß die Kinder
Die süßen Mäulchen her, die keusche Gattin
Behütet treu sein Haus; schwer hängt den Kühen
Das Euter nieder, fette Zicklein stoßen

Mit ihren Hörnern sich auf grüner Wiese.
Er selber strecket sich am Feiertage
Im Grase hin, und rings geschart ums Feuer
Bekränzen die Genossen den Pokal;
Dich, Dionysos, ladet er zur Spende
Und setzt den Hirten Siegesprämien aus;
Sie zielen mit dem Speer nach einer Ulme
Und ringen Leib an Leib mit Bauernkraft.



3. Parentis olim si quis impia manu
senile guttur fregerit

Teufelszeug.

IOCOSE MAECENAS

In der vorigen Epode hatte Horaz in vollen Tönen für die einfache Kost der Landleute geschwärmt, und alsbald wird ihm von seinem Freunde Mäcenas das Lieblingsgericht der Schnitter, ein Mixtum compositum aus Knoblauch, Raute, Essig und Öl, vorgesetzt. Die Wirkung ist unter Bauchgrimmen und Magenschmerzen von durchschlagendem Erfolg. Seiner Verzweiflung macht der Dichter Luft in einer zornigen Tirade: Das ist ja ein Teufelszeug, eine Strafe für Vatermörder. Solch ein Knoblauchsgericht verträgt höchstens ein Arbeitermagen. Und nun parodiert der Dichter die Flüche und Verwünschungen der Tragödie hohen Stils mit einem Seitenhiebe auf die von ihm oft gegeißelte Giftmischerin Canidia.

Welch gräßlich Gift durchzuckt mit solchen Wehen
Mark und Gebein? Ward in das Kraut gemischt
Der Vipern Blut, um mich zu hintergehen?
Hat Hexenkost Canidia aufgetischt?

Medea, die Erzzauberin, die Hexe aller Hexen, kann nicht schlimmer gewirkt haben mit ihren Giften, mit denen sie Jason und sein Haus vernichtete. Herakles auf dem Öta hatte nicht grimmigere Qualen von dem giftigen Gewande der Deianira auszuhalten. Diese Lieblingsgestalten der Tragödie bringt der Dichter mit geschraubtem Pathos und

humoristischem Bombast in parodistischen Zusammenhang mit seinem Knoblauch.

Der Abschluß dieser Verse voll Humor und Laune ist eine spaßige Rache für eine spaßige Tat: Warte nur, diesen mir gespielten Possen soll deine Liebste dir heimzahlen: wenn du sie küssen willst, soll sie die Hand vorhalten und an den äußersten Rand des Bettes von dir abrücken.



4. Lupis et agnis quanta sortito obtigit, tecum mihi discordia est

Ein Parvenu.

FORTUNA NON MUTAT GENUS

Schonungslos waren die Angriffe des Jambendichters Archilochos von Paros, von heftigster Leidenschaft eingegeben. Lykambes, der ihm die Hand seiner Tochter Neobule zugesagt, dann sein Wort gebrochen hatte, wurde nebst seiner Tochter durch die Verse des beleidigten Dichters in Verzweiflung und Tod gejagt. Seine Dichtungen waren unserm Horaz in dieser Zeit sehr sympathisch, ihn reizte die Verbitterung über sein Schicksal und sein Widerwille gegen Verleumdung und Schlechtigkeit, die um ihn her ihr Wesen trieben. In dieser Zeit, in der die Besten und Edelsten untergegangen waren, hatten unwürdige Sklaven, Gelichter gemeinster Vergangenheit, sich ihrer Ehren und Reichtümer bemächtigt. Ein Schwindler dieser Art — wahrscheinlich der von Cicero als Taugenichts hingestellte Vedius Rufus — hatte es von einem oft bestraften Sklaven bis zum Kriegstribunen gebracht und maßte sich Rang und Stellung eines Ritters an. Horaz ist empört darüber, daß ein solcher Mensch,

dem noch der Fesseln Spur
Am Fuß sich zeigt, und der auf seinem Rücken
Die Male trägt noch von den spanischen Stricken,
Den seines Richters Geißel so zerhauen,
Daß es dem Büttel selber mußte grauen,

als Offizier mit einem Kommando im Kriege gegen Sextus Pompejus betraut wurde:

Was zieht man denn mit so viel Schiffen los,
Um der Piraten und der Sklaven Troß
Zu dämpfen, wenn des Heeres Leitung eben
Ist einem ihresgleichen übergeben?

Dann ein prächtiges Wort, das ein geflügeltes zu werden verdient.

Fortuna non mutat genus!
Es kann das Glück nicht adeln die Geburt.

Wenn dieser geldprotzige Bube, der für den Stand der Freigelassenen ein Schandfleck war, einherstolzierte auf der Promenade mit seiner Sechsellentoga, wenn er auf der großen Staatsstraße der appischen Chaussee im Ponywagen dahinfuhr und wenn er gar mit Nichtachtung des Gesetzes, das die vierzehn der Orchestra zunächstgelegenen Sitzreihen im Theater und Amphitheater den Rittern reservierte, auf diesen Reihen großspurig Platz nahm, richtete sich der allgemeine Unwille gegen ihn. Und dieser Unwille diktierte Horaz das Gedicht. Ohne daß er den Namen hinsetzte, wußte jeder mit den Fingern zu weisen, dem es galt. Solche Pfeile saßen, sie trafen die Gemeinheit zum Tode. So wirkt das freie zornige Dichterwort strafend, rächend, bessernd. Flammendes Zorngewitter reinigt die von Niederträchtigkeit und Bosheit verpestete Luft menschlichen Zusammenlebens. Kein falsches Mitleid! Schneidiges Wort am rechten Platz!



5. At o deorum quidquid in caelo regit

Wüster Zauber.

QUID ISTE FERT TUMULTUS

Hexenspuk, Liebeszauber, widerliche alte Weiber, ein unschuldiger, seinen Eltern gestohlener Knabe, einem grausamen Tode geweiht, der ganze Apparat eines wüsten Aberglaubens — ein grausenerregendes Thema. Alle Welt und mit ihr Horaz war erbittert über das scheußliche Treiben der Magie, die vor keinem Verbrechen zurückschreckte, über die Gemeingefährlichkeit der schwarzen Kunst, die ihre Opfer an Verstand und Leben schädigte. In sittlicher Entrüstung macht der Dichter seinem Herzen Luft.

Drei Hexen und eine Erzhexe haben einen freigeborenen Knaben geraubt, um ihn zum stärksten aller Zaubertränke zu benutzen. Rührend ist seine angstvolle Bitte um Schonung seines Lebens, mit der das Gedicht uns in medias res hineinführt:

Ihr Götter, welche ihr das Himmelszelt
Regieret und die Menschen und die Welt,
Was soll der wüste Lärm und all die Blicke,
Auf mich allein geheftet voller Tücke?

Vergebens sein Bitten, vergebens seine Zartheit:

Ein Thrakerherz der allerrohsten Art
Hätt' er gerührt, so jung noch und so zart.

Die Hyänenweiber rührt er nicht; sie wühlen die Erde auf, um ihn bis zum Kinn einzuscharren und verhungern zu lassen, um ihm dann sein Mark und seine Leber herauszureißen.



Dazu nimmt dann die Hexenbrut, das Haar mit giftigen Nattern durchflochten,

> Der eklen Frösche Laich, mit Blut getaufet,
> Und Federn, einem Uhu ausgeraufet,
> Und Kräuter, wie sie reich an gift'gem Saft
> Iberiens und Jolkos' Boden schafft,
> Und einem schäb'gen Hund entrißne Knochen,
> Und läßt es an dem kolch'schen Feuer kochen.

Ähnlich brodeln bei den Hexen in Shakespeares Macbeth

> Sumpfiger Schlange Zungenband,
> Molchesaug' und Unkenlunge,
> Fledermaushaar, Hundezunge,
> Otternzahn und Natternschnauze,
> Eidechsbein und Flaum vom Kauze

und andere gräßliche Dinge.

Als der Knabe sieht, daß alles vergebens ist, daß diese entmenschten Weiber nichts rühren kann, da nimmt er zum Schluß wieder das Wort „mit des Thyestes Groll", er flucht diesem Weibergesindel und droht ihnen seine ewige Rache, die er bei Nacht als Schreckgespenst an ihnen ausüben wird. In diesen Verwünschungen spiegelt sich des Dichters eigener Abscheu wider. Bei Shakespeare sind die Hexen dämonische Wesen aus der Welt der Geister, die das Herz und den Sinn der Menschen betrügen und verführen, daß er abirrt von den Wegen Gottes; die Gestalten des römischen Dichters sind Bilder, die der Dichter sicher nach dem Leben gezeichnet, deren Wesen oder vielmehr Unwesen er an den Pranger stellt. Und er tut dies in einem Tone, der in seinem Ernst und in seiner Erbitterung deutlich zeigt, daß er das Treiben der Hexen nicht für bloßen Humbug hält. Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit; so steht denn auch Horaz ebenso wie Ovid, Tibull und Properz in dem Banne des Hexenglaubens. Daß ihm, dem philosophisch gebildeten Manne, in dieser aufgeklärten Zeit Zweifel an der Macht des Zauberspuks aufgestiegen sind, ist selbstverständlich. So hat denn auch Horaz in einer fast zur selben Zeit gedichteten Satire sich in höchst drastischer Weise über das Treiben derselben Canidia und Genossinnen lustig gemacht und den ganzen

Hokuspokus in überlegenem Spotte verhöhnt. Unsere Epode enthält nicht die leiseste Andeutung, die zu derselben Annahme berechtigte: ironische Züge fehlen völlig, überall dasselbe gleichartige Pathos, sowohl in der Darstellung der Zaubereien, als auch in der Verurteilung des Verbrechens. Also in der Satire ist Horaz aufgeklärter Spötter, während unsere Epode eine durch keinerlei Ironie modifizierte scheue Angst vor der Magie verrät. Das darf nicht überraschen. Das Nebeneinander beider Gedichte ist zu erklären aus der für die damalige Kulturwelt charakteristischen, zwischen Glauben und Unglauben schwankenden Inkonsequenz des Urteils. (Ivo Bruns.)

Ein ästhetisches Gefallen können wir an diesem wüsten Spuk nicht finden. Wir atmen erleichtert auf, wenn wir dieses lange Nachtbild menschlicher Verirrungen glücklich überwunden haben.



6. Quid immerentes hospites vexas canis

Ein feiger Kläffer.

CAVE, CAVE

In diesen Invektiven bekennt sich unser schneidiger Jambenschleuderer ausdrücklich zur Fahne der griechischen Jambographen, eines Archilochos und Hipponax. Unsere Welt ist voll Haß und Verfolgung. Schmähsucht und Lästerung machen sich breit. Aber wehe den Lästerern! Wehe dem Cassius, der über harmlose Menschen herfällt. An Horaz wagt er sich nicht, er beißt nicht die, die wiederbeißen.

Gleicht der Dichter dem edlen Herdenhund „von gelber Sparterart", der die Herde und den Hirten treu überwacht, so gleicht der Angegriffene dem feigen Kläffer, der zur Jagd auf wirkliches Wild untauglich ist. Das drohende Cave, cave wird einem solchen schon Entsetzen eingejagt haben.

Eine derbe Abfertigung eines boshaften Kritikasters.



7. Quo, quo, scelesti, ruitis

Tragische Schuld.

SCELUS FRATERNAE NECIS

Ein dramatisches Bild. Der Dichter tritt, ein Priester und Prophet, wild dahinstürmenden Scharen seiner Mitbürger entgegen, die ärger hausen als Wölfe und Löwen, entarteter, verwildeter als diese. Gilt es dem Erbfeind Karthago? Leider nein! Sollen Britannier im Triumphe dahingeschleppt werden? Abermals nein! Um sich selbst zu zerfleischen, greifen sie wieder zu den noch vom Brudermord befleckten Waffen. Die Statuen der Triumvirn werden gestürzt, die Sklaven- und Erbschaftssteuerdekrete heruntergerissen, ein Steinhagel saust aus den Fäusten einer wütenden Volksmasse auf Octavian nieder. Antonius eilt mit seinen Legionären aufs Forum, um ihn herauszuhauen. Die Gassen dröhnen von ihrem Sturmschritt, und abends wird der Tiber wieder viele Leichen seewärts tragen. Zum Jubel der an den Grenzen lauernden Parther stürzt Rom durch eigne Hand. Selbstmörderisch und selbstschänderisch wüten die Verblendeten gegen ihr eignes Fleisch!

> Reißt blinde Wut euch hin? Ist's eine höhre Kraft?
> Ist's alte Schuld? Gebt Rechenschaft!
>
> (Übers. v. Fritsch-Menge.)

Ach, nicht eine dieser Gewalten, nein, alle drei wirken vereint. Infolge einer alten Sündenschuld treibt eine höhere Macht die Unglücklichen in blinder Wut zum Untergange. Wie im Hause der Labdakiden und Tantaliden eine frühe Schuld fortzeugend Böses gebären mußte, so stehen die Römer unter

dem Fluche des Kain-Romulus, der mit Bruderblut den Römerboden befleckte. Eine finstere Macht, die Ate der Griechen, verblendet die Nachkommen und stürzt sie in Drangsal. Jener Brudermord ist typisch und vorbildlich geworden.

So endet das durch seine Lebendigkeit und seine tragische Stimmung fesselnde, kurz und markig komponierte Lied ohne jeden Trost — düster, hoffnungslos.

Der Übel größtes ist die Schuld!



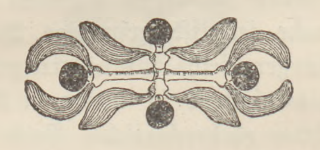
8. Rogare longo putidam te saeculo

Ekle Lüsternheit.

ESTO BEATA

Eine verliebte verblühte Kokette! Sie ist reich und stammt aus vornehmem Hause, mit den schönsten Perlen behängt sie ihre welken Reize, ihrem Leichenbegängnis — und daß der Dichter gerade an diesen Moment anknüpft, als ob sie ihm schon nahe sei, ist grimmige Bosheit — werden Ahnenbilder in langer Reihe vorausgetragen werden, sie ist gebildet oder tut wenigstens so, indem sie stoische Essays wie absichtslos auf ihrem ehebrecherischen Bette liegen läßt, und alles dieses, Vornehmheit, Reichtum und Bildung müssen ihr dazu dienen, um außerhalb ihrer Ehe Befriedigung für ihre ungezähmte Sinnlichkeit zu finden, um jugendkräftige Buhlen an sich zu locken. Jetzt sollen ihre raffinierten Künste Horaz gefügig machen. Doch mit Abscheu wendet sich der Dichter ab von — dieser Schönheit. Das Bild, das er uns malt, ist so naturalistisch gehalten, daß wir entsetzt vor solchen Versen zurückfliehen. Aber wie Zola naturalistisch schildert, um die Nachtseiten der menschlichen Natur schonungslos an den Pranger zu stellen, so will Horaz diese Sorte Weiber erbarmungslos in ihrer ganzen Widerwärtigkeit bloßstellen. Die Schilderung soll abschreckend wirken; er will den Ekel seiner Zeitgenossen erregen, der mit Macht hervorbrechen soll, um dem Laster in seiner schimpflichsten Gestalt, um dem ehebrecherischen Schandtreiben das Handwerk zu legen. So

ist denn unser Gedicht keineswegs unsittlich, darf im Gegenteil ethisches Interesse beanspruchen, soll läuternd wirken. Nichts macht das Laster widerwärtiger, als wenn ihm der Spiegel vorgehalten wird, nichts zerstört seinen gefährlichen Nimbus mehr, als wenn man ihm seinen richtigen Namen gibt. Schonungsloser, vernichtender können die Verse eines Archilochos kaum gewirkt haben als dieser Katalog von Frauenreizen. Die Ästhetik freilich kommt zu kurz. Wer in der Schönheit das höchste Ziel der Kunst sieht, muß dieses Gedicht als unkünstlerisch verwerfen. Es ist ein Gedicht aus des Dichters Jugendperiode. Was seine Muse uns hier bietet, ist noch nicht abgeklärter Wein, ist noch gärender, trüber Most.



9. Quando repostum Caecubum

Noch kein Triumph!

IO TRIUMPHE, TU MORARIS

Der zweite September brachte uns Deutschen die Erlösung von der Schmach napoleonisch-französischer Suprematie, den Römern den Sieg nationaler Zucht über orientalische Unzucht, die bereits Antonius und seine Vertrauten in ihre entwürdigenden Netze gezogen. Und wie ganz Deutschland aufjauchzte bei der Nachricht von dem Riesenerfolge bei Sedan, so erweckte in Rom die Nachricht von dem Siege bei Actium unermeßlichen Jubel: Geschlagen der Feind zu Wasser und zu Lande! Aber die Einsichtigen, so auch Horaz, stimmen nicht ohne weiteres ein. Wußten sie doch Kleopatra noch am Leben, die ewig Ränke spinnende Schlange am Nil, die Rom den Untergang geschworen. Mit ihrer ganzen Flotte war sie von Actium ohne Kampf abgesegelt, und das war keine Flucht, sondern wohlüberlegter Plan gewesen; ihre Schiffe hatten „schnell linksum gemacht“ und waren jetzt „im Hafen sicher verborgen“. Ferner hielten die Veteranen, wenn auch etliche ihrer Führer zu Oktavian übergegangen, einige Barbarenvölker ihrem Beispiel gefolgt waren, in rührender Treue zu Antonius, trotzdem er sie in den verunglimpfenden Dienst der Ägypterin gestellt hatte. Und gerade dieser Gedanke ist es, der unseres Dichters Zorn aufwallen läßt:

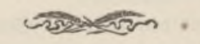
Der römische Soldat — nicht glauben wird's die Nachwelt —
　　Gehorchet eines Weibes Wink,
Trägt seinen Schanzpfahl und die Waffen kommandiert
　　Von runz'ligen Verschnittenen,
Und zwischen Römeradlern sieht der Sonnengott
　　O welche Schmach — ein Weiberbett.

(Übers. frei nach Günther.)

Neunzehn Legionen und 12000 Reiter standen noch bei Actium bereit, dem Winke des Antonius zu folgen. Wenn dieser zur Einsicht kam, mit welchem beispiellosen Leichtsinn er, seiner Geliebten nacheilend, den Kampf um die Weltherrschaft vor der Entscheidung aufgegeben hatte, und zurückkehrte, so konnte das Glück der Schlachten noch einmal die eisernen Würfel rollen.

So ist denn leider der Triumph für diesmal noch vereitelt. Wie hatte ganz Rom sich schon auf ihn gefreut! Er hätte ja auch den des Jugurthinischen und des Afrikanischen Krieges übertrumpft. Kleopatra in Ketten durch Rom geführt — das wäre eine Genugtuung gewesen! Aber leider säumt der Triumph. Daher am Anfang die sehnsuchtsvolle Frage: Wann wird die Feier kommen? Kommen muß und wird sie, aber wie lange noch wird es dauern? Da war doch neulich das Geschick uns günstiger. Da durften wir jubelnd den Fall des übermütigen Pompejus feiern, der sich prahlerisch einen Sohn Neptuns nannte. Wann aber werden wir den eigens dazu aufgesparten Cäcuberwein auf den Fall der Ägypterin trinken? Mit Purpursegeln ist sie gleich einer Siegerin heimgefahren. Und wo weilt ihr Galan? Auf Kreta? In den Syrten? Welche Gefahren drohen da noch unserm Kaiser? Darum her mit dem Sorgenbrecher aus Chios oder Lesbos oder lieber noch mit dem Cäcuber. Der wird am besten unsere „Katzenjammerstimmung“, die Sorge und die Furcht um unsern Cäsar wegspülen.

So sehen wir den patriotischen Dichter in großer Aufregung über die erste Siegesnachricht von Actium, in Aufregung aber auch über den noch immer ungewissen Ausgang des ganzen Krieges in Furcht und Hoffnung, in Freude und Sehnsucht schwebend. Dieses Wogen der Gefühle durchzittert alle Verse und macht die Lektüre des Gedichtes besonders fesselnd.



10. Mala soluta navis exit alite

Ein Propemtikon.

LIBIDINOSUS IMMOLABITUR CAPER

Vernichtender noch als die Pfeile, die Horaz gegen den Parvenu Vedius, gegen den feigen Kläffer Cassius abschoß, sollten diese Jamben wirken gegen einen elenden Poetaster, der es wagte, die poetischen Produkte eines Horaz und Vergil in den Staub zu ziehen. Dieser „Stänker" richtet den Kiel gen Griechenland, und da gibt Horaz ihm diese Epode als Geleitgedicht mit auf den Weg und sendet ihm die ganze Fülle wildester Verwünschungen auf den Hals. Er beschwört die Gewalt der Stürme, die das Schiff des Nichtswürdigen zertrümmern, ihn selbst den Vögeln zum Fraße vorwerfen sollen. Der Südsturm soll das Schiff peitschen, ein schwarzer Ost die Ruder und Taue zerreißen, der Nord es wie eine Eiche im Hochgebirge zertrümmern. Es soll ein Aufruhr der Elemente toben, wie er die von Troja heimwärts strebenden Griechen auseinandertrieb und den Kassandraschänder Aias vernichtete.

Ha, wie die Schiffsmannschaft sich müht, vom Schweiße naß,
  Wie du erzitterst leichenblaß,
Unmännlich jammernd winselst mit erhobner Hand
  Zu Zeus, der taub sich abgewandt,
Indes Gewog' und feuchter Süd im Wettgebraus
  Zertrümmert schon dein Bretterhaus!

(Übers. v. Fritsch-Menge.)

Wenn dann der „stinkende“ Mävius als feister Fraß die Vögel labt, dann will der Dichter ein Dankesopfer den Stürmen schlachten, einen geilen Bock, das Sinnbild der Verdammten und Vernichteten.

So gießt Horaz in drei Rachegedichten, die drei Frevler verdientermaßen treffen, die Schale seines Zornes aus über einen niederträchtigen Emporkömmling schlimmster Vergangenheit, über einen feigen, miserablen Redner und über einen bissigen Dichterling, eine Trias, deren unwürdiges Leben und Walten, deren gefährliches Handwerk der Dichter schonungslos aufdeckt, unverhüllt an den Pranger stellt, vernichtend zu Boden schmettert.

Geist, Ton und Ausführung werden schwerlich hinter ähnlichen Erzeugnissen eines Archilochos zurückgeblieben sein. Aber wie, wenn Plüß recht hätte? Wenn das Pathos von Horaz absichtlich zu hoch gesteigert wäre? Wenn das Objekt Mävius nicht so recht dem Aufgebot von Göttern und göttlichen Elementen entspricht? Wenn die Grausamkeit der Wünsche zu raffiniert wäre? Dann hätten wir den Fall, daß der Dichter den wirklich tief gefühlten Zorn durch ein künstlerisches Temperament hindurch empfindet und das ingrimmige Verlangen, Leute wie Mävius zum Henker zu schicken, mit leise parodierender, still heiterer Ironie darstellt.



11. Petti, nihil me sicut antea iuvat
scribere versiculos amore percussum gravi

Ein jämmerlicher Wicht.

AMORE, QUI ME PRAETER OMNES EXPETIT

Horaz ist ein Meister in der Selbstverspottung, und hier spöttelt er über seine ewige Verliebtheit.

Vor drei Jahren war's. Die Erinnerung an jene Zeit treibt ihm heute noch die Schamröte ins Gesicht. Wie unwürdig hatte er sich damals betragen! Und wie hatte man in der ganzen Stadt über ihn geredet! Fabula quanta fui! Und seine angebetete Inachia — Inachostochter nennt er sie, jener Jo vergleicht er sie, die das Herz Jupiters bezauberte — zog einen andern ihm vor, verhöhnte ihn, und doch zwang die sehnende Not der Minne ihn immer wieder zu ihr hin.

Mit wenigen Strichen malt er uns eine dramatisch bewegte Szene von damals vor die Augen: ein fröhliches Mahl im Hause des Adressaten. Alles plaudert und scherzt. Nur er sitzt teilnahmslos und seufzend da und schweigt. Alle merken's, er ist verliebt. Da tut der Wein seine Wirkung und löst ihm die Zunge. Und wie der arme Müller verzweifelt in Schuberts Weisen singt:

> Was fragen sie nach meinen Schmerzen!
> Ihr Kind ist eine reiche Braut,

so grollt Horaz:

> Was fragt man nach des Armen Geist und Herzen,
> Wo Gold sich zeigt?

Ja das Gold regiert die Welt! Wie tief unter ihm steht der Geldprotz, und doch ist er der Bevorzugte. Unzweideutige

Gunstbezeugungen lassen keinen Zweifel aufkommen. Zornig ballt der Eifersüchtige die Faust, fühlt sich als Mann und beschließt, dem unwürdigen Verhältnis ein Ende zu machen. Er bricht auf, ermahnt von seinem Freunde, in sein Haus heimzukehren, irrt, quälende Unruhe im Herzen, in den Gassen umher und findet sich — wieder vor der grausamen Tür, um sich da krumm und krank zu liegen, in ewig schmachtender Schwächlichkeit.

Und was hat ihn aus dieser Liebesnot erlöst? Nur eine neue Liebe vermochte dies. Aber diese hat ihn noch stärker gepackt als die frühere, hat ihn jetzt so gefangen genommen, daß er in seiner Verliebtheit jede Macht über sich verloren hat, an nichts anderm mehr Freude findet, nicht einmal mehr am Dichten:

> Hab' keine Freude mehr am Dichten
> O Pettius, muß wieder drauf verzichten,
> Seit mich Cupidos Pfeil so schrecklich quält,
> Cupidos, der vor allen mich erwählt,
> Für Knaben, die in zarter Jugend blühen,
> Und für der Mädchen Schönheit zu erglühen.

Den Gefahren, den süßen Bitternissen seiner Leidenschaft kann er nicht entfliehen, will es auch gar nicht versuchen, will und muß lieben und wird, das fühlt er, an dieser Klippe scheitern, wenn nicht als Retterin erscheint — eine neue Liebe.

So taumelt er haltlos von einer Liebe zur andern, ein jämmerlicher Sklave der Leidenschaft.

Ein Dichter, der sich seinen Lesern als dramatisch-komischen Helden der Ohnmacht präsentiert, der ihnen seinen Balken im Auge zeigt, der darf auch über die Splitter in den Augen seiner Mitmenschen spotten.



12. Quid tibi vis, mulier

Unmöglich!

O EGO NON FELIX, QUAM TU FUGIS

Diese archilochischen Verse gelten einer stehenden Figur der attischen Komödie, einer verliebten Vettel, bei der sich Horaz ein Schürzenstipendium verdienen soll. Schöne Geschenke sollen ihn zu einem feurigen Liebhaber machen — unmöglich! Horaz kann, selbst wenn er wollte, ihr nicht zu Willen sein. Der Ekel ist zu groß. Die Motivierung hätten wir dem Dichter gern erlassen. Unser ästhetischer Kommentar kann da nicht folgen. Aber die römische Gesellschaft jener Tage scheint in diesem Punkte ein gut Teil mehr vertragen zu haben wie wir, obgleich auch wir durch den Ton in der modernen Literatur, durch die Kloaken des Simplizissimus und Konsorten, durch die „Freß- und Sauflieder", selbst durch die Machwerke vieler Damen, die als Führerinnen in diesem moralischen Sumpf zu glänzen wünschen, nicht gerade verwöhnt sind. Und wenn wir die Schmutzereien unserer Epode mit den modernen vergleichen, so werden wir keinen Augenblick zögern zu konstatieren, daß Horaz dem Wunsche folgt, das Laster an den Pranger zu stellen, den Widerwillen dagegen zu erregen, abzuschrecken und dadurch zu bessern. Die modernen Pornographen in Wort und Bild aber wollen reizen, verführen, das Laster der Frivolität so lockend wie möglich darstellen. Reznniceks gewagte Demimondebilder wollen prickelnd wirken, O. Weber will alles, was uns

Deutschen heilig ist, mit zynischer Hand herunterreißen. Und je verführerischer diese Darstellungen, um so gefährlicher sind sie für die Jugend. Gegen diese Zerstörer der Sittlichkeit müßte auf dem Wege des Gesetzes noch viel energischer eingeschritten werden. Periculum in mora! Aber auch hier, wie überall werden gute Gesetze weniger nützen als das Zusammenarbeiten aller Guten: Front also gegen den Schund und den Schmutz in Schrift und Bild!



13. Horrida tempestas caelum contraxit

Trost im Wein.

LEVARE DIRIS PECTORA SOLLICITUDINIBUS

Kein fröhliches, herzerfreuendes Trinklied! Ein wildes Lied, voll der verzweifelten Stimmung eines jugendlichen Herzens, das sich zusammenkrampft in Schmerz und Sorge und auf eine Weile Vergessenheit zu finden sucht von all dem Jammer des Daseins.

Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Und wie drinnen in der Brust, so stürmt es draußen in der Natur.

Gewölk umzieht den Himmel; auf die Felder
Ergießt sich Schnee und Regenflut; es heult
Ein rauher Nord im Meer und durch die Wälder.
— Hascht den Genuß, eh' uns der Tag enteilt!
(Übers. v. Günther.)

Holla! Lustig, ihr Freunde! Noch sind die Kniee frisch, also fort mit greisenhafter Grämlichkeit! Laßt köstliche Düfte wallen, laßt Musik erschallen, den Kummer zu betäuben! Wein her, den Jahrgang 65, der die Marke meines Geburtskonsuls Torquatos zeigt, — eine feine Marke, fein wie der Junge, der dem herben Jahre entsprossen! Musik und Wein sind ja die großen, süßen Tröster der sich in Sorge verzehrenden Herzen. Ich bin der weise Chiron und rate dir, junger Achill: Dir steht der Tag bevor, wo du deine Heimat verlassen mußt, wo du gehen mußt in ein Land, woher dir keine Heimkehr blüht. Willst du dich deshalb in Gram verzehren? Spüle die Sorgen hinunter, singe sie weg!

Vielleicht daß alles einst zum besten kehret
Ein milder Gott. (Übers. v. Günther.)

Vielleicht! — Ein schwacher Trost. Doch daß der Glaube an das gütige Walten Gottes noch nicht völlig geschwunden, ist ein kurzer Sonnenblick in den düsteren, wilden, ausgelassenen Klängen dieses in episch-iambischen Formen komponierten Gedichtes. Der wilde Schwung der Daktylen wird durch die hinkenden Jamben gelähmt: Stürmische Jugendkraft und nüchterne Sorge — die Sorge mit dem hinkenden Fuß.

Woher die düstere Stimmung der Zechgenossen? Die Frage hat die Gelehrten viel beschäftigt. Zu ihrer Beantwortung muß uns den Schlüssel der Achill gespendete Trost bieten; denn Horaz liebt es, durch Anspielungen auf Personen und Situationen das, was er will, zu erläutern. Nun steht außer der stereotypen Anrede „du unbesiegbarer" kein Wort da von Achills Heldenhaftigkeit und Ruhm, von seiner Berufung zu hohen Taten. Es wird nur gesagt, daß er seine Heimat verlassen muß und sie nie wiedersehen wird. Also liegt hier für die Zechgenossen ein ähnlicher Fall vor. Einer von ihnen muß für immer Abschied nehmen, darf nicht wiederkehren, ist verbannt. Seine Gesinnung, ähnlich der, die unsere sechzehnte Epode beherrscht, wird die Machthaber veranlaßt haben, ihn als einen gefährlichen, zum mindesten unbequemen Menschen durch Verbannung unschädlich zu machen. Es ist also die bleischwere Stimmung des Abschieds für immer, die auf allen lastet, daß die jungen Menschen dasitzen mit der sorgenvollen Stirn des Greises, das Herz voll unheimlicher Unruhe. Und um diese trübselige Stimmung zu verscheuchen, ruft Horaz als alterprobten Helfer Bacchus herbei und greift kecker in die Saiten, und um ein Lächeln auf den blassen Gesichtern hervorzuzaubern, braucht er gewagte Ausdrücke, wie „die frischgrünen Kniee", „die meerblaue Mutter", und ergeht sich in Übertreibungen.



14. Mollis inertia cur tantam diffuderit imis Oblivionem sensibus

Amor, ein Musenfeind.

DEUS DEUS NAM ME VETAT
INCEPTOS . . IAMBOS
AD UMBILICUM ADDUCERE

Horaz sitzt und sinnt und kommt nicht vorwärts. Er hat Mäcenas die Vollendung des Gedichtes versprochen. Vergebens! Mäcenas mahnt und mahnt, will den Dichter aufrütteln aus seiner Lethargie:

Wie so schlaffe Unlust mich,
Irgend etwas zu beginnen,
Mit Vergessenheit durchtränkt
Ganz bis zu den tiefsten Sinnen —

Gleich als hätte Lethesaft
Ich geschlürft mit durst'gem Munde:
Also fragst du oft, Mäcen —
Jede Frage eine Wunde.

Ach, mir wehrt der Gott, der Gott,
Einzulösen die Verpflichtung
Und zu endigen die längst
Angefangne Jambendichtung!

(Übers. nach Städler.)

Welcher Gott es ist, erfahren wir bald. Hören wir, was der Dichter zu seiner Entschuldigung vorbringt: Sieh, Mäcenas, sagt er, auch mein hohes Vorbild Anakreon hat der Gott der Liebe verhindert, so schön zu dichten wie sonst.

Und du selbst weißt ja, wie sehr die Liebe alle Sinne gefangen nimmt, wenn du auch der Liebe Schmerzen nicht kennst, du glücklicher Mann. Denn deine Liebste, berückend schön wie einst Helena, gehört nur dir, während meiner Phryne ein Liebhaber nicht gnügt. Mein Herz wird von den Qualen der Eifersucht zermartert, und da soll ich dichten?

Wie geschickt appelliert der Dichter an das Herz und die Erfahrung des Mahners, um ihn still zu machen! Wie befriedigt mußte der drängende Mentor sein, wenn er eine so reizende Entschuldigung in so schöner Form erhielt!



15. Nox erat, et caelo fulgebat luna sereno

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

AST EGO VICISSIM RISERO

Quintus Horatius hat den Beinamen Flaccus, zu deutsch der Schwächling. Mit diesem seinem Beinamen spielt er hier: „Wenn etwas von einem Mann im Flaccus steckt," so droht er; das heißt also, wenn ich, der Schwächling, ein Mann sein kann (im Lateinischen prallen diese Gegensätze, wie das unser Dichter liebt, viel energischer aufeinander), werde ich dem unwürdigen Treiben ein Ende machen.

Wem droht er und weshalb?

Nacht war es, und in heitrer Himmelsferne
Stand Luna leuchtend in dem Kreis der Sterne,

Als du der Treue Eid mir nachgesprochen,
Den du im Herzen damals schon gebrochen,

Indessen deine Arme mich umfingen,
Wie Efeuranken sich um Eichen schlingen.

(Übers. v. Proschberger.)

Mondlichtdurchflutete Zaubernacht. Der alte Freund der Liebenden blickte auf ein seliges Paar. Wieviel Glück und Sehnen hat er schon geschaut! Und die da unten wandelten in all der Pracht, sie schwuren sich Liebe und Treue, daß es ewig, ewig so bleibe! Liebesschwüre von ewiger Treue flüstert der Menschenmund, und wie oft ist das alles bald vergessen im Wechsel des Lebens!

Damals, an Göttern frevelnd, schwur dein Mund:
Solang der Wind in Phöbus' Locken spielet,
Der Wolf die Herde scheucht, die Flut zerwühlet
Orion, dauert unsrer Liebe Bund.

(Übers. v. Günther.)

Die Treu' hat sie gebrochen; ein anderer, reich, klug und schön, besitzt ihr Herz. Noch liebt der Dichter die Unwürdige. Aber die Würde des Mannes bäumt sich auf gegen die weibliche Unbeständigkeit. Seinem Namen zum Trotz wird er nicht den blöden Schäfer spielen, sich von der Meineidigen nicht verlachen lassen, wird nicht in ihren unedlen Banden girren; er wird ihr Bild aus seinem Herzen reißen, ein anderes Lieb, ein seiner Liebe würdigeres sich suchen.

Mit warnendem Spott an den beglückten Nebenbuhler klingt das Lied aus. Du der du mich jetzt höhnst, glücklich in ihrem Besitze, auch du kommst an die Reihe. Magst du auch reich sein wie Midas, weise wie Pythagoras, schön wie Nireus,

Sie wird es dir kein Jota besser machen;
Dann aber ist die Reih' an mir, zu lachen.

Das ist die alte, ewig=neue Geschichte! Veränderlichkeit, dein Name ist Weib. Varium et mutabile semper femina! Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch so machen, sagt Siebel in Auerbachs Keller. Doch wem es just passieret, dem bricht's das Herz entzwei, — ein höhnisch Wort auf den Lippen.



L. Antonius, jüngerer Bruder des M. Antonius, kämpfte früher auf Seiten Cäsars u. bei Philippi (42) auf Seiten der Cäsarfreunde. Aber nach der Rückkehr nach Italien stand er im Bund mit Fulvia, der Gemahlin des älteren Bruders, allerhand Ränke gegen Augustus u. benutzte die Schwierigkeiten welche die Verteilung von Land an die Veteranen machte zum offenen Kampf gegen Octavian. Er wurde aber in Perusia (Etrurien) 41 eingeschlossen u. musste sich ergeben. Unter dem Eindruck der Gräuel des perusinischen Krieges ist die Epode gedichtet.

16. Altera iam teritur bellis civilibus aetas

Auf zu den Inseln der Seligen!

SECUNDA VATE ME DATUR FUGA

Als Jüngling hatte Horaz bei Philippi [42 x)] für die Freiheit gefochten. Als ob es noch eine Freiheit gegeben hätte! Als ob sie nicht längst ein Phantom geworden wäre! Ihre Stützen, die alten Römertugenden, waren bei der allgemeinen Verwilderung der Sitten infolge der furchtbaren Bürgerkriege längst verloren gegangen. Das Staatsgefüge war zerborsten. Die Gesetze waren nur da, um übergangen, um vergewaltigt zu werden. Wer die Macht hatte, hatte das Recht. Willkür war sein einziges Gesetz. Um zur Macht zu kommen, dazu war jedes Mittel recht. War auch der Weg zu ihr ein Weg durch Verbrechen, ging er über Hügel von Leichen, schien er zum Ziel zu führen, so wurde er beschritten. Diese Wildheit zu bändigen, den Gehorsam gegen die Gesetze zu erzwingen, das vermochte keine Vielheit, wie der Senat es war, selbst wenn er nicht so haltlos gewesen wäre, dazu bedurfte es eines zielbewußten Mannes, aber auch eben nur eines. Einheitlichkeit war notwendig. So drängte denn alles hin zur Monarchie. Daß dieser eine Mann Oktavian sein würde, das ahnten damals erst wenige. Horaz sah damals in ihm nur einen neuen Gewalthaber, dessen rücksichtsloses Vorgehen in der Ackerverteilung [41] an 170 000 Veteranen viele römische Bürger, unter ihnen die Dichter Vergil und Properz, obdach- und hablos gemacht hatte. Mit blutendem Herzen sah Horaz die herzzerreißenden Szenen, die sich jetzt

x) Antonius u. Oktavian (seit 43 durch Lepidus im sog. 2. Triumvirat geeint) siegten bei Philippi im J. 42 über Brutus u. Cassius, welch letztere dort beide fielen.

täglich in Rom abspielten. Aus ganz Italien strömten Tausende und Abertausende in die Hauptstadt, jammerten und klagten über das zum Himmel schreiende Unrecht, mit Gewalt von Haus und Hof vertrieben zu sein. Und der Gewalthaber, der jetzt so grausam verfuhr, war derselbe, der ein Jahr vorher zusammen mit Antonius in den Mordhekatomben der Proskriptionen 300 Senatoren und 2000 römische Ritter ohne die geringste Spur eines gerichtlichen Verfahrens geächtet und dadurch alle gemeinen Leidenschaften entfesselt hatte. Die allgemeine Verwirrung deckte jedes Verbrechen, alle Bande frommer Scheu waren gelöst. Dazu kam, daß in Italien die Hungersnot wütete. Einige Cäsarmörder waren noch nicht überwältigt, brandschatzten mit ihren Flotten die Küsten Italiens und hinderten jede Zufuhr. Und das Schlimmste des Schlimmen: einen neuen Bürgerkrieg drohte die Eifersucht der berüchtigten Fulvia zu entflammen. Was Wunder, wenn Horaz in diesem Chaos Rom als die sinnlos wütende Kraft ansah, die sich durch sich selbst vernichtet.

> Zwei Menschenalter zehren Bürgerkriege
> Schon auf, und Rom vergeht durch eigne Kraft,
> Das einst die Marser nicht verderben konnten,
> Noch Capua, die neiderfüllte Stadt,
> Noch des Etruskerfürst Porsena Drohen,
> Noch Spartakus, der grimme, noch die Scharen
> Germaniens mit den blauen Augen, noch
> Die Gallier, die Verräterei nur sinnen,
> Noch Hannibal, der Eltern grauser Fluch.
> Vielmehr wir selbst verfluchte Stammeserben,
> Wir selbst vernichten Rom mit eigner Kraft.

Worte dumpfer Verzweiflung an dem Heile, ja an der Existenz des Vaterlandes. Ähnliche Stimmungen finden wir um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei deutschen Dichtern. Hören wir der besten einen, was kühnen Mut und Adel der Gesinnung anlangt, Moritz Grafen Strachwitz, und ziehen wir mit den Gefühlen des Römerjünglings die Parallelen:

> Dumpf in dir, o Kaiserwiege,
> Gärt der Keim der Bürgerkriege,
> Tausend Zungen
> Sind gedungen,

Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da,
Schüttle dich, Germania!
. . . .
Zucht und Glaube
Tief im Staube . . . . .
Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete.

Und wie bei uns manch braver Patriot bange nach Rettung ausschaute, so fragte man auch in Rom:

Was nun sollen wir tun, zu wenden das drohende Unheil?
So fragt ihr alle oder doch der beßre Teil.
(Übers. v. Menge.)

Und was antwortet Horaz den bang um Rat Fragenden? Rom ist unrettbar verloren. Durch das Wüten gegen das eigene Selbst richtet es sich zugrunde, macht es sich unfähig, den andringenden Scharen der Barbaren zu widerstehen. Wehe, bald werden diese mit dröhnendem Hufschlag durch die verödeten Straßen reiten, die Einwohnerschaft niedermetzeln und von Roms Gründer die Gebeine, „die anzuschauen schon ein Frevel ist" (Augustus hatte einen großen schwarzen Stein über die Gebeine des Romulus legen lassen), in alle Winde zerstreuen, somit den Talisman der Stadt vernichten und dadurch ihre Zerstörung für immer besiegeln. Nirgends Rettung? Nirgends Hilfe? Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, greift er nach dem Plane, den schon Sertorius nach dem Siege des Sulla gehegt haben soll, nämlich nach der Insel der Seligen auszuwandern, und in seinem jugendlichen Idealismus findet er süßen Trost in dem Vorbild der Phocäer, die aus ihrer der persischen Zwingherrschaft verfallenen Vaterstadt auswanderten:

Wohlan! Uns führt ein Mittel nur zum Heil:
Wie die Phocäer, Vaterland und Laren
Verwünschend, flohn und ihre heil'gen Tempel
Den Ebern und den Wölfen überließen,
Zu fliehn, wohin uns führt der Wanderstab,
Süd oder West uns leitet durch die Wellen.
Gefällt's? Kann jemand beßren Rat erteilen?

Was säumen wir, da uns die Vögel Glück
Verkünden an der Schiffe Bord zu eilen?
Doch schwören wir zuvor:

Und nun läßt der Dichter die Auswanderer, wie es die Phocäer getan haben, einen fürchterlichen Eid schwören, nie mehr an die Rückkehr zu denken, ehe nicht die Naturgesetze aufgehoben sind. Das ist die exsecratio! Wenn nicht Wunder geschehen, gibt's keine Heimkehr; diese Wunder werden nie geschehen; also vorwärts geschaut, nicht hinterwärts! Was nicht mit auswandert, mag zu Hause verkommen! Was noch männlich fühlt, — hinaus in den Ozean! Dort winken uns die Inseln der Seligen. Und nun folgt in wunderbar schönen Versen eine unendlich liebliche Schilderung dieses geträumten Paradieses, nach dem die Menschen sich zu sehnen nicht aufgehört haben und nie aufhören werden, solange die Sünde ihr Verderben ist. Dorthin, wo die Hirten leben, ein harmloses Geschlecht! Sie brauchen für nichts zu sorgen, sie lieben und tun nichts weiter. Die Erde gibt alles freiwillig her. Hin zu den Inseln,

wo die Ceres jährlich sproßt
Auf ungepflügtem Acker und der Most
Gesammelt wird von unbeschnittnen Reben
Und die Oliven immer Früchte geben.
Der süße Feigenbaum ist dort daheim,
Aus hohlen Eichen fließt der Honigseim,
Und mit stets munteren geschwätz'gen Wellen
Entströmen von des Bergeshöhn die Quellen.

Kein Unglück, nichts Böses naht diesen Gestaden. So träumt der jugendliche Dichter sein Wunderland ähnlich wie Schiller in seinen schönen Versen:

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leisen Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu;
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Horaz hatte zu schwarz gesehen. Aus dem gärenden Brodem und Wust der Zwietracht und der Sittenlosigkeit wurde das Vaterland noch einmal gerettet. Mußte der Dichter und mit ihm Tausende von Patrioten nicht den verehren, der es mit fester Hand und klugem Sinn wiederaufrichtete und dem Hexensabbat ein Ende machte, so daß Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Segen wieder Platz griffen?

Diese Epode ist unseres Dichters frühestes sicher datierbares Gedicht. Sie ist noch eine Reminiszenz aus seiner Rhetorenschulzeit. Horaz hat gewissermaßen eine Volksversammlung einberufen und hält in ihr, den Vorsitz führend, eine flammende Rede: Die Einleitung mit ihrem den bevorstehenden Untergang Roms verkündenden Posaunenton macht großen Eindruck; er sieht die allgemeine Ratlosigkeit und stellt nun seinen energischen Antrag. Nach einer Umfrage folgt die Begründung seines Antrages mit ihrer unbeschreiblich süßen Lockung. Aber trotz dieses Anklanges an die Rhetorenschule und an das dort übliche Pathos ist dies Gedicht eines seiner schönsten und hat sicher auch bei seinem Erscheinen durchschlagenden Erfolg gehabt. Ein Zeichen davon ist die vierte Ekloge Vergils, die eine nur zwei Jahre später erschienene auf Mäcenas zurückzuführende Zurechtweisung für die Horazische Epode ist. Wenn diese die goldene Zeit nur in fernen phantastischen Landen finden zu können glaubt, so sagt die Ekloge: Für uns Römer liegt das Glück nirgendwo anders als in Rom; schon ist uns der Mann entstanden, der uns all das Glück bescheren wird. Der kühler denkende Horaz ist erst einige Jahre später zu dieser Ansicht gekommen. Dann aber war er auch Manns genug, dies rückhaltlos anzuerkennen, nicht in starkem Doktrinarismus bei der einmal gefaßten Meinung zu verharren, sondern seine Republikanerträume als nicht mehr erfüllbar aufzugeben und als überzeugter Anhänger des Augustus durch öffentliche Lobpreisung seine Herrschaft zu kräftigen und zu fördern.



17. Iam iam efficaci do manus scientiae

Keine Gnade!

QUAE FINIS AUT QUOD ME MANET STIPENDIUM

Es ist nicht wohlgetan, daß unsere Herausgeber die später gedichteten Oden den Epoden voranstellen, so daß der lyrische Teil der Dichtungen des Horaz mit diesem Gedichte endigt, — in der Tat kein würdiger Abschluß! Eine Canidia, wie sie Horaz durch seine giftigsten Spottpfeile vernichtet als Schlußfigur — nimmermehr! Wir können heute uns mit einem Dichter nicht befreunden, der ein Weib, mag sie noch so schlecht gewesen sein, mag sie Liebestränke gemischt haben, mag sie die Liebste aller Schiffer und Hausierer gewesen sein, mit Keulenschlägen niederwirft. Welch ein Hohn spricht aus jedem seiner Worte, wenn er sich stellt, als fühle er die Macht und die Wirkung ihrer Hexenkünste, als empfinde er Reue darüber, sie geschmäht zu haben, wenn er in seiner Abbitte aber die furchtbarsten, beißendsten Schmähungen auf sie häuft, wenn er sie um Gnade anfleht und für diesen Fall verspricht zu — lügen, daß sie fromm und keusch ist, wenn vernichtende Ironie seinen Griffel vergiftet! Verurteilen wir dreist diese giftigen Blumen im Garten Horazischer Lyrik, die einer Zeit entsprossen sind, wo der junge Dichter, um sich bei dem großen Publikum rasch einen Namen zu machen, für seine Pasquille dem Tagesleben möglichst pikante und allgemein besprochene Themata entnahm. Sie verunzieren den schönen Blütenkranz, den der Dichter zu unserer Freude uns hinterlassen. Delicta iuventutis meae ne memineris!

Interessant ist es, diese Epode zu vergleichen mit der fünften. Dort ist der Ton durchweg pathetisch, ernst und voller Erbitterung und verrät scheue Angst vor der Magie. Hier will Horaz als der aufgeklärte Spötter auftreten, als den er sich in der achten Satire des ersten Buches zeigt. Aber es bleibt bei dem Versuche. Die mit Haß verbundene Furcht vor einer persönlichen Feindin, sagt Ivo Bruns, verrückt ihm das Konzept und läßt den beabsichtigten souveränen Spott nicht aufkommen. Dieses Schwanken darf nicht überraschen. Es müßte im Gegenteil auffallen, wenn Horazens freigeistige Impulse im Gegensatz zu der für die damalige Kulturwelt charakteristischen, zwischen Glauben und Unglauben schwankenden Inkonsequenz des Urteils sich zu einer konsequenten Leugnung der Magie entwickelt hätten.



Oden.

Monumentum aere perennius
regalique situ pyramidum altius.

Naive u. sentimentale Dichtung.

Man unterscheidet in der Dichtung:

1) gefühllyrische Gedichte (naive Dichtg), die uns über das Leben des Dichters u. s. Persönlichkeit berichten, Gedichte, in denen Leid u. Freude des Dichters einen allgemein verständlichen poetischen Ausdruck gefunden haben. Als entschieden zur Gefühllyrik gehörig wird man nur diejenigen Gedichte bezeichnen, in denen der innige u. phantasievolle Ausdruck des Gefühls (wie der hingebenden Liebe, des gewaltigen Zornes, heiterer Lebensfreude und dunkler Schwermut) das ist, was uns vorzugsweise gewinnt u. fesselt, während die Gedanken uns (in den gefühllyrischen Gedichten) nicht interessieren, geschweige denn durch ihre Tiefe u. Neuheit. – Catull –

2) gedankenlyrische Gedichte (sentimentale Dichtg), die schwierigere Gedankengänge aufweisen. Die gedankenlyrischen Gedichte sind Ergebnisse des Denkens; sie sind Produkte ernster Lebenserfahrg und enthalten Lehren der Weisheit. In plastischer Darstellg behandeln sie das Verhältnis von Natur, Mensch u. Gott zu einander und veranlassen auch uns, über diese höchsten Probleme nachzudenken. – Die Gedankenlyrik ist meist allegorisch-symbolisch und steht im Dienste der Ethik. – Schiller sieht in Horaz den wahren Stifter der sentimentalen Dichtgsart, in der er ein noch nicht übertroffenes Muster ist. – Horaz –

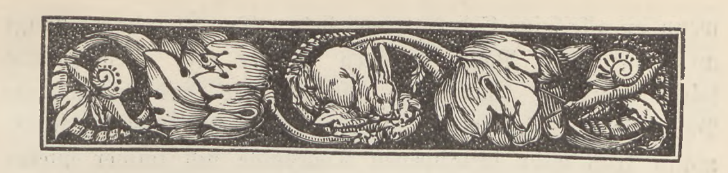
Nicht die Empfindung allein, nur was in wahrer Erfahrung
Ihr das Leben geklärt, spreche der Lyriker aus.
Aber am Herzen gereift zum Herzen rede die Weisheit,
Aber im Feuer des Gefühls sei der Gedanke gelöst! (Geibel)

„Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit" (Uhland)

Man kann nicht etwa die eine Art der Lyrik für besser (bezw. schlechter) halten als die andere; vielmehr handelt es sich um 2 verschiedene allgemein menschliche Geisteshaltungen, die beide neben einander möglich sind, die sich gegenseitig ergänzen.

Erstes Buch.

Nos convivia, nos proelia virginum
Cantamus vacui, sive quid urimur.



I. 1. Maecenas atavis edite regibus

Die Teilung der Erde.

ME GELIDUM NEMUS
NYMPHARUMQUE LEVES CUM SATYRIS CHORI
SECERNUNT POPULO

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.
Schiller.

Idealismus und Realismus! Im Reich des Idealen, bei seiner Muse findet Horaz sein Glück. Dem musenlosen Realismus huldigen Tausende mit ödem Herzen. Können sie wahre Befriedigung finden? Bilder dieses Dichtens und Trachtens der Menschen reihen sich in bunter Fülle in diesem Gedicht aneinander, mit dem Griffel des Meisters in heiterem Spott gezeichnet. Diese Bilder vergleicht Otto Keller passend mit dem Kranze lieblicher Reliefs auf einer marmornen Vase, die Szenen aus den verschiedenen Berufsarten und Lebenszielen der Menschen darstellen, großartig anfangend, großartig schließend und Anfang und Ende harmonisch verbindend. Sie werden zu einem prächtigen Hymnus auf die Herrlichkeit des Dichterberufes:

Viele lockt der Siegespreis in der Rennbahn, der ebenso nichtig ist wie der Staub, den sie bei dem Wettfahren aufwirbeln. Andere buhlen um die Volksgunst, auf daß sie, von ihr getragen, zur eitlen Höhe stolzer Ämter emporsteigen. Der Großgrundbesitzer dünkt sich ein Gott zu sein,

wenn er alle seine Scheuern voll sieht. Der Kleinbauer hängt an seiner vom Vater ererbten Scholle mit allen Fasern seines Herzens, ihm geht nichts über das altmodische Bauernleben. Um immer mehr zu erwerben, wagt der Kaufmann trotz aller bestandenen Todesnöte sich immer wieder auf das hohe Meer hinaus. Anderen ist nur wohl in behaglicher Untätigkeit, ihr Ideal ist ein dolce far niente. Andere wieder finden ihr Glück in den Gefahren aufreibenden Kriegslebens. Manchem steht kein Genuß höher als die aufregenden Freuden der Jagd. Die Ideale aller dieser kleben am Irdischen. — Der Dichterberuf allein verschafft göttliche Freuden, die der Tor nicht ahnt. Der Dichter ist, so oft er kommt, den Göttern willkommen, sein Auge hängt am göttlichen Angesicht, an der göttlichen Harmonie sein Ohr. Er hört und versteht die Töne der Beseligten in den heiligen Hainen, wo die Quellen rauschen, die Nymphen im Vollmondglanze leichtbeschwingte Reigentänze aufführen, wo die Bacchen verzückt ihrem Meister entgegenjubeln und dieser seine Jünger neue Weisen lehrt. Aber wo der Dichter in entzückter Trunkenheit schwelgt, da hört der gewöhnliche Sterbliche nur den Nebelwind, der herbstlich durch dürre Blätter säuselt.

Ähnlich stolz stellt Schiller seinen Dichterberuf dem sonstigen Treiben der Menschen, selbst der nach den höchsten irdischen Auszeichnungen ringenden, gegenüber in dem Gedicht „Im Oktober 1788“:

Daß du, des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen,
  Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen,
  Mir ein Saitenspiel gabst,
Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeistrung beflügelt,
  Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Kristall die Wahrheit sich spiegelt,
  Heller die dämmernde strahlt,
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
  Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir lodern.

Die Dichterstirn wird in unserer Ode „gelehrt“ genannt. Ist doctus hier wirklich so zu übersetzen? Poesie und Gelehr-

samkeit — tief ist die Kluft, die sie trennt, und doch war die Gelehrsamkeit ein wichtiges Requisit der damaligen Poesie. Die in dieser Zeit vorbildlichen Alexandriner hatten in die poetische Technik eine gewisse mythologische Scholastik hineingetragen, die nicht selten unser lyrisches Empfinden stört.

Diese erste Ode, die Horaz durch eine Fülle von Assonanzen und Alliterationen, durch gleichartige Wortstellungen, durch End- und Binnenreime ganz besonders ausgezeichnet hat, ist der Prolog zu den drei ersten Büchern der Oden, wahrscheinlich ebenso wie der Epilog unmittelbar vor ihrer Herausgabe gedichtet, beide in einem sonst in diesen Büchern nicht angewandten Metrum. Eingeleitet und geschlossen ist dieser Prolog mit je zwei Widmungszeilen an seinen hohen Gönner Maecenas, der ihm die frohen Dichtermut lähmenden Sorgen um das tägliche Brot verscheucht hatte, der aber mehr empfing, als er zu geben vermochte — die Unsterblichkeit durch des Sängers Lied.

Die Ode ist aber auch zugleich des Dichters Programm: die lesbische Laute will er spannen. Auf Alcäus und Sappho gestützt, d. h. mit lyrischen Gedichten, will er die Höhen des Dichterruhms erklimmen. Und er hat sie erklommen.

Maecenas, königlicher Ahnen Blut,
Du mein Beschützer und mein köstlich Gut!
Dem einen macht es Freude, mit dem Wagen
Der Rennbahn Staubgewirbel zu durchjagen,
Und wenn er gar einmal mit heißem Rad
Geschickt das böse Ziel umfahren hat,
Dann schmückt die edle Palme ihn, dann hält
Den Göttern er sich gleich, den Herrn der Welt.
Der andre fühlt durch Ehren sich beglückt,
Womit das wetterwend'sche Volk ihn schmückt.
Der dritte möchte gern den Erntesegen
Ganz Libyens in seine Speicher legen.
Wer sein ererbtes Feld mit frohem Mut
Bebaut, den reizt nicht Krösus' ungeheures Gut,
Sich zaghaft auf das hohe Meer zu wagen,
Von leichtem cyprischen Gebälk getragen.
Die Ruh' und Flur des Heimatstädtchens lobt
So mancher Kaufmann, wenn der Sturm durchtobt

Das wilde Meer: doch schon nach wenig Tagen,
Da karges Los er nicht vermag zu tragen,
Stellt er die Trümmer seines Schiffes her. —
Auch kenn' ich manchen, der es nimmermehr
Verschmäht, in altem Massiker zu zechen
Und sich vom Tag ein Stündchen abzubrechen,
Um bald an heil'gen Quellen auszuruhn,
Bald unter Bäumen gütlich sich zu tun.
Den wieder freut das wilde Lagerleben,
Das Schlachtgewühl, vor dem die Mütter beben,
Und Kriegsfanfaren und Trompetenton.
Der Jäger weilt, der jungen Gattin schon
Vergessend, unter eis'gem Himmelsdach,
Sei's, weil ein Eber durch das Garn ihm brach,
Sei's, weil die Hunde einen Hirsch verspüren.

Doch meine Stirne wird der Efeu zieren,
Wird in der Götter Saal mich führen ein.
Und mich entrückt der kühle Dichterhain,
Der Satyrn und der Nymphen muntre Schwärme
Des irdischen Getriebes lautem Lärme,
Wenn nur Euterpe mir ihr Spiel nicht nimmt
Und Polyhymnia die Leier stimmt.
Willst vollends du mich zu den Sängern zählen,
So wird mein Ruhm den Sternen sich vermählen.

(Frei nach Bürger.)

Goethes Erlkönig:

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron u. Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.
Du liebes Kind komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir,
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.
Mein Vater, mein Vater u. hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.

Cf. unbedingt Schiller „Die Teilung der Erde" [zugänglich z. B. in Freytags Schulausgaben für den deutschen Unterricht: „Friedrich v. Schiller. Gedichte" (Auswahl) herausgeg. von Bachmann].
Schiller hat – unbedingt erwähnt – auch eine „freie Übersetzung des 2. Buches der Aeneide geliefert".

x Schillers:

Die Teilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein.
Der König sperrt die Brücken u. die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern;
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus, - die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

I. 2. Iam satis terris nivis

Der Retter in der Not.

QUEM VOCET DIVUM POPULUS RUENTIS
IMPERI REBUS

Schreckenerregende Gewitter mit furchtbar flammenden Blitzen lassen Himmel und Erde erbeben, mächtige Regenschauer und Hagelmassen prasseln hernieder, wütende Winde wälzen die Wasser des Tiber zurück, daß sie weithin zerstörend über die Ufer treten, die Stadt, die ewige, wankt unter dem Aufruhr der Elemente, eine zweite deukalionische Flut bricht herein und scheint den Sturz des ganzen Reiches zu bedeuten. Wegen welcher Sünde diese Sintflut? Was haben die Römer verbrochen, daß sie solchen Zorn der Götter verschuldet? Sie haben Caesar gemordet, den großen Caesar, der nach blutigen Bürgerkriegen endlich Ruhe geschaffen, der dem Staat nach dem schwankenden Hin und Her der Republik mit fester Hand die Segnungen einer Monarchie geschenkt hatte. Aber die Strafe für diesen Frevel bleibt nicht aus. Der Aufruhr in der Natur bricht los, und mit ihm droht der Aufruhr im Staate: von neuem wird die Furie des Bürgerkrieges über die römischen Lande rasen, die Erde des Vaterlandes sich rot färben von dem durch Bruderhand vergossenen Blute seiner Söhne. Von neuem droht die römische Welt aus den Fugen zu gehen. Nirgend Rettung, nirgend Hilfe? Schenket, ihr Götter, schenket einen Mann, der ähnlich wie Cäsar die Zügel der Regierung in seine feste Hand nimmt, der als weiser Alleinherrscher das

römische Volk von den häßlichen Wunden des trostlosen Bürgerkrieges heilt. Aber da genügt kein menschliches Können. Darum steiget, Götter, selbst hernieder von eurem himmlischen Thron und reichet uns eure rettende Hand. Wird Vesta uns helfen? Wird Apollo der Retter sein? Venus? Mars? Ah, du bist es, du leichtbeschwingter Sohn der holden Maja; du hast dich entäußert, hast Menschengestalt angenommen, weilst unter uns als der Caesar rächende, Caesar ersetzende Octavian. Kehre erst spät in den Himmel zurück, weile lange und gern bei dem römischen, bei deinem Volke, laß dich hier in neuen großen Triumphen feiern, dich Vater und Fürst nennen und tilge — dies Monitum klingt wie ein Leitmotiv in den drei ersten Büchern der Oden immer wieder an — endlich die Schmach von Carrhae.

Das sind nicht Worte elender Kriecherei, sondern Worte, entströmt einem warm für das Vaterland fühlenden Herzen. Uns mutet es ja heute befremdend an, wenn der Dichter den Kaiser einen menschgewordenen Merkur nennt. Aber erstens war das bereits allgemeiner Volksglaube geworden; mehrere Inschriften bezeugen das, so namentlich die der ministri Mercurii Mariae, die sich vom Jahre 12 ab ministri Augusti Mercurii Maiae, vom Jahre 2 schlankweg ministri Augusti nannten.[1] Und dieser Glaube hatte sich schon so sehr eingebürgert, daß der Titel deus bald zu den offiziellen gehören sollte. Dann aber muß man mit den Patrioten von damals mitzufühlen versuchen. Wie mußten ihre Herzen dankbar dem Manne entgegenschlagen, der Rettung gebracht hatte, wo keine Rettung mehr möglich schien, der Rom aus Blut und Schmach, aus Verwüstung und Verderbnis zur alten Ehrenstellung und zu sicherem Frieden geführt hatte! Solange also Augustus das Zepter in fester Hand hielt, so lange konnte man sicher sein, den Frieden in Ruhe zu genießen. Aber was dann, wenn Augustus die Herrschaft niederlegte, oder gar, wenn er nicht mehr auf Erden? Würde nicht die Furie des Bürgerkrieges ihr blutgieriges, schlangen-

[1] Siehe auch zu IV, 5.

umwalltes Haupt wieder erheben? Würde nicht der Hexentanz der um die Macht ringenden Gewalten von neuem anheben? Und beides war zu fürchten: Augustus hatte längere Zeit gekränkelt. Daher die Bitte, Merkurius-Augustus möge erst spät in den Himmel zurückkehren. Er hatte öfters verlauten lassen, er gedenke seine außerordentlichen Machtbefugnisse niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Daher die zweite Bitte: kein schneller Lufthauch möge den Kaiser, wenn er ob der Römer Schlechtigkeit zürne, entführen, vielmehr solle er sich in ihrer Mitte herrliche Triumphe gefallen, sich gern Friedensfürst und Vater nennen lassen.

Kehr spät zum Himmel wieder, weil in Frieden
Beim Volke der Quiriten du hienieden,
Entflieh im Zorn ob unsrer Sünden nicht
Auf schnellen Lüften unserm Angesicht.

Laß lieber dich als Fürst und Vater preisen,
Dir hier die Ehren des Triumphs erweisen,
Und duld als Feldherr nicht, daß stolz zu Roß
Sich tummle ungestraft der Meder Troß.

(Frei nach Bürger.)

Interessant dürfte hier die Anmerkung sein, daß Lessing sich an diese Verse anlehnte, als er in dem Gedicht „Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin“ Friedrich dem Großen mit den Worten huldigte:

Vom Himmel bist du, Herr, zu uns herabgestiegen,
Kehr spät, kehr spät zurück!

Ebensowenig wie niedrige Schmeichelei darf man aus unserem Gedichte charakterlosen Gesinnungswechsel des Dichters herauslesen. Gewiß, Horaz hatte nach Caesars Ermordung für die Sache der Freiheit zum Schwerte gegriffen. Aber diese Freiheit hatte er bald als ein Phantom erkannt. Die hohlen Tiraden der Freiheitshelden hatten nicht gehalten, was sie versprochen. Ihr Phrasenheldentum war auf Philippis blutgetränkten Feldern unterlegen; ernüchtert, hoffnungslos, mit leerem Beutel und krankem Herzen hatte er die Heimat aufgesucht. Fünfzehn Jahre später dichtete er diese Ode. Allerdings ein ungeheurer Wandel in seiner Gesinnung, aber

ein Wandel, den viele Patrioten gleich ihm durchgemacht hatten, und den gleich ihm viele deutsche Patrioten, z. B. Freiligrath, in der Zeit von 1840—1880, durchgemacht haben. Redete doch die Entwicklung der Dinge eine Sprache, die auch den Widerwilligen Anerkennung abnötigte. Die Verhältnisse hatten mit Notwendigkeit zur Monarchie hingedrängt, der einzigen Verfassung, die den am Rande des Abgrundes schwebenden Staat vor dem jähen Sturze bewahren konnte. Früher die heilloseste Verwirrung und Zerrüttung, jetzt Ruhe und dauernder Friede, dessen Segnungen sich überall in Handel und Wandel fühlbar machten. Früher die größte Verwahrlosung in Zucht und Sitte, jetzt gesetzliche Maßnahmen, um die Einfachheit der alten Zeit wiedereinzuführen, um die Sittlichkeit zu heben; früher infolge der allgemeinen Auflösung Unfähigkeit, den Feinden des Reiches entgegenzutreten, jetzt tatkräftige Unternehmungen, um die durch die innere Einigkeit wiedergewonnene Macht nach außen hin fühlbar zu machen. So war denn dieser Gesinnungswechsel etwas durchaus Richtiges, Selbstverständliches. Denn wie der verurteilt werden muß, der ohne vernünftigen Grund seine Überzeugung aufgibt, so muß es auch der, der trotz eines solchen Grundes sie nicht aufgibt. Also nicht elende Kriecherei, nicht charakterlose Parteigängerei, wie noch immer einige Horazinterpreten behaupten wollen, sondern sein fürs Vaterland warm schlagendes Herz war es, das, förmlich berauscht von der Segensfülle des endlich eingekehrten Friedens, dem Dichter diese Ode diktierte. Die Segnungen der Monarchie und ihre Notwendigkeit weiteren Kreisen zu predigen, hielt der patriotische Dichter für eine seiner würdige Aufgabe. Er stellte deshalb diese Ode unmittelbar hinter den Prolog und wählte hierzu das Versmaß, das er zum Ausdruck weihevoller Stimmung mit Vorliebe verwandt hat, die sapphische Stanze.



I. 3. Sic te diva potens Cypri

Titanisches Streben.

NIL MORTALIBUS ARDUI EST

Ob die Welt an Wundern reich,
Keines ist dem Menschen gleich!
Von des Südes Wut umstürmt,
Kommt er durch die See gezogen,
Durch die dunkle, von der Wogen
Wildem Schwalle hoch umtürmt.
. . . .
Nur vor dem Tod
Vermag er nimmer zu entrinnen,
Möcht' er auch Rettung sich ersinnen
Aus schwerer Not.

(Übers. v. Kayser.)

Die Klänge dieses sophokleischen Chorliedes (πολλὰ τὰ δεινά) zogen dem Dichter wohl durch den Sinn, als seiner edelsten Freunde einer, Vergil, eine allerdings erst später ausgeführte Reise nach Griechenland plante, um unter der leuchtenden Sonne von Hellas sein großes Werk, die Äneis, zu vollenden. Der befreundete Dichter war leidend und angegriffen, die Reise auf dem zerbrechlichen Fahrzeug beschwerlich und gefährlich. Mit Recht war Horaz um das Schicksal des großen Epikers besorgt, der ihn mit Maecenas bekannt gemacht und so die freundliche Wendung seines Geschickes veranlaßt hatte. Vielleicht war es ein Abschied für immer! Trübe Ahnung zog durch die Seele des zurückbleibenden Freundes.

Die herrlichen Worte aus dem schönsten Werke des großen attischen Dramatikers von dem kühnen Unterfangen der Sterblichen, der armen Eintagsfliegen, die nach Unendlichem streben und doch dem Fluche der Zeitlichkeit unterworfen sind, fielen dem Dichter ein und regten sein Empfinden mächtig an; er stimmte seine Laute und sang dies Lied, dies herrliche Lied von dem maßlosen, titanischen Streben, von der ὕβρις des Menschengeschlechts, diesem unerschöpflichen Thema der Tragödie nicht nur auf der Bühne, nicht nur auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sondern der Tragödie des Lebens selbst.

Der lebendige Eingang des Gedichtes mit dem wiederholten sic zaubert unserer Phantasie das Bild vor, als segele das Schiff schon davon, als rufe ihm Horaz die beiden ersten Strophen als glückwünschende Abschiedsworte nach. Venus marina, die dem Meer entstiegene Göttin, die Mutter des von dem abreisenden Freunde besungenen Helden, und die freundlichen Schiffersterne sollen das Fahrzeug gütig durch Sturm und Wogenbraus geleiten. Dann verfinstern sich die Gedanken, erfüllt von der Vorstellung der Kühnheit, der Verwegenheit des Menschen, der sich ein paar Bretter zusammenzimmert, um damit den Göttern, die die Länder von dem Ozean „fürsorglich" geschieden haben, zu trotzen, um „freventlich" das Meer zu befahren, das er nicht befahren soll. Die Kontraste prallen in den Worten fragilem truci pelago ratem energischer aufeinander, als es in der deutschen Übersetzung wiedergegeben werden kann. Und wie das Meer wüten kann, wußte Horaz aus eigener Erfahrung; war doch auch sein Schiff einst ein Spielball der Wogen gewesen, hatte er doch selbst das nasse Grab vor Augen gehabt. Aber so ist der Mensch. Sein kühnes Vorwärtsstreben läßt ihn jede seiner Schwachheit gesetzte Schranke niederreißen. In seiner Vermessenheit holte Prometheus aus dem Himmel das Feuer herab, machte Dädalus sich Flügel und schwang sich zu den Wolken auf, und Herkules gar drang in die Unterwelt. Solches Unterfangen fordert den Zorn des Höchsten heraus. Der Tod, der früher „abgetrennt" war, den Menschen spät ereilte, beschleunigt seinen Schritt. Je kühner der Mensch

das ihm Versagte sich erobert, je mehr bei fortschreitender Kultur er die freien Naturkräfte sich dienstbar zu machen versucht, desto näher tritt der Tod an ihn heran. Welch grausige Ernte hält er jetzt unter den waghalsigen Fliegern — eine Illustration zu dieser Ode, die drastischer ist, als Horaz sie geahnt hat. Drum bleibe, Mensch, sagt Horaz, in deinen Grenzen, demütige dich vor den Göttern, den Hoffärtigen stürzen sie, dem Demütigen schenken sie Gnade. Jupiter thront als Rächer über den Wolken und schmettert die Himmelsstürmer in den Tartarus mit dem Donnerworte: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir! So klingt das wunderbare Lied aus, ein echt lyrisches Gedicht, das von der Begebenheit, die das dichterische Gemüt in Schwingungen versetzt, von der realen Anregung sich erhebt zum Ausdruck der Idee, von dem Besonderen zum Allgemeinen, von dem Speziellen zu Gedanken, die jedes Menschenherz erregen und bewegen.

Wir Modernen vermissen die Anerkennung kühnen Strebens, das, der Todesgefahr sich voll bewußt, dennoch nicht zurückbebt, und den Gedanken an die Vervollkommnung, an den Fortschritt des Menschengeschlechts. Aber Horaz war abhold allem Wagemut, liebte ein beschauliches Leben in Zurückgezogenheit fern vom Weltgetriebe und teilte damit die Anschauung des größten Teiles seiner Zeitgenossen. Nach langen Jahren aufregender, aufreibender Kämpfe tritt immer eine Sehnsucht nach Ruhe ein, nach Ruhe um jeden Preis; so war's nach dem Peloponnesischen Krieg in Griechenland, so bei uns nach dem Dreißigjährigen, so nach dem Bürgerkrieg in Rom, wo die Himmelsstürmer den Bau der Republik mit furchtbarem Krach über den Haufen geworfen hatten. Ein gewisser Quietismus lähmt dann die Tatenfreudigkeit. Der Sturz der Großen warnt vor dem Streben nach hohen Zielen, und das menschliche Herz sucht ganz besonders in solchen Zeiten gern seine Zuflucht bei Gott, im Altertum bei der Philosophie, namentlich bei dem Epikureismus; denn keine andere Schule kam wie diese, namentlich in der Verseichtung der damaligen Zeit diesem Ruhebedürfnis entgegen.

man verlor für kühnes Vorwärtsstreben jedes Verständnis, erblickte das Heil in dem Maßhalten, in der Rückkehr zur Natur, zur Einfalt und Reinheit und wurde ein Freund der goldenen Mittelstraße. Aus der Stimmung jener Zeiten will diese lyrische Schöpfung erklärt und begriffen sein.

Es folge mit einigen Änderungen Eduard Bürgers schöne Übertragung dieses hohen Liedes von dem Maß menschlicher Kraft:

So möge dich die mächt'ge Cypris leiten,
Der Dioskuren helles Doppellicht
Und Äolus mit günst'gem Hauch begleiten,
Die Winde fesselnd, nur den Westwind nicht,
O Schifflein, denn es ist dir übergeben
Vergilius, ein heilig teures Pfand,
Bewahr ihn, denn er ist mein zweites Leben,
Und führ ihn sicher an Athenes Strand.

Dem Manne war um seine Brust gezogen
Ein dreifach Erz, der sich zuerst vertraut
Auf schwankem Kahn des Meeres grausen Wogen,
Dem vor des Föhnes Toben nicht gegraut,
Wenn er dem kalten Nord entgegenbrauset,
Der trotzte der Hyaden trübem Heer
Und dem Südwestwind, der als Herr dort hauset,
Er glätte oder wühle auf das Meer.

Vor welchem Tode mochte der erbeben,
Der Meeresungeheuer hat gesehn
Mit trocknem Aug' und Stürme sich erheben
Um die berüchtigten keraun'schen Höh'n? —
Umsonst hat um die Länder hergezogen
Ein weiser Gott den tiefen Ozean,
Wenn doch mit keckem Kahn auf seinen Wogen
Der Mensch befährt die ihm verbotne Bahn.

Es stürzt der Sterbliche selbst zu Verbrechen,
Es bebt vor nichts zurück sein toller Mut.
So brachte uns Prometheus durch den frechen
Betrug das Feuer. Als des Himmels Glut
Entwendet war, da kam der Fieber Menge
Und blasses Siechtum auf die Erde mit;
Und selbst der Tod mit ungewohnter Strenge
Beschleunigt jetzt den ehmals trägen Schritt.

Auf Flügeln, die uns die Natur versagte,
Hob Dädalus sich in die leere Luft,
Und Herkules mit starkem Arme wagte
Hinabzudringen in des Orkus Kluft.
Den Sterblichen ist nichts zu steil, wir schwingen
Uns wahnbetöret zu der Götter Sitz,
Und unsre fortgesetzten Frevel zwingen
Den Zeus, zu schleudern strafend seinen Blitz.

(Übers. nach Bürger.)

Man sieht daraus, daß die Sehnsucht nach der Luftschiffahrt auch damals die Gemüter erfüllte.

Kl. Ausarbeitung: In dem Geleitgedicht an Vergil führt uns Horaz das titanische Streben des Menschengeschlechts vor Augen. Doch vermissen wir zu unserer Verwunderung jedes Wort der Anerkennung für die Helden, die sich auf leicht zerbrechlichem Kahn dem Ozean anvertrauen oder gar auf kunstvoll gefertigten Fittichen hoch in die Lüfte erheben, sowie den Gedanken an den Fortschritt des Menschengeschlechts. Dieser Mangel an Wagemut entspricht dem Ruhebedürfnis jener Zeit. Der Sturz der Großen bei den vielen Staatsumwälzungen hatte die Tatenfreudigkeit gelähmt. Horaz selbst hatte Schiffbruch gelitten. Er, der bei Philippi eine ganze Legion kommandierte, der [trotz niedriger Abkunft] die höchsten Staatsämter zu erklimmen hoffen durfte, mußte froh sein, als Schreiber im Schatzamt Verwendung zu finden, darum sagte ihm auch die Philosophenschule der Epikureer am meisten zu. Mit den trüben Ahnungen um Vergil sollte er leider recht behalten.

I. 4. Solvitur acris hiems

Der Lenz ist da!

IAM CYTHEREA CHOROS DUCIT VENUS IMMINENTE LUNA

Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In mildem Lichte leuchtet der Lenz;
Auf lauen Lüften lind und lieblich,
Wunder webend er sich wiegt.

Wem ist nicht das Herz aufgegangen bei diesen Worten aus der Walküre mit ihrer sinnberauschenden, einschmeichelnden, weichen Melodie und den weichen W- und L-Alliterationen, die das leise Fächeln der lauen Frühlingslüfte versinnbildlichen! Ähnlich haben sich die weichen W-Alliterationen Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni unserm Horaz auf die Lippen gedrängt, als er die Frühlingsode dichtete. Ihre aus Daktylen und Trochäen kunstvoll zusammengesetzten Verse entsprechen der munteren Stimmung, die entsprungen ist all der Pracht des erwachenden Frühlings, der heiligen Hochzeit von Himmel und Erde.

Das Geheimnis des Frühlings ist immer und immer wieder besungen worden. Jedes Dichterherz drängt es, den frohen Gefühlen, die das Leben und Weben der Natur in Lenzeslust erzeugt, poetischen Ausdruck zu verleihen. Ein prächtiges Frühlingslied aus antiker Zeit verdanken wir keinem Geringeren als Anakreon; es lautet in Brandes' griechischem Liederbuch:

Sieh, wie dem Lenz die Charitinnen
Mit Rosen schon entgegenziehn,
Die Wogen sacht am Strand verrinnen
Und wie des Winters Stürme fliehn!

Sieh, wie die Ente auf und nieder
Im Weiher taucht und lustig schwimmt,
Der Kranich von der Wandrung wieder
Den Weg zur fernen Heimat nimmt!
Sieh, wie am Himmel mit den Schatten
Der Wolken kämpft der Sonne Licht,
Wie's keimt und grünt auf allen Matten,
Das Saatkorn durch die Schollen bricht!
Wie schon am Weinstock Blüten sprießen
Und wie die Vögel fern und nah
Von allen Zweigen jubelnd grüßen:
Der Lenz, der Lenz ist wieder da!

Auch in unserer Ode kommt die Freude an dem Erwachen des lebenspendenden Lenzes zum herrlichsten Ausdruck. Aber unser philosophisch gebildeter Dichter denkt bei dem Aufblühen des Frühlings zugleich an das Absterben im Herbst, an das Werden und Vergehen, an Leben und Tod. — Ebenso Rückert:

Wieder Frühling! — doch: ach, die bange Sicht der Lebenskürzen
Wehrt uns, lange Hoffnungen zu schürzen!

Die erste Strophe unserer Ode malt das Schwinden des Winters und das fröhliche Treiben auf Strom und Flur, ähnlich den Goetheschen Versen:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick.

Die nächste Strophe gibt dem Wirken und Walten der Naturkräfte plastischen Ausdruck: Waldesweben in seiner geheimnisvollen Luft: Venus, die holden Grazien und die leichtbeschwingten Nymphen schlingen bei hellem Mondenschein den Reigen (Moritz v. Schwind hat sie so belauscht), und der rußige Gemahl, der Gott der Esse, schürt das unterirdische Feuer, das die Früchte der Erde, vor allem den Feuerwein, zur Blüte treibt, mächtig an, daß es oft grell aufblitzt. Die dritte Strophe fordert auf, all das Schöne zu genießen, den Kranz von Freudenblumen und Liebesmyrten sich aufs Haupt zu setzen, dem Frühlingsgott ein Opfer darzubringen. Und die vierte und fünfte Strophe? Hören wir das Lenzlied selbst in der anmutigen Übersetzung von Julius Bartsch:

Es schwindet der Winter! Wie hauchen die Lüfte lind und weich!
Wie gleiten behende die Kiele ins blaue Wellenreich!
Nicht säumt mehr die Herde im Stalle, der Pflüger eilt zu Feld,
Und nicht mehr von Reif übergossen, hüllt weiß sich ein die Welt.

Schon tanzet Venus den Reigen in stillem Mondenglanz,
Und Nymphen und Grazien wiegen sich anmutsvoll im Tanz;
Schon schürt in den Tiefen der Erde, wo sich Cyklopen mühn,
Vulkan die flammenden Gluten, daß Funkengarben sprühn.

Jetzt, Freund, ist die Zeit, sich zu schmücken mit grünem Myrtenreis,
In die duftigen Locken zu flechten sich Blüten rot und weiß,
Jetzt ziemt es, den Flurgott zu ehren im kühl durchhauchten Hain,
Mag ein Böckchen zum Fest ihm gefallen, ein Lamm genehm ihm sein.

Es pocht mit seinem Fuße an stolzen Turmpalast,
Wie an die verfallene Hütte der Tod, der Schreckensgast.
Ach, Freund, auf Fernes zu hoffen verbeut die Flucht der Zeit;
Denn bald steht düster umschattet das Grab für dich bereit.

Und hüllt erst in ewiges Dunkel die Todesnacht dich ein,
Dann wirst bei den heitern Gelagen du nicht mehr König sein,
Wird nicht mehr dein Herz sich erfreuen an Lycidas' Erblühn,
Für den schon die Jünglinge schwärmen und bald die Jungfraun glühn.

Also ohne irgend einen Übergang, ganz unvermittelt setzt der Dichter mit der Erwähnung des Todes ein? Was will er damit? Es soll uns recht drastisch vor Augen geführt werden, wie unvermittelt der Tod mit rauher Hand mitten in alle Lebenslust hineingreift und sich sein Opfer holt.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas.

Hart klingen die P-Laute an, so hart, so unerbittlich ist das herrische Pochen des Einlaß heischenden Todes. Wer weiß, wie lange du dich des Frühlings noch erfreuen kannst, drum frisch, o Freund, genieße ihn! Träume nicht, spinne nicht Zukunftspläne. Bist du erst den Weg alles Irdischen gegangen, so ist's vorbei mit dem Genießen. So mahnt uns Vergil:

Wein und Würfel herbei! Verdammt, wer ums Morgen sich kümmert;
Zupfend am Ohr spricht der Tod: Lebet! Ich nahe gar bald!
(Übers. v. Scheffler.)

Und Goethe:

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet.

Also säume nicht, Sestius; denn wie mich, den armen Schlucker, sagt unser lachender Philosoph, aus meiner Hütte, so holt auch dich aus deinem Palast der bleiche Tod, wenn du auch noch so reich mit Gütern gesegnet bist. Und reich gesegnet (beatus) bist du ja, spöttelt der Schalk aus Tibur weiter, denn in deinem Herrensitz dünkst du dich ein König und bist wirklich oft ein König bei — Trinkgelagen.

Mit dem Bilde eines viel umschwärmten, viel umworbenen Menschenkindes, dem greifbaren Frühling in all seiner Schönheit, schließt dies Lied voll strahlender Lebenssonne, die durch die vorüberhuschende Wolke der Todesmahnung nur leicht getrübt wird, um in vollen Lebensklängen auszutönen.



I. 5. Quis multa gracilis te puer in rosa

Gerettet!

MISERI, QUIBUS INTEMPTATA NITES

Pyrrha, die Geliebte mit dem goldblonden Haar, das unter den brünetten Südländern noch mehr als Schönheit gilt als bei uns und das damals ebenso wie heute die Modefarbe der eleganten Dame, namentlich der Halbwelt war, Pyrrha hat unserm Dichter die Treue gebrochen. In einer reizenden Grotte kost die gefährliche Sirene mit einem jungen Fant, wie Frau Venus mit Heinrich im Hörselberg, auf üppigem Lager von Rosen. Er ist der erste nicht, doch glaubt er es zu sein, der Harmlose, der Unerfahrene. Der Dichter sieht's und spottet.

> Angel schwebte lockend nieder,
> Gleich ein Fischlein streift und schnappt —
> Schadenfrohe Schelmenlieder —
> Und das Fischlein war ertappt.
>
> (Goethe.)

Horaz kennt dies Weib, trügerisch und veränderlich wie das Meer, und höhnt, daß die Wellen auf dem Meere der Liebe den jetzt im Glück schwimmenden Buhlen übel zurichten werden. Oh, wie der „sich auswundern" wird!

Doch die Lippe, die so spottet, zuckt schmerzlich. In wehmütiger Erinnerung an das Liebesglück, das er verloren, denkt Horaz an die seligen Stunden, die er mit derselben Gläubigkeit an Liebe und Treue genossen. Unselig ist er geworden, wie dieser ahnungslose Jüngling es werden wird.

Aber er hat es überwunden, hat seine Fassung wiedergewonnen, ist der Charybdis entronnen und hat dem Gotte, der ihn gerettet, nach Schifferbrauch durch Votivtafel und Weihung der Gewänder gedankt. Er war elend, aber er ist wieder gesundet. Ist er es wirklich? Klingt aus seinem Spott es nicht heraus, als ob er gern und mehr als gern noch einmal an diesen Klippen scheitern möchte?

Welcher schlanke Jüngling jetzt wohl
Unter Rosen mit dir scherzt
Und voll sel'ger Lust dich, Pyrrha,
In der trauten Grotte herzt?
Wem zuliebe strählst du jetzt wohl
Deiner Locken lichtes Gold,
Keines fremden Schmucks bedürftig
Für den Leib so wunderhold?

Weh, wie wird der Ärmste klagen,
Wenn die Götter sich gewandt,
Wenn er des geliebten Mädchens
Flatterhaften Sinn erkannt;
Wenn sein Auge, das dem blauen
Spiegelglatten Meer vertraut,
Starren Blickes voll Entsetzen
Die empörten Wellen schaut!

Treu wie Gold, so glaubt er heute,
Bleib' ihm das geliebte Kind,
Doch er hat sein Glück gegründet
Nur auf trügerischen Wind.
Zu bedauern ist ein jeder,
Der an deinen Reizen hängt
Und sich, ohne dich zu prüfen,
Blind in deinen Netzen fängt.

Wohl mir, daß ich selbst dem Schiffbruch
Noch entrann zu rechter Zeit!
An geweihter Stätte hab' ich
Aufgehängt mein nasses Kleid,
Und die Inschrift dicht daneben
Preist des Gottes Gnad' und Macht,
Der mich aus des Meeres Tiefen
Glücklich an das Land gebracht.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)



I. 6. Scriberis Vario

Elegante Ablehnung.

NEC . . . CONAMUR TENUES GRANDIA

Wie häufig an die Kunst des neuen dichterischen Gestirns poetische Anforderungen gestellt wurden, ersehen wir aus den wiederholten Ablehnungen, denen Horaz die feinste, in keinem Fall verletzende Form gegeben hat. Die Anträge kamen in besonders dringender Form vom neuen Kaiserhofe. Es gehörte viel Charakter dazu, um diesen Wünschen zu widerstehen, viel Takt und Geschick dazu, um es in richtiger Form zu tun. Horaz schätzte Wahrheit und Unabhängigkeit im Denken und Dichten über alles und wußte sich den mächtigen Freunden gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren. Sicher hat er nicht die Kraft in sich gefühlt, seine Zeitgenossen in einem langen epischen Gedicht zu verherrlichen; hat er doch auch in dem Prolog sein Programm entworfen, nur die lesbische Leier stimmen, in die Zahl der lyrischen Sänger eingereiht werden zu wollen. Sicher hat er aber sein Talent absichtlich heruntergesetzt, um nicht Hofdichter zu werden, der Gedichte auf Bestellung lieferte, wie später der servile Martial. Diese Gesinnungstüchtigkeit unseres Dichters kann nicht genug betont werden. Viele hätten an seiner Stelle zugegriffen, wären gebraucht und weggeworfen worden. Wie Horaz sich seine Stellung, unabhängig, geliebt, geehrt, dauernd zu gestalten wußte, das bleibt für immer anerkennenswert. In dieser Beziehung ist unser Gedicht interessant für das Charakterstudium des Dichters. Es lehrt

zugleich, wie liebenswürdig er versagen konnte, ohne daß man ihm zürnen durfte, wie fein er bei der Absage der Huldigung doch zu huldigen verstand. Er tut es hier in der verbindlichsten Form sowohl für Agrippa, der ihn aufgefordert zu haben scheint, die Zeit von Philippi bis Actium in epischer Dichtung darzustellen, als auch für Varius, auf den er als hierzu geeignet hinweist. Indem er dem eigenen Unvermögen die Dichtergröße des Varius gegenüberstellt, schmeichelt er so zugleich auf die feinste Weise dem Manne, dessen Taten nur eines solchen Sängers würdig seien, und hat es um so weniger nötig, diese Taten selbst direkt zu preisen, und Varius wird durch die summarische Charakteristik als ein zweiter Homer mit einem Schlage zu der Höhe emporgehoben, auf der der Darsteller solcher Taten stehen muß.

Horazischer Humor durchweht die Verse. Den großen politischen Kämpfen, die er besingen sollte, stellt er gegenüber als den Inhalt seiner Gedichte die Kämpfe — der Mädchen, die Jünglingen mit gestutzten Nägeln zu Leibe gehen. Das sei sein Stoff; Wein und Liebe singe er, immer nach seiner Weise leicht tändelnd.

Jede Horazische Ode fast ist ein architektonisches Kunstwerk in harmonisch bemessener Gliederung, die jedesmal dem Charakter des Liedes angepaßt ist. In dieser ist der Aufbau ganz besonders schön und ebenmäßig: die Eingangsstrophe schildert den großen Epiker Varius, die Schlußstrophe den kleinen Lyriker Horaz, die drei Mittelstrophen sind ein kunstvoll angeordnetes, logisch-syntaktisches Ganzes. Echt Horazisch ist das Aufeinanderprallen der scharfen Gegensätze tenues grandia „ich kleiner Geist so gewaltige Stoffe" und in saeva Pelopis domus der Hinweis auf die Tragödie Thyestes, für deren Aufführung an der Siegesfeier von Actium Varius ein Honorar von über 100000 ℳ erhalten hatte.

L. Varius Rufus, bewunderter Sänger Cäsars, dann Oktavians, Verfasser von Epen zu ihrem Ruhme, am bekanntesten geworden durch s. Tragödie „Thyestes". Er war ein Freund Vergils u. des Horaz und Herausgeber der „Äneis".

Kl. Arbeit: Wie urteilt Horaz über sich als Dichter?

I. 7. Laudabunt alii claram Rhodon

Troll im Wein.

SIC TU SAPIENS FINIRE MEMENTO
TRISTITIAM

Eine Fülle von hellenischen Orten wird uns vor die Augen gezaubert, von denen ein jeder uns reiselustigen und hellenisch geschulten Germanen die Erinnerung oder die Sehnsucht weckt: das sonnige Rhodos mit dem im südlichen Sonnenglanze strahlenden Hafen, berühmt im Altertum durch seine Rhetoren und seine Künstler, Mytilene mit seiner Blüte altgriechischer Lyrik, Ephesos und sein Artemistempel, das kunstliebende Korinth mit seinen zwei Häfen, die den Osten mit dem Westen verbanden, Theben mit seinem Dionysoskultus, das herrliche Tempetal, das durch die Majestät seiner Felseneinsamkeit gewaltig wirkende Delphi, Athen, die Stadt der keuschen Pallas, das rossenährende Argos der Götterkönigin, das goldreiche Mykene, das kriegsharte Lacedämon, Larissa mit seinen fetten Kornfeldern und den großartigen Herrensitzen des üppigen thessalischen Adels. Aber mehr als alle diese strahlenden Schönheiten entzückt den Dichter das liebliche Tibur. Ihm geht nichts über die rauschenden Kaskaden des Anio, wo die blinkenden Wasser in kecken Sprüngen den steilen Abhang hinuntereilen, wo schattige Fruchtbäume den Wanderer zum Verweilen einladen. Ebenso denkt auch Plancus; er möchte gern in seinem Tibur ausruhen von seinem wechselreichen, unruhvollen Leben. Über zwanzig Jahre schon tummelt

er sich in wildem Kriegsleben umher, war vom fernen Westen nach dem entferntesten Osten verschlagen worden. Er hatte es unter Caesar im gallischen Kriege bis zum Legaten gebracht und im Bürgerkriege treu zu ihm gehalten. Als dann sein Gebieter unter den Dolchen der vermeintlichen Vaterlandsbefreier zusammensank, als die blutigen Iden des März nach kurzer Zeit der Ordnung den Staat in neue Wirren stürzten, war Plancus nach kurzem Schwanken auf die Seite der Caesarrächer getreten und hatte sich Antonius angeschlossen. Durch ihn war er Konsul, dann Statthalter von Asien geworden, hatte für ihn Syrien verwaltet, war zum zweitenmal Imperator geworden, war dann, empört über des Antonius ehr- und vaterlandvergessenden Minnedienst bei Kleopatra, zu dem übergegangen, der die nationale Ehre verfocht. Ein wechselreiches, aufregendes, aufreibendes Leben. Als dann Antonius besiegt war und die Welt zur Ruhe gekommen zu sein schien, glaubte Plancus, daß auch für ihn die Zeit der Ruhe gekommen sei, und hoffte von dem wildbewegten Leben in seiner Villa bei Tibur auszuruhen, Erholung zu finden von den ewigen Mühen und Gefahren; aber der Kaiser, der die Intelligenz des kriegserprobten Mannes zu schätzen wußte, der je länger, je mehr ihn auszeichnete, der ihn zum Mitglied des Priesterkollegiums zur Besorgung der öffentlichen Mahlzeiten bei Götterfesten und zum Zensor machte, der ihm später so völlig vertraute, daß er ihn auf den überaus wichtigen Posten des Stadtpräfekten stellte, brauchte ihn und nahm ihn auf dem Kriegszug gegen die Cantabrer in Spanien mit sich. So wurde denn Plancus, anstatt in dem lieblichen, weltlärmentrückten Haine des Tiburnus Ruhe zu finden, wider seinen Willen von neuem ins Kriegsgewühl hineingerissen; anstatt der rauschenden Grotte der Albunea empfing ihn das adlerstrotzende Lager. Das verstimmte den kriegsmüden Maun. Trotz aller Ehrenbezeugungen war trübe sein Sinn. Das kam unserm Dichter zu Ohren, und als allzeit trostbereiter Freund dichtete er diese Ode: Jawohl, Plancus, du hast recht, Tibur ist das schönste Plätzchen auf der Erde. Daß du dort nicht ausruhen kannst von deinem

unruhvollen Leben, daß du aufs neue in Kämpfe und Mühsale hinaus mußt, ist traurig. Aber Kopf hoch! Nicht der Ort schafft das Glück des Lebens, sondern der Mensch selbst. Gleich, wo du bist, ob du jetzt die Strapazen des Lagerlebens ertragen mußt oder später die behagliche Ruhe deines geliebten Tibur dich umfängt, die Hauptsache bist du selbst. Sei ein Mann. Sieh auf Teucer! Dem erging es noch viel schlimmer. der mußte für immer die Heimat meiden, und doch erhielt er sich den frohen Mut und genoß den Augenblick, voll männlicher Hoffnung auf die Zukunft. Er setzte sein Vertrauen auf Gott und trotzte den Gefahren. Er kränzte das Haupt mit dem Symbol der Freude und festigte sein Herz durch die wunderwirkende Gabe des Bacchus, um dann um so frischer den Kampf mit dem Leben aufzunehmen.

So fordert der Freund vom Freunde tatkräftiges Abschütteln kleinlicher Verzagtheit, und nicht nur von ihm, von uns allen.

Teucer, als er seiner Heimat wiederum den Rücken wandte,
Weil der Fluch des greisen Vaters ihn von Salamis verbannte,
Trank des Weingotts süße Gabe, schlang den Pappelkranz ins Haar,
Spendete, vom Wein getröstet, Trost den bangen Freunden dar:

„Ziehet mit mir in die dämmernde Ferne,
Mutigen Herzen gehöret die Welt;
Über uns leuchten des Schicksals Sterne
Freundlicher, als es dem Vater gefällt.

Teucer führt euch mit günstigen Zeichen;
Denn es verhieß mir Apollo gewiß,
Daß in der Ferne wir sollen erreichen
Glücklich ein anderes Salamis.

Schwereres duldeten, Härteres litten
Wir, die gemeinsam vor Troja gestritten.
Leeret den Becher, verbannet das Weh;
Morgen durchfahren wir wieder die See!“

(Übers. nach Beck.)

In dieser Ode, deren richtiges Verständnis wir Wilhelm Schwarz verdanken, kommt unseres Dichters Sinn für einfache Schönheit, seine Empfänglichkeit für die Freuden der

schönen Natur zum schönsten Ausdruck. Er schwelgt in der Erinnerung an die Herrlichkeiten Griechenlands. Fern in fremden Landen war er auch, bald ist er heimgegangen, heiße Luft und Durst dabei, Qual und Sorgen mancherlei, nur nach der Heimat tät sein Herz verlangen. Alle die berühmten Orte stellt ihm die liebliche Gegend der Sabinerberge in Schatten. Nur in Tibur will er ewig leben.



I. 8. Lydia, dic, per omnes

Ein neuer Achill.

QUID LATET UT MARINAE
FILIUM DICUNT THETIDIS

Unseres Dichters ganzes Leben war ein Streben nach Besserung und Veredelung seines Ichs. Er sah die Balken in seinen eignen Augen, bespöttelte sie in seiner Selbstironie und rang danach, sie abzutun. So hatte er denn auch ein Recht, die Splitter in den Augen seiner Mitmenschen zu sehen, und er sah sie mit scharfem Blick, nicht zuletzt an seinen Freunden. Aber weit davon entfernt, ihre Fehler zu vertuschen, ihre Schwächen zu beschönigen, betätigte er sich vielmehr als treuer Freund dadurch, daß er sie auf den rechten Weg zu leiten strebte. Bald deutete er nur leise an, was er bessern wollte; bald lobte er etwas an einem Freunde, was ihm gerade fehlte, und hielt ihm so gleichsam in einem Spiegel vor, wie er sein sollte; bald griff er, wo es stärkere Übel zu heilen galt, zu energischeren Mitteln. So ist unser Gedicht getränkt mit der ätzenden Lauge archilochischen Hohnes. Wem gilt es? Seine Pfeile richten sich an eine Lydia, gelten aber einem Jüngling, voll Mut und Männlichkeit, edel von Geburt und schön von Gestalt. Wie jeder Senatorensohn war auch er in das Gardekorps eingetreten, an dessen Spitze der Thronerbe als princeps iuventutis stand und das Augustus gebildet hatte, um die junge Generation des Adels von Jugend auf an Kriegsdienst und an monarchische Gesinnung zu gewöhnen. In den Schaustellungen dieses Korps, den trojanischen Spielen (so genannt, weil schon Julus, der

Stammvater des Juliergeschlechts, an der Spitze der trojanischen Jugend vor seinem Vater Äneas solche Spiele aufgeführt haben sollte), bei denen die jungen Aristokraten vor einem geladenen Publikum ihre Geschicklichkeit sehen ließen, hatte er sich besonders hervorgetan, hatte auf prächtig geschirrtem Rosse kühne Volten geritten, als geschmeidiger Schwimmer schöne Augen auf sich gelenkt, war bewundert worden als eleganter Schütze im Speer- und Diskuswurf, hatte Sonne und Staub verachtet, jeder Anstrengung gespottet und war stolz gewesen auf die blauen Flecke an seinen Armen, ein junger Achill, berühmt und beliebt. Und was hatte üppige Weibesliebe aus ihm gemacht? Hartmann von Aue erzählt in seinem Gedicht von Erec, daß dieser Ritter, der vordem biderb und gut war und ritterlichen Sinn hegte, nach seiner Verbindung mit Frau Enite nur noch an ihre Minne dachte, ihretwegen alle Ehre aufgab und sich völlig verlag. Einen solchen jungen Erec haben wir hier vor uns, aber Lydia ist keine Enite, die ihn aus seiner träumerischen Verweichlichung aufschreckt; sie hat ihn vielmehr in ihr Netz gelockt und ihn aller Mannheit beraubt, sie hat aus dem mannhaften Jüngling einen Sybariten gemacht, der nicht mehr Achill, dem Ideale hellenischen Heldentums, gleicht oder doch nur — und das ist die Pointe — dem Achill, der im Weiberrocke unter Weibern saß und spann, den die Angst der Mutter versteckt hatte, die Angst — vor der allgemeinen Wehrpflicht zum Zug nach Troja.

Ein Meister der Übersetzungskunst, Rudolf Westphal, hat, diese Perle Horazischer Spottdichtung in seiner Sammlung „Humoristische Lyrik des klassischen Altertums" übertragen. Sie lautet mit wenigen Änderungen:

Lydia, bei allen Göttern laß dich bitten, gib mir Kunde,
Warum richtest du den jungen Sybaris so schnell zugrunde?
Warum meidet er so ängstlich jetzt des Marsfeld Sonnenglut,
Der doch früher Staub und Hitze stets verlacht voll Übermut?

Warum meidet er die frohen Reiterspiele der Genossen,
Naht sich nicht mehr mit dem Wolfszaum Galliens ungezähmten Rossen?
Warum scheut er sich zu schwimmen durch des Tibers gelbe Flut?
Warum wird ihm vor dem Salböl bange wie vor Natternblut?

Warum sind ihm seine Arme nicht mehr blau vom Waffenspiel,
Die den Diskus und den Wurfspieß oft geschleudert übers Ziel?
Was verbirgt er sich wie einstmals Thetis' Sohn vor Kriegsgefahren,
Daß ihn Weiberkleider sollten vor der Troer Schwert bewahren?

Ein prächtiges, eines Archilochus würdiges Spottgedicht, ein Kabinettstück skoptischer Poesie. Wie rasche Pfeile dringen die kurzen, scharfen Fragen in die Seele des Schuldigen, um ihn zur Besinnung zu rufen. Werden sie in dem Jüngling das bessere Ich siegen lassen? Es scheint, als ob der Dichter es hofft, als ob er dieser Hoffnung Ausdruck geben will durch den Vergleich mit Achill, der sich zur rechten Zeit auf seine Mannhaftigkeit besann. Geht die Hoffnung in Erfüllung, ringt sich der Jüngling los aus den süßen Umarmungen, so ist des Dichters Zweck erreicht.



I. 9. Vides ut alta stet nive candidum Soracte

Noch sind wir jung.

QUID SIT FUTURUM CRAS, FUGE QUAERERE

Der Himmel zieht die Schleusen auf,
Die Winterstürm' erwachen,
Bald hemmt das Eis der Ströme Lauf,
Vom Frost die Bäume krachen.
Mich rührt's nicht. Bei des Herdes Glut
Und unterm Haupt ein Kissen,
Bei süßen Weines reicher Flut
Kann ich den Sommer missen.

So überträgt in freier Nachdichtung Gustav Brandes in seinem reizenden griechischen Liederbuch ein bekanntes Trinklied des Alkaios.

Durch diese Verse des Lesbiers wurde Horaz angeregt, unser Lied zu singen, als er seinem Thaliarchus die Sorgen um die Zukunft aus dem Sinne schlagen wollte. Aber Horaz ist ebensowenig hier wie sonstwo ein bloßer Nachdichter gewesen; sowohl in Inhalt als Situation weicht unsere Ode von dem alcäischen Liede ab.

Die erste Strophe zaubert in vier Versen uns eine Winterlandschaft plastisch vor Augen: Die Wälder verschneit, die Flüsse erstarrt, im Hintergrunde ragt der schroffe Soracte mit seinen Schneemassen leuchtend hoch empor. Es ist ein harter Winter, drum sprenge, Thaliarchus, seine Fesseln durch ein wärmendes Feuer von außen und durch feurigen Sabinerwein aus schönem Henkelkruge von innen. Alles übrige überlasse fromm und ergeben dem Willen der Götter. Denke, daß der jedesmalige Tag der letzte deines Lebens ist; wird dir ein neuer geschenkt, nun gut, buche ihn dankbar als Gewinn in dem Konto deines Lebens. Das ist der erste Teil des Gedichtes.

Wer ist Thaliarchus? Die Mehrzahl der Horazischen Oden sind an eine bestimmte Adresse gerichtet und haben einen briefartigen Ton und Stil, namentlich in ihrer ersten Hälfte. Der Dichter stellt da, sagt Plüß, noch unmittelbar die besondere Wirklichkeit in Dingen und Personen dar, redet als persönlicher Freund zum persönlichen Freunde, allmählich aber erhebt sich ihm die besondere Wirklichkeit zu einer allgemeinen, aus der Empfindung geschaffenen Welt, und darüber wird auch der besondere Freund eine ideale Gesamtheit von Mitempfindenden, der persönliche Freund und Briefschreiber Horaz wird der ideal empfindende Zuschauer des Lebens, der lyrische Dichter. In anderen Fällen haben wir von vornherein ein ideal-lyrisches Weltbild. Dann wählt der Dichter einen zu der idealen Situation passenden Namen. So auch hier: Thaliarchus heißt zu deutsch der frisch grünende, und mit dieser Anrede richtet Horaz unser Gedicht an jeden, der jung ist, an die ganze Jugend, die das Leben froh genießen soll.

Der zweite Teil fordert die Jugend auf, zu genießen kraft ihres natürlichen Rechtes, und dies mittels einer so reizvollen Vergegenwärtigung von Jugendreigen und Liebesspiel, daß darüber Frost, Schnee und Eis spurlos verschwinden. Der jugendschöne Freudenfürst, der berufen ist, die Freuden der Jugend zu genießen, soll die Liebe suchen, die seiner wartet, wo sie nach Anbruch des Abends auf Promenaden und lauschigen, versteckten Plätzchen ihr Wesen treibt, soll nicht die flüchtigen Tage der Rosen vertrauern, nicht bangen um der Zukunft schwarze Lose. Vergessen ist Winter und Winters Pein. Beim Dichten ist der Sänger sie los geworden, er träumt nur noch von süßer Sommer- und Liebeslust.

Siehst du dort bedeckt mit Eis
Den Soracte ragen?
Kaum kann das beschneite Reis
Seine Bürde tragen.
In dem Laufe starrt der Bach.
Daß es wärmer werde,
Lege du hier fleißig nach
Holz am Feuerherde!

Spend aus dem Sabinerfaß
Wein den besten, alten!
Alles andre überlaß,
Freund, der Götter Walten.
Sie gebieten, und nicht mehr
Sich die Wogen türmen,
Eschen- und Zypressenwald
Stehn verschont von Stürmen.

Mußt nicht stets mit bangem Sinn
Nur an morgen denken.
Jeder Tag sei dir Gewinn,
Den die Götter schenken;
Freude find' die junge Brust,
Eh' die Locken grauen,
An dem Tanz, an süßer Lust,
An den holden Frauen!

Jetzt noch darfst beim Mondenschein
In des Marsfelds Runde
Eilen du zum Stelldichein
Zur besprochnen Stunde.
Lachend neckt die Spröde dich
In verschwiegnen Lauben,
Und zum Schein nur sträubt sie sich,
Willst ein Pfand ihr rauben.

(Übers. nach Günther.)

Der Gedanke, daß wir jeden neuen Tag als ein unverdientes Geschenk und als die Basis neuen Glückes anzusehen haben, hat Horaz in einer Epistel so ausgesponnen:

Wenn um dich her als wie in Traumeswirren
Die Menschen alle durcheinanderschwirren,
In Furcht und Zorn, in Hoffen oder Sorgen,
Sieh du in jedem neuerwachten Morgen
Den letzten, den das Schicksal dir verleiht.
Dann grüßest du mit warmer Dankbarkeit
Am nächsten Tag jedwede neue Stunde,
Denn jede bringt von neuem Glück die Kunde.



I. 10. Mercuri, facunde nepos Atlantis

Hermes.

SUPERIS DEORUM GRATUS ET IMIS

Merkur, des Atlas kluger Enkelsohn,
Der du die rohen Sitten unsrer Ahnen
Gebildet hast in der Palästra Bahnen
Und durch der Sprache sinnbegabten Ton,
Dich will ich singen.

Aus den Trümmern von Olympia ist uns erstanden das Ideal des liebenswürdigsten aller Götter des an schönen Gestalten reichen Olymp. Von Praxiteles' Hand geschaffen, ist die Hermesstatue ein wahrer Hymnus auf die edle Schönheit männlicher Jugend und entzückt mit ihren rein hellenischen, anmutigen Zügen und dem wunderbaren Fluß der Linien aller Augen, die schönheitsdurstig an ihr hängen. Sie ist die plastische Verkörperung einer schönen Seele in einem schönen Körper. So dachten sich die Griechen den *Ἑρμῆς ἀγώνιος*, den Schutzgott ihrer Gymnasien, wo seine Statuen die Jugend aufforderten, Körper und Geist zu harmonischer Schönheit zu bilden.

Facunde nepos Atlantis. Sein Ahne Atlas war ein Heros, der alle Wissenschaft und Samen schaute. Er hatte den Sänger Jopas gelehrt, der vor Dido und Aeneas zu singen wußte von den Bahnen des Mondes, von den Veränderungen an der Sonne, woher das Menschengeschlecht, die Geschöpfe, die Kraft der Elemente und der Gestirne. Auf

den Enkel war des Wissens und der Worte Macht übergegangen. Wir lesen es aus den feinen, durchgeistigten Zügen des Hermes von Olympia. Der schwellende, kleine, halbgeöffnete Mund ist der Thron der Beredsamkeit des Ἑρμῆς λόγιος. Und als solcher hatte er „die rohen Sitten" der früheren Menschengeschlechter durch die Sprache wie als Ἑρμῆς ἀγώνιος durch die zu Kraft, Schönheit und Selbstbeherrschung führende Schulung „in der Palästra gebildet".

Er hat viel zu tun, der kluge Gott, den alle wünschen. Darum fragt er in einem der Göttergespräche des Spötters Lukianos: Gibt es im Himmel einen geplagteren Gott als mich? Dauernd nahm der Vater der Götter und Menschen seine Gewandtheit und Dienstbereitschaft in Anspruch. Als kleiner Junge wurde er der Erfinder der Lyra und hat, als der echte schlaue Grieche, seine Lust an einem gelungenen Diebstahl. Köstlich ist die Statue des kleinen Hermes, der einen Geldbeutel entwendet hat und nun schlau und ängstlich ausschaut, ob niemand es bemerkt. Schon am Tage seiner Geburt stiehlt er dem Apollo die Kühe, worauf unsere dritte Strophe in drastischer Konstruktion anspielt:

Ein Kind noch warst du, als mit zorn'gem Blick
Apoll dir drohte, gäbst du die verhehlte,
Mit List entführte Herde nicht zurück;
Er lächelte, als — auch sein Köcher fehlte.

(Übers. nach Günther.)

Niemand kann diesem göttlichen Jungen böse sein. Aber dies ist die schalkhafte Umbildung einer späteren Zeit, die im homerischen Hymnus auf Hermes reizend dargestellt ist, und Sophokles den Stoff zu seinem uns vor zwei Jahren durch einen ägyptischen Papyrus leider unvollständig geschenkten Satyrspiel „Die Spürhunde" gegeben hat. Im allgemeinen ist Hermes der liebenswürdige Jüngling, der Göttern und Menschen überall hilfsbereit beispringt, der den greisen „Priamus mit seinem reichen Lösegeld" sicher durchs feindliche Lager zu Achill geleitete, ja selbst im Tode die Menschen nicht verläßt, sondern sie sanft zu den Inseln der Seligen geleitet.

Ἑρμείας ψυχοπομπός. So ist er denn auch aller Götter und Menschen Liebling.

Diese Ode ist ein Muster, wie man in wenigen Worten viel sagen kann. Zu ihr soll man das Standbild des Praxiteles fügen; beide gehören zusammen und erläutern einander.



I. 11. Tu ne quaesieris, scire nefas

Heute ist heut!

CARPE DIEM

Der Zeiten Schoß verbirgt die schwarzen und die heitern Lose. Den dunklen Schleier der Zukunft lüften zu wollen, die Künste der Wahrsagerinnen zu befragen ist Sünde. Und doch lassen die Frauen sich so gern die Karten legen. Wenn sie all das Leid erkunden könnten der Zukunft, wie traurig wäre das!

Leuconoë ist eine solche törichte Schöne, die die Chaldäer in Nahrung setzt, um — ja, wahrscheinlich sind es doch Liebessachen, Unruhe, Furcht und Bangen über Treue, Untreue, Liebesglück und Liebesende, über Lebensglück und Lebensende — quem mihi, quem tibi finem di dederint — die Liebe zu unserem Dichter macht ihr Not. Wird er ihr treu bleiben? Wie töricht solches Sorgen, mein geliebtes Närrchen! ruft Horaz ihr zu. Besser doch das Leben zu nehmen, wie es kommt, zu genießen, wie und solange man es kann. Draußen tobt ein toller Wintersturm. Drinnen ist's warm. Ob dies der letzte Winter ist, der uns verbindet, was schert's uns jetzt?

τὸ σήμερον μέλει μοι,
τὸ δ' αὔριον τίς οἶδεν;

Sei gescheit! Wein und Liebe verschönt das Leben, pflücke die Rose, ehe sie verblüht. Keine Ewigkeit bringt dir zurück, was du von der Minute ausgeschlagen. Neidisch ist die Zeit.

Leuconoë ist eine Lili, die den Dichter nicht auf die Dauer fesseln wird; das fühlt sie ängstlich; das fühlt auch

er. Es ist kein starkes Zukunftsband, das sie aneinanderkettet, leichte Rosenbande nur schlingen sich um die Liebenden.

Ein liebenswürdiges Liedchen, getaucht in die Gedanken der Schwermut über den Unbestand des Schönsten auf Erden. Doch der Jugendsinn soll sich nicht mit Sorgen quälen.

Ernst Günthers schöne Übertragung lautet mit einigen Änderungen:

Ein Frevel ist's, Leuconoë, zu fragen,
Wann mir, wann dir ein Gott das Ziel beschieden,
Zu forschen, was Chaldäerziffern sagen.
Mit seinem Lose sei der Mensch zufrieden.
Vielleicht ist's heute aus mit unsern Tagen,
Vielleicht sehn jahrelang wir noch hienieden
Tyrrhener Wogen an das Ufer schlagen
Und an den Uferfelsen brandend sieden.
Drum sei gescheit, genieße deine Stunden,
Reich mir den Becher! Nicht auf ferne Jahre
Erstrecke deine Pläne, deine Sorgen!
Wie ein Geschwätz ist neidisch schon entschwunden
Das Jugendglück; den Augenblick dir wahre,
Um nichts zu hoffen von dem nächsten Morgen!

Auch von der Bürgerschen Übertragung verdienen die beiden Schlußstrophen hergesetzt zu werden:

Kurz sind des Lebens
Tage, sie fliehn,
Während wir plaudern,
Eilend dahin.

Trau nicht auf Morgen!
Dein ist das Heut.
Eh' sie dahin flieht,
Nütze die Zeit!



I. 12. Quem virum aut heroa

Der Zweite in der Welt.

TU SECUNDO CAESARE REGNES

Sechs Jahre sind vergangen nach der Schlacht bei Actium. Die Ideale aus des Dichters Jugendzeit sind abgetan. Es ist ihm zum Bewußtsein gekommen, in welchen heillosen, verrotteten Zustand die römische Republik geraten war. Die Korruption, die alle Klassen der Gesellschaft angefressen, hatte aufs deutlichste gezeigt, daß die Leitung des Staates durch den senatus populusque Romanus nicht mehr möglich war, daß es einer festen Hand bedurfte, um die ordnungswidrigen Gewalten des Staates niederzukämpfen und so einer Neuerstarkung Roms die Wege zu bahnen. Und wie Horaz je länger je mehr das Staatswesen gesunden sieht, sieht, wie die brutale Willkür und die grobe Sittenlosigkeit nach und nach überwunden werden, Ordnung und altrömische Gesittung mehr und mehr festen Fuß fassen, da schwillt dem Dichter das Herz vor Freude, da nützt er die Gelegenheit, die Julias Hochzeitsfeier ihm bietet, greift mächtig in die Saiten und singt dem Retter Roms dies feierliche Lied von je drei Strophen für die Einleitung, die drei Hauptteile und den Schluß im Schwunge pindarischer Begeisterung.

Welchen Helden, welchen Göttersohn
Oder Gott willst, Klio, du beim Ton
Deiner hellen Flöte oder Leier künden?

(Übers. nach Ed. Bürger.)

Klio — es ist das einzige Mal, daß Horaz die Muse der Geschichte anruft — soll es ihm eingeben, wen und wie er singen soll. Sie soll es ihm sagen an einer Stätte begeisterten Gesanges, an des Helikons oder des Pindus Höhen

oder wo dem Gesange des Musensohnes Orpheus einst Menschen, Tiere, Bäume lauschten, seinen Tönen folgten, wo er Wind und Wellen in sanfte Ruhe wiegte.

Blindlings folgten dort durch weite Räume
Orpheus' Leierklang des Waldes Bäume,
Schnelle Winde und der Ströme Lauf
Hielt er durch die Kunst des Sanges auf;
Selbst die Eichen folgten, um zu lauschen
Seiner Saiten zauberhaftem Rauschen.
(Übers. nach Bürger.)

Durch diesen Eingang hat sich der Dichter die Stimmung für seinen Hymnus geschaffen. Nun soll die Antwort folgen auf die am Anfang gestellte Frage. Sie lautet: Augustus. Aber sie wird nicht sofort gegeben, sondern Horaz feiert in schwungvollen Versen seine Vorgänger in dem Kampfe wider die zerstörungsgierigen Mächte, die hervorragendsten Bezwinger roher Gewalt, die herrlichsten Hüter der sittlichen Ordnung, und zwar in einer der Frage entgegengesetzten Disposition. Und da muß als erster, weil „neben ihm nichts Gleiches, nichts, was ihm nahe käme, blüht", Jupiter genannt werden.

Zuerst beginn' ich mit des Vaters Preise,
Der Sterblicher und Götter Los regiert,
Der Meer und Erde und den Himmel führt
Durch alle Zeiten in dem ew'gen Gleise.
Er selbst vermag nichts Größeres zu zeugen;
Nichts ist an Macht ihm ähnlich, nichts ihm gleich.
(Übers. nach Günther.)

Dies ist des Dichters frommes Bekenntnis seines Glaubens, zu dem er sich nach langem Irrglauben durchgerungen hat in der Erkenntnis des Wesens der Dinge gegenüber aller planlosen, ordnungslosen Vielgötterei und der Leugnung jeder Einwirkung himmlischer Mächte. Jupiter allein ist der Herr, er übt die Weltregierung mit starker Hand, in der Fülle göttlicher Kraft. Die übrigen Götter sind Horaz nur dichterische Personifikationen, poetischer Schmuck, wie sie es heute noch dem Dichter sind, oder Horaz nennt sie, um das Wirken Jupiters nach einer bestimmten Richtung hin anschaulich zu machen. So stellt er hier, wo er seinen

Blick auf Augustus richtet, um ihn als Bändiger des Bürgeraufruhrs und Wiederhersteller der Ordnung zu preisen, diejenigen Götter neben Jupiter (den leitenden Faden hierfür hat Kießling gefunden), die ihre Macht vor allem im Kampfe gegen wüste Unholde und Ungetüme bewährt haben, die die Erde freigemacht haben für die Entfaltung menschlicher Sitte und Kultur, die Schirmgötter der anbrechenden Ära des Glückes und des Friedens. So die von den Dichtern und auch in dem großartigen Relief des Brandopferaltars in Pergamon als *πρόμαχος* in dem Gigantenkampfe hochgefeierte Pallas, so Bacchus, der sich in eben diesem Kampfe die olympische Göttlichkeit erworben hat, Artemis, die Vertilgerin schädlicher Tiere, die in einem Hymnus des Kallimachos Herakles ermahnt, die bösen Tiere zu töten, damit er ebenso wie sie von den Menschen als Helfer gepriesen werde, und schließlich Apollo, den Pythonbezwinger und Vorkämpfer Octavians bei Actium. Mars, obwohl Stammvater und Schirmherr des römischen Volkes, wird nicht genannt; denn er ist der Vertreter der wilden Kriegslust, ihm ist der Krieg Selbstzweck, nicht das Mittel, den Frieden zu gewinnen und zu sichern.

Neben diese Götter stellt der Dichter im zweiten Hauptteil die Halbgötter, die durch die Bekämpfung kulturfeindlicher Wesen sich den Dank der Menschheit erworben haben: Herakles, dessen bloßer Name schon Symbol kraftvollen, segenspendenden Handelns ist, die Dioskuren, die Nothelfer der römischen Gemeinde, die Bekämpfer der wilden Wogen.

Wenn ihre Sterne
Hell dem Schiffer glänzen in der Ferne,
Weicht vom Felsen die gepeitschte Flut;
Wolken fliehn, es sinkt des Sturmes Wut;
Und die drohend wilden Meereswogen
Legen sich, durch ihren Wink bewogen.

(Übers. nach Bürger.)

Wie sich nun das Lied den Helden, natürlich denen der vaterländischen Geschichte zuwendet, sollte es billig mit Romulus einsetzen. Aber es zaudert. Hat Romulus doch seinen

Bruder erschlagen! Das Lied ist in Verlegenheit, einen Würdigen zu finden. Dubito an — an — an: Numa Pompilius? Seine Regierung ist zu friedfertig für dieses Lied, das den Sieger im Kampfe gegen die Umsturzgewalt preisen soll. Tarquinius den Übermütigen? Ordnung soll in der Welt herrschen, die ὕβρις vergewaltigt sie, und schwer straft Zeus. Oder etwa Cato, das Ideal aus des Dichters politisch unreifer Studienzeit? Nein, alle diese kann das Lied nicht brauchen. Herbei, ihr Blutzeugen römischer Mannhaftigkeit, staatserhaltender Ordnung, treuester Pflichterfüllung, die ihr selbst in den Zeiten der schweren Not keinen Finger breit abgewichen seid von dem, was ihr für recht erkannt hattet, an denen sich Roms Größe im Unglück auf das glänzendste gezeigt hat: Regulus, die Scauri, und Paullus, der „Kleine", der seine große Seele hingab (ein Wortspiel, wie Horaz es liebt). Ihnen reihen sich an Fabricius, Camillus, dessen Statue in der Säulenhalle des Forum Augusti, einer römischen Walhalla, einen Platz fand, und Curius, Männer, die ihre Mannhaftigkeit aus dem Boden der alten Einfachheit gesogen haben. So geartetem und mit Blut gedüngtem Boden ist entwachsen die alte Plebejerfamilie der Marceller. Ihr jüngster Sproß ist die Hoffnung der Zukunft, der junge Marcellus, der heute die eben erwachsene jugendschöne Julia, die Erbin der Monarchie, als Gattin heimführt, der das altrepublikanische Heldengeschlecht der Marceller mit dem der Julier, das „alle anderen römischen Geschlechter überstrahlt, wie der Mond die Sterne", verknüpfen, der des Augustus Hoffnung auf Gründung einer Dynastie erfüllen soll.

Jetzt ist die Antwort genügend vorbereitet zugleich mit dem Hinweis, weshalb Augustus zu preisen ist, und sie wird gegeben mit der Bitte an den Allvater und Hort der Menschheit, das Haupt des Juliergeschlechts zu schützen.

Allvater und Erhalter! Dir, dem Sohne
Des mächtigen Saturn, ward vom Geschick
Einst anvertraut des großen Caesar Glück,
Laß ihn den nächsten sein an deinem Throne!
(Übers. v. Günther.)

Er mag die fernsten Völker siegreich überwinden, die Parther im Triumph aufführen — dieses Monitum, endlich die Schmach von Carrhae zu rächen, kehrt immer wieder — die höchste irdische Macht erreichen, stets bleibt er dir untergeordnet, als dein williges Werkzeug. Du wachst und strafst Vermessenheit und Willkür.

Unter Alexanders des Großen Bildnis von Lysipp standen die Verse:

> Aufwärts blicket das Bild zu Zeus, als spräch' es die Worte:
> Mein sei die Erde, du selbst herrsche, o Gott, im Olymp.

Es wird hier also die Weltherrschaft geteilt, nur der Himmel Zeus zugesprochen, die Erde aber Alexander, der in seiner Machtfülle und Selbstherrlichkeit der Führung des Höchsten entraten kann. Demgegenüber wird Augustus von Horaz nur als das vornehmste Glied in der wohlgefügten Weltherrschaft des allmächtigen Vaters, seine Regierung als die Krönung des römischen Staatsgebäudes und der bevorstehende Ehebund als die Gewähr für die Festigkeit dieses Gebäudes gefeiert, er selbst als die Verkörperung staatserhaltender Kraft vor Augen geführt.



I. 13. Cum tu, Lydia, Telephi laudas bracchia

Eifersucht.

UROR

Wieder ein Eifersuchtslied, gestellt zwischen zwei politische Gedichte, unmittelbar hinter die schwungvolle Ode auf die Gründung einer Dynastie und vor das Lied voller Bangen um die Wohlfahrt des Staates. Horaz ist Künstler genug, um durch das Spiel des Kontrastes einer Ermüdung vorzubeugen.

Während im ersten der Eifersucht entsprungenen Liede durch die scheinbare Überlegenheit und Festigkeit des Gemütes ein elegischer Ton gedämpft hindurchklang, bricht hier die ganze Glut der Empfindung unverhüllt in mächtigen Flammen hervor. Jedes Wort zeichnet die Qualen verschmähter Liebe; mit elementarer Gewalt werden all die künstlichen Stützen weggebrochen, die sich der Dichter in seiner philosophischen Schulung geschaffen: wahre, ungemilderte Laute ringen sich vom Herzen los, seinem gequälten Herzen, das aber nicht in seiner Qual verstummt, sondern dem ein Gott zu sagen gab, was es litt. So hat Horaz geliebt, so hat er gelitten.

Ihm, dem gottbegnadeten Dichter, wird von seiner Lydia ein unreifer Bursche vorgezogen, der nichts weiter für sich hat als seinen rosigen Nacken und seine schneeweißen Arme, der, roh und ungebärdig wie er ist, bald als Barbar im Weinrausch von seinem Zorn sich hinreißen läßt, sie zu mißhandeln, bald als liebestoller Fant den von der Venus gehei=

ligten, mit der Quintessenz ihres Nektars beträufelten Kuß in unbändig auflodernder Leidenschaft entweiht. Der Dichter sieht es und wird vom Sturm rasender Eifersucht gepackt. Sein ganzes Inneres ist ein tobendes Meer, glühende Tränen künden sein Herzensweh, und er, der jede Fessel, jedes dauernd bindende Rosenband verschmäht hat, wünscht jetzt diese Fesseln, die ihn mit der Geliebten binden sollen, bis der Tod sie scheidet. Er fühlt die Gerechtigkeit der Liebesgöttin, die sich nicht ungestraft verspotten läßt. Zu den Qualen der Eifersucht gesellen sich die Qualen der Reue.

Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

Wenn du, Lydia, mir beständig vorlobst deinen Telephus,
Wenn ich da von Rosennacken, Lilienarmen hören muß,
  Weh! da kocht's in mir so wild,
Daß mein Herz im tiefsten Innern
  Gleich von bittrer Galle schwillt.

Es vergehn mir die Gedanken, wechselnd werd' ich rot und blaß.
Von verstohlnen heißen Tränen werden meine Wangen naß;
  Auch ein blödes Aug' erkennt,
Was für eine Feuerflamme
  Langsam mir das Mark verbrennt.

Ja, es brennt in meinem Innern, ob er wein- und zornesheiß
Maßlos dir im Streit entweihet deiner Schultern blendend Weiß,
  Ob er wild im Kuß dich preßt,
Daß sein Zahn auf deiner Lippe
  Dir ein bleibend Zeichen läßt.

Wenn du, mein geliebtes Mädchen, wolltest meinen Worten traun,
Würdest auf des wilden Burschen Treue du wohl nimmer baun,
  Der die Küsse roh entweiht,
Denen Venus ihres Nektars
  Allerfeinste Süße leiht.

Selig sind und dreimal selig, die ein unzerreißbar Band
Dauernd aneinanderfesselt, und die nie den Zwist gekannt;
  Denn wo Streit und Klage droht,
Wird die Lieb' entzweigerissen
  Schneller als durch Grab und Tod.

(Übers. nach Bartsch.)



I. 14. O navis, referent in mare te novi Fluctus?

Schiff in Gefahr!

TU NISI VENTIS
DEBES LUDIBRIUM, CAVE

Ein Schiff, ein stolzer Bau strebt aus dem Hafen hinaus auf das sturmbewegte, klippendurchzogene Meer. Der Dichter hanget und banget in ernster Sorge: wird das Schiff den Kampf mit den feindlichen Elementen bestehen können? Schon fehlen die kräftigen Ruderschwingen, der Mast ist zerbrochen, die Rahen ächzen, der Kiel ist beschädigt, die Segel zerfetzt, die Götterbilder am Bug versehrt. Alles, was zum erfolgreichen Kampfe nötig ist, befindet sich in der schlechtesten Verfassung. Ist der alte Prachtbau auch immer noch schön, so hilft das nichts in der Stunde der Gefahr.

Das Schiff ist der römische Staat. Zu ihm spricht der Dichter in aufgeregter, teilnehmender Sorge. Vor kurzem war ihm dieses Schiff in seiner Verzagtheit ein Gegenstand des Überdrusses gewesen: hatte er doch selbst eine sturmreiche Fahrt auf ihm gemacht, die ihn dem Verderben nahegebracht hatte. Von dieser Fahrt her ist das Schiff noch so arg mitgenommen, so erschüttert, daß es eine ähnliche Fahrt schwerlich überstehen wird. Er hatte Schiffbruch gelitten mit all seinen hochfliegenden Erwartungen und Hoffnungen auf die Erhaltung der Republik, die die Brust des Jünglings geschwellt hatten. Mit tausend Masten war er hinausgefahren. Der Sturm

von Philippi hatte alle geknickt. Die Träume von der Erneuerung des alten römischen Heldentums, von dem die stoischen Freunde mit aller Inbrunst und Andacht schwärmten, sie zerschäumten im Ernst des Augenblicks, die Paradoxen lieferten vortreffliches Disputiermaterial, aber sie stärkten die Muskel- und Nervenkraft wenig. Die Philosophen erlagen den praktischen Politikern. Das alte stolze Staatsschiff bedurfte eines neuen Lenkers, der es wieder kampf- und sturmfest machen mußte. Noch aber hatte es nach des Dichters Meinung keinen solchen; und schon sollte es einen neuen Kampf mit den Elementen aufnehmen?

So wird uns in dieser schönen Ode das Fühlen und Sorgen eines patriotischen Herzens erschlossen. Für die Sache der Freiheit hatte der Dichter, ein ungeübter Krieger, das Schwert gezogen, aber er war zu der traurigen Erkenntnis gekommen, daß diese Freiheitsträume nur Wahngebilde waren, die wie Seifenblasen zerrannen vor dem furchtbaren Ernst der tatsächlichen Verhältnisse.

Ernst ist die Zeit und gewaltig, doch wehe! wenn unsere Herzen
Rein nicht sind, wie sollen im furchtbaren Kampf wir bestehen?

Wiedergeburt, Reform von innen heraus und eine sichere Hand, die das herrenlose Steuer nach einem festen Ziele richtete, nur so konnte geholfen werden. Diese Überzeugung wurde immer lebendiger im Herzen des Dichters. Noch sprach er diesen Gedanken nicht aus. Denn offenbar fehlte ihm noch die Gewißheit, daß Octavian zum Retter des römischen Staates berufen sei. Noch war die Schlacht bei Actium nicht geschlagen. Daher sah der Dichter das Staatsschiff in Gefahr, aber nirgends den Steuermann, dem er vertrauensvoll sein „Glück auf!" zurufen konnte.

Schon das Altertum hatte diese Ode richtig als Allegorie gefaßt, der gelehrte Quintilian bezeugt es. Horaz hat die Sorgen seines Herzens um das geliebte Vaterland symbolisch in diese Verse ausströmen lassen. Der nüchterne Verstand sah das Vaterland von Bürgerwut zerrissen, den schweren Gefahren eines neuen Bürgerkrieges ausgesetzt. Des Dichters

NB! Ob diese Ode als Allegorie aufzufassen ist, das ist ein Problem.

Aug', in schönem Wahnsinn rollend, schaute es im Bilde eines prachtvollen Schiffes, das, leider schon ein halbes Wrack, schwerlich lange dem Anprall der Fluten Widerstand leisten würde. Einige gelehrte Quellenforscher haben entdeckt, daß dies Gedicht ein flaches Plagiat griechischer Lyrik sei. Schon Theognis von Megara habe von einem Staatsschiff geredet, das in Gefahr ist: Das Meer schlägt über die Borde, heiße es da, und δειμαίνω, μή πως ναῦν κατὰ κῦμα πίῃ: „ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende noch Schiffer und Kahn." Klinge das nicht ungefähr so wie das Horazische: Wenn du, Schiff, nicht ein Spielball der Winde werden willst, so sei auf deiner Hut? Und Alkaios singe in einem prächtigen Sturmbilde von einem Schiffe, das mit Sturmesnöten ringe:

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,
Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt.
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut
Und vom zerborstnen Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

Daß Horaz die beiden Gedichte, von denen nur das erste eine Allegorie ist, gekannt hat, ist bei seiner Kenntnis der griechischen Literatur wahrscheinlich, und die Erinnerung an sie tauchte ihm wohl bei der Abfassung dieser Ode auf; aber ein bloßer Nachdichter ist Horaz ebensowenig hier wie anderswo gewesen. Zum mindesten ist die Durchführung der Personifikation des Schiffes und die poetische Situation unseres Dichters Eigentum.

Anschließend od. I 37 (Strophe 1 u. 2)

I. 15. Pastor cum traheret per freta navibus

Meeresstille und drohende Wetter.

MALA DUCIS AVI DOMUM

Ein farbenprächtiges Gemälde von R. v. Deutsch zeigt uns Paris, die entführte Helena aufs Schiff hebend. Die beiden lebensvollen Gestalten des modernen Malers denke man sich auf dem Schiffe mitten auf hoher See. Zu den Füßen des üppigen Weibes gelagert der asiatische Buhle, die Laute spielend, alles mit kostbaren Teppichen, Decken umhüllt, alles von Gold und Glanz strahlend. Im sicheren Besitz seiner Beute schaut er wonnetrunken in die Zukunft. Das Werk der Entführung ist geglückt. Da schreckt er aus seinen süßen Träumereien empor. Ein drohendes Haupt hebt sich vor ihm aus den Wassern, das ernste Antlitz umrahmt von einer Flut wildstruppigen Greisenhaares. Der alte Meergott ist's, Nereus, der Vater der fünfzig schönen Wassernixen.

Als des Paris Schiff die Wellen teilte,
Drauf er mit des Gastfreunds Weib enteilte,
Hemmte Nereus jäh der Winde Schwingen,
Um dem Freveler sein Los zu singen.

(Übers. v. Meichelt.)

Um das träumerische Glück der Liebe, das sich gründete auf Treulosigkeit und Verbrechen, zieht sich ein furchtbares Unwetter zusammen. Eine unheimliche Windstille geht voraus, deren alles lähmende Gewalt kaum besser geschildert werden kann als in den Goetheschen Versen:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

In diese unheilschwangere Stille hinein erklingen die Ankündigungen der vernichtenden Wetter, die drohenden Prophezeiungen von der Strafe für die Freveltat, den Verlauf des Schicksals mit seinem Resultat kühn zusammenfassend: Tod und Verderben bringt Paris über sein Vaterland; die Gunst einer Venus vermag nichts gegen die Kriegswut einer Pallas. Die Schönheit des Trojaners ist ein schlechter Schutz gegen das mannhafte Heldentum der Hellenen, repräsentiert durch die homerischen Helden: Aias, Odysseus, Nestor, Teukros, Meriones, Diomedes. Der letzte ist der Wolf, der den schönen, schlanken, aber feigen Hirsch scheuchen wird, der nur vor seiner Hindin stolzieren und prahlen kann. Das Gedicht schließt mit einem Hinweis auf den sicheren Sturz Ilions. Wie muß Paris durch die Drohungen niedergeschmettert werden, wenn er hört, welches Verderben er durch seine freve Tat seinem Vaterlande und sich selbst heraufbeschworen, wenn seiner weibischen Unmännlichkeit die Reihe der griechischen Helden gegenübergestellt wird!

Was soll das Gedicht? Was kann den Dichter angeregt und bewegt haben, daß seinem Gemüte Paris und Helena, Nereus und das Schicksal Trojas vorschwebten? Wenn wir keine höhere Idee entdecken, mit der wir diese Worte, diese Bilder passend einen können, so werden wir dies Poëm matt und unbedeutend nennen müssen. — Der Dichter zeigt, wie das damals gern geschah, die Ereignisse seiner Zeit im Spiegel der Vergangenheit. Halten wir Umschau unter seinen Zeitgenossen. Wo lebte unter ihnen eine Helena, schön und verführerisch? Wo ein weichlicher Paris, der in ihren Armen seines besseren Ichs vergaß? Antonius und Kleopatra! Man

vergleiche Shakespeares Verse, die er seinem Enobarbus in den Mund legt:

Die Bark', in der sie saß, ein Feuerthron,
Brannt' auf dem Strom: getriebnes Gold der Spiegel,
Purpur die Segel und so duftend, daß
Der Wind in ihnen wurde liebeskrank.
Silbern die Ruder,
Die nach der Flöten Ton Takt hielten, daß
Das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte,
Verliebt in ihren Schlag; doch sie nun selbst, —
Dafür ist bettelarm das Wort: sie lag
In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
Noch farbenstrahlender als jene Venus,
Wo die Natur der Malerei erliegt.
Zu beiden Seiten ihr holdsel'ge Knaben,
Mit Wangengrübchen, wie Cupido lächelnd,
Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte
(So schien's) die zarten Wangen, die sie kühlten,
Anzündend, statt zu löschen.
Die Dienerinnen, wie die Nereiden,
Auch sie Seejungfraun, dienten ihr mit Blicken,
Und Schmuck ward jede Beugung; eine Meerfrau
Lenkte das Steuer, seidnes Tauwerk schwoll
Dem Druck so blumenreicher Händ' entgegen,
Die frisch den Dienst versahn . . .

So war diese Helena. So hat sie Markart gemalt. Um dieses Weibes willen brachte Antonius, ein anderer Paris, viel Elend über sein Vaterland.

Ha, wie Roß und Reiter keuchen!
Wieviel Tote sind geweiht.

(Übers. v. Günther.)

Wie ein feiger Hirsch floh Antonius vor dem Wolfe Octavian. Die Beziehung der homerischen Helden ehrt die Feldherren des Siegers. Der düstere Nereus ist der Dichter selber.

So verstanden, gewinnt unser Gedicht Farbe, Leben und lyrische Kraft. Wir finden in ihm den ernsten, treuen Patrioten wieder, der die Not der schweren Zeit im Spiegel der Dichtung verklärt.



I. 16. O matre pulchra filia pulchrior

Vergib.

ME QUOQUE PECTORIS
TEMPTAVIT IN DULCI IUVENTA
FERVOR . . .

Wenn ein geistreicher Interpret dieses Gedicht ein Produkt jugendfrischer Überschwenglichkeit und sprudelnder Dichterlaune nennt, so wird man das letzte zugeben, was er aber als Überschwenglichkeit angesehen hat, ist köstlicher Humor, der hinter der Maske des breitspurigen Pathos uns anlacht. Der Dichter bereut eine Jugendeselei in Spottversen, mit denen er, von schnell aufwallendem Zorn gepackt, seine Geliebte überschüttet hat, wie sie uns ähnlich in den Epoden vorliegen. Jetzt, wo er die Jahre der Brauseköpfigkeit hinter sich hat, tut jenes Spottgedicht ihm leid; er widerruft.

Wir wissen, und Horaz wußte es auch, daß eins seiner lyrischen Vorbilder, Stesichoros aus Himera, weil er die schöne Helena als die männertolle Leidbringerin beleidigt hatte, mit Blindheit bestraft worden sei, sein Augenlicht aber wiedererhalten habe recantatis approbriis, durch eine Palinodie, die seine früheren Behauptungen Lügen strafte. Wenn nun Horaz hier eine durch seine Spottverse verletzte Schöne zu versöhnen sich bestrebt und im folgenden Gedicht eine Tyndaris — Tyndareus war der Vater der Helena — zu sich einladet, so erscheint es in der Tat, als ob die Erinnerung an jene Palinodie in ihm erregt wurde, als er sich bestrebte, diese beleidigte Helenaschönheit zu versöhnen — nicht ohne Erfolg, wenn

die Vermutung, daß das folgende Gedicht mit diesem zusammengehört, richtig ist.

Horaz wird einmal von einer Geliebten jähzorniger als das Hadriameer genannt, und er bestätigt dies Urteil, wenn er selbst sich „schnell im Zorn" nennt, doch mit der Einschränkung, daß er „leicht versöhnlich" sei. Proben dieses Jähzornes gegen spröde und kalte Schönheiten liegen uns genug vor. Er konnte in seinem Zorne zu weit gehen, wie vor allem sein Gedicht Audivere, Lyce beweist. Aber wie alle heftigen Menschen bereute er schnell und erstrebte Versöhnung.

Um die Versöhnung anzubahnen, verfolgt er in diesem Liede mit Humor die Ursachen des aufwallenden Zornes und seine verderblichen Wirkungen nach Art der Gelehrten bis ins graue Altertum hinauf: Prometheus ist schuld. Warum hat er, als er die Menschen schuf, Löwenstoff beigemischt! Nun tobt die wilde Wut in ihrem Herzen und richtet Städte, Völker und Länder zugrunde. Mit wirksamer Komik ruft er nun der beleidigten Geliebten zu: „Laß dich nicht von deinem Zorn hinreißen!", was sie vor allem ihm hätte zurufen sollen. „Ich sündigte im tollen Jugendübermut, jetzt tut mir's von Herzen leid. Wirf das Gedicht ins Feuer oder ins Meer und sei wieder gut!"

Aber komisches Pathos und überlegener Humor allein hätten die Versöhnung nicht herbeigeführt, wenn nicht auch zärtliche Liebe aus diesem Werbeliede gesprochen hätte; diese fühlt man besonders aus der reizenden Anrede heraus:

> Du, einer schönen Mutter schönres Kind,

und aus dem wunderbar lieblich einschmeichelnden Schluß:

> Doch nun erwacht der Bitten zarter Klang
> Und übertönt den scharfen Schmähgesang,
> Bis ohne Groll du wieder mein gedenkst
> Und mir dein Herz in Liebe wieder schenkst.
>
> (Übers. v. Edm. Bartsch.)

Wir glauben es zu sehen, wie Horaz das nur halb noch schmollende Mädchen an sich zieht, das male pertinax nur

schwach sich sträubt, um bald dem launenhaften, doch gottbegnadeten Sänger von ganzem Herzen zu verzeihen.

In alter und neuer Zeit haben die Dichter Dichtung und Wahrheit gemischt und durch den freien Lauf der Phantasie ein zu indiskretes Hineingucken in ihre Privatverhältnisse unmöglich gemacht. (Rosenberg.) So wird man wohl nie festzustellen vermögen, wer die früher geschmähte Schöne ist. Sind die „schnellen Jamben“ vernichtet? Sind es die Epoden 5 und 17? Oder ist die ganze Situation erfunden, um dem zornschnellen Horaz die Voraussetzung für eine lyrische Verwünschung des Zornes zu schaffen? Lassen wir diese Frage offen und erfreuen uns an dem köstlichen, in übermütigem Tone überall durchbrechenden Humor.



I. 17. Velox amoenum saepe Lucretilem Mutat Lycaeo Faunus

Komm zu mir!

HIC TIBI COPIA
MANABIT

Zum Zweck der völligen Versöhnung und Wiederherstellung der alten schönen Beziehungen ruft Horaz seine durch die Palinodie des vorigen Liedes noch nicht völlig versöhnte Tyndaris zu sich auf sein idyllisches Sabinum. Sie soll die schöne Flur durch den Reiz lebendiger Schönheit beleben. So lockt das Nachtigallmännchen mit schmeichelnden Tönen die Braut. Doch ist es kein blöder Schäfer im Geßnerschen Stil, der sentimentale, schmachtende Liebesrufe girrt; es ist der Sohn italischer Erde von echt natürlicher Sinnlichkeit; Lebensglut und derbe Lebenslust platzen in Worten und Bildern heraus.

Heißer, staubiger Sommer in der Stadt, liebliche Kühle in dem abgeschiedenen Winkel der Sabinerberge.

Mich schützet Götterhuld; mein frommes Flehn,
Mein Lied, es hat den Göttern wohlgefallen.
Hier wird des Feldes Segen reichlich dir,
O Tyndaris, aus goldnem Füllhorn fließen;
Im stillen Tale wirst du hier
Schutz vor der schwülen Sommersglut genießen.

(Übers. nach Günther.)

Gesang und Wein, süßer, unschuldiger Lesbier, soll uns das Leben und Lieben hier verschönern. Du wirst das Lied von der treuen Penelope und der verführerischen Circe singen

und — umgekehrt erleben. Wie jene beiden Frauen um den einen Mann sich mühten, so werben ich und mein Nebenbuhler um dich. Aber der andere ist ein so roher Bursche. Alle Augenblick fängt er Zank an, und noch übler ist seine Liebeszudringlichkeit, in der seine unverschämten Hände dir den schönen Kranz im Haar und dein Kleid, das doch wahrlich unschuldig ist, zerreißen. Bei mir hast du derlei nicht zu fürchten. Auf meinem Sabinum herrscht eitel Friede und idyllische Ruhe. Hier haben nicht einmal die Schafe den Wolf und die Ziegen, „die Gemahlinnen des duftenden Gatten", die Schlangen zu fürchten. Hier tönen nur Friedensschalmeien, hier soll unser Streit in schöner Versöhnung ausklingen.

Man spürt auch in diesem Gedicht den Ton, in dem das vorangehende geschrieben ist. — Die olentis uxores mariti geben davon Beweise. Den überlegenen Humor vermag der Dichter nicht zurückzuhalten. Er quillt aus dem schlüpfrigen Boden überall hervor. Durch den Schleier der Idylle blitzt zwischen zärtlicheren Gefühlen das Temperament hindurch, in dem einst die Spottpfeile der schnellen Jamben geschleudert wurden.



Diese Ode – die als eine religiöse angesprochen ist (auf Weißenfels) – muß aus doppeltem Grunde sorgfältig erklärt werden: einerseits lernen wir den h. ekstatischen Wahnsinn des Dionysoskults kennen, andererseits zeigt die Ode für den Hor. im charakteristischen Unterschied von Alcäus u. Anakreon als laudator vini.

I. 18. Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem

Des Weines Gewalt.

AT NE QUIS MODICI TRANSILIAT MUNERA LIBERI

Der Elegiker Theognis sagt:

Οἶνος πινόμενος πουλὺς κακόν· ἢν δέ τις αὐτόν
πίνῃ ἐπισταμένως, οὐ κακὸν ἀλλ' ἀγαθόν.

Trinkst von dem Weine du viel, so ist er ein Übel; doch trinkst du
Ihn mit Verstand, kein Leid, Segen bereitet er nur.

Unser Gedicht ist eine schöne Illustration zu diesem Thema. Einer der Villennachbarn des Dichters, selbst Dichter und von ihm hochgeschätzt, schafft Gartenanlagen. Diese Gelegenheit benutzt Horaz, um unter Hinweis auf des Weines Wohltaten ihm den Rat zu erteilen, keinen Baum früher zu pflanzen als die Rebe. Schon Alkaios hatte geraten:

Μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω.

Da ist es nun natürlich, wenn Horaz sich an sein hohes Vorbild anlehnt, wenn er sogar dasselbe Versmaß wählt und der erste Vers unseres Gedichtes eine wörtliche Übersetzung jenes griechischen ist. Aber ein Plagiator ist Horaz ebensowenig hier wie sonstwo. Denn das Trinklied des Lesbiers ist vulkanisch wild, wie der heiße Boden seiner Heimatinsel. Aus mächtigen Bechern soll ihm der Liebling den feurigen Wein reichen, ein Becher soll schnell dem andern folgen. Solch Trinken mißfällt unserm Horaz, dem echten Jünger der Grazien. Nichts ist ihm häßlicher als die Verletzung des Ebenmaßes, nichts unangenehmer als das durch

übermäßigen Weingenuß entfesselte Wesen der Trunkenen, ihre Schwatzhaftigkeit, die kein Geheimnis achtet, die die Mysterien des Gottes an das grelle Licht des Tages stellt, die Rodomontaden und Renommistereien dieser Centauren und Lapithen, die die segensvollen Gaben des guten Gottes entweihen und beschimpfen, so daß der erzürnte Gott den Segen des Weines in Fluch verwandelt. So können wir an diesem Gedichte den Gegensatz und den Unterschied zwischen dem römischen und dem griechischen Lyriker erkennen. Alkaios schwelgt im maßlosen Wogen der Leidenschaft, Horaz wirkt ethisch, läuternd, veredelnd, selbst geläutert und veredelt durch den Geist griechischer Philosophie und die Schule des Lebens. Darum sind seine Gedichte geeignet, den gereiften Mann zu erfreuen und die Jugend zu bilden.

Keinen Baum, o Varus, pflanze früher als die heil'ge Rebe,
Die sich in dem milden Tibur an Catillus' Burg erhebe.
Denn des Weines Feinden sendet Bacchus nichts als Kümmernis;
Bacchus nur versteht zu heilen gift'ger Sorgen Schlangenbiß.

Wer wohl schmäht auf böse Zeiten, auf den Krieg beim Becherklange?
Preist nicht lieber dich, o Bacchus, dich, o Venus, im Gesange?
Doch daß auf des zücht'gen Gottes weises Maß wir uns beschränken,
Wollen des Centaurenkampfes mit Lapithen wir gedenken

Und, wie Euhius die Thraker furchtbar strafte, die bezechten,
Als sie, niedern Trieben frönend, Gutes mischten mit dem Schlechten.
Niemals will ich, Vater Bacchus, sträflich deine Feste feiern,
Nie die heiligen Mysterien vor profanem Aug' entschleiern.

Laß der Hörner und der Pauken wilden Wirbel fern mir bleiben,
Wo die Eigenliebe waltet und der blinden Selbstsucht Treiben,
Wo die Ruhmsucht stolz sich brüstet und die Zunge freigelassen
Das Geheimnis preisgibt, daß es widerhallen alle Gassen.

(Übers. nach Menge — Westphal — Günther.)

Ähnlich warnt Uhland, die Gottesgabe des Weines durch unvernünftigen, übermäßigen Genuß zu entweihen, in seinem Gedicht „Die Bildsäule des Bacchus“, wo er Bacchus zu einem Jüngling, der nach einer durchschwärmten Nacht wüst und bleich heimtaumelt, folgende strafende Worte sprechen läßt:

„Was spukst du hier, du wankendes Gespenst,
Ereb'scher Schatten, kraftlos, sinnbetäubt?
Du hast den heil'gen Efeu mir entweiht,
Du nennest frevelnd meinen Priester dich.
Hinweg von mir! Ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle schaffender Natur,
Die sich besonders in dem edeln Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüstes Treiben einen Gott,
So sucht ihn nicht auf sonn'gem Weingebirg'!
Nein, sucht ihn drunten in des Hades Nacht!"

Und Xenophanes von Kolophon singt:

Wohlan denn, Freunde, jetzt beginnt zu trinken.
Jedoch bedenket stets des Trinkers Pflicht,
Des Stabs und Führers zu bedürfen nicht,
Sobald die Lust am Trinkgelag verglommen,
Und frisch und aufrecht in sein Haus zu kommen.
Den lob' ich immer als den besten Mann,
Der zechen und doch weise reden kann
Und Herr bleibt über Sinnen und Verstand.

(Übers. von G. Koch.)



I. 19. Mater saeva Cupidinum

Liebesnöte.

IN ME TOTA RUENS VENUS

Wein und Liebe gehören zusammen. Wird in der vorigen Ode des Weines gewaltige Macht geschildert, so sehen wir hier der Liebe alles bezwingende Kraft veranschaulicht. Sie hat den Dichter mit wildem Weh ergriffen, so daß er die Herrschaft über sich verliert, nichts anderes treibt, nichts anderes denkt. Es ist nicht die milde, sanfte Göttin, die schmeichelnd naht, es ist die grausame Mutter der Eroten im Verein mit dem Weingott und der üppigen Gelegenheitsmacherin Leichtfertigkeit, die ihm, der da glaubt, alle Liebestorheiten hinter sich zu haben, den gemessenen Befehl erteilt, sich einer neuen Liebe zu weihen; sie hat Cypern verlassen, um sich mit aller Macht auf ihn zu stürzen. Sein Herz erbebt in süßer Angst vor dem Ungestüm, vor der Nähe der gewaltigen Macht. So war dem alten Anakreon zumute, als ihn Eros wieder packte; ihm war, als ob ihn ein Schmied mit gewaltigem Schlage getroffen, als ob er plötzlich in einen winterlich geschwollenen Gießbach getaucht würde. Unsern Dichter haben die berauschenden Reize seiner „Süßen", der Glanz ihrer Schönheit, ihre kecke Sinnlichkeit betört. Was sind ihm jetzt patriotische Lieder? Für derlei hat er jetzt keine Gedanken; selbst seine Philosophie droht ihn im Stiche zu lassen. Mit dem stolzen Bekenntnis: „Ich mache die Dinge mir, nicht mich den Dingen untertan", mit der Beachtung des Aristippischen Gebots „zu lenken, nicht gelenkt zu

werden“ sieht es schlimm aus. Gegen die alles besiegende Göttin ankämpfen? Vergebliches Bemühen! Vielleicht stimmt ein feierliches Opfer sie milder: Gnade! Gnade!

Ich wähnte mich vom Minnejoch befreit,
Da schlägt die Mutter holder Amoretten
Und Bacchus und die kecke Lüsternheit
Aufs neue mich in eines Mädchens Ketten.

In Glut versetzt mich ihres Nackens Weiße,
Dem Marmor gleich, den man zu Paros bricht,
In Glut ihr Blick, der feuchte, sehnsuchtsheiße,
Und ihr verführerisches Angesicht.

Im Sturm erfaßt mich Aphrodites Macht;
Nicht darf ich irgend andre Lieder singen,
Nicht Skythenkämpfe, keine Partherschlacht,
Der Liebe nur darf meine Laute klingen.

Von Rasen soll sich ein Altar erheben;
Die Opferschale bringt mit edlem Wein!
Wenn meines Weihrauchs Düfte sie umschweben,
Wird Aphrodite mildren Sinnes sein.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)



I. 20. Vile potabis modicis Sabinum Cantharis

Nimm fürlieb.

DATUS IN THEATRO
CUM TIBI PLAUSUS . . .

Maecenas hat sich bei dem Dichter à deux couverts, wie Horaz es liebte, eingeladen. Nun entrollt der Gastgeber dem erstaunten Gönner in humoristischer Form sein Weinprogramm, das allerdings sehr negativ ausfällt: er zählt die herrlichsten Weinsorten auf, die der vornehme, reiche Staatsmann bei ihm — nicht trinken wird; denn mit solchen ist sein Keller nicht fourniert. Nur ein Surius, ein Sabiner Tischwein, wird dem hohen Besuch kredenzt werden und nur in schmucklosen Bechern, aber — Horaz besitzt das köstliche Talent, seinen kleinen Gaben durch Erwähnung persönlicher Beziehungen in feiner Weise besonderen Wert zu geben — dieser Wein hat etwas, was ihn über die edelsten Weinsorten erhebt: er ist auf dem Gütchen gewachsen, das der Gast dem Gastgeber geschenkt, ist bei einer ganz besonderen Gelegenheit eigenhändig auf den Krug abgezogen und versiegelt, nämlich an dem Tage, als Maecenas, nach langer Krankheit genesen, zum erstenmal wieder im Theater erschien und von dem Volke mit stürmischem Jubel begrüßt wurde, so daß der Schall sich an dem Vatikan und an des Tibers Uferhöhen brach. — Am Vatikan und an des Tibers Ufern? Aber das Theater, das einzige, das es damals gab, war ja von dem Vatikan fast eine halbe Stunde entfernt und öffnete sich nach Osten, hatte also

den Tiber und den Vatikan im Rücken! So ist es denn physisch unmöglich, daß das Klatschen im Theater am Vatikan und am Tiberufer ein Echo finden konnte. Aber gerade diese Unmöglichkeit ist ein Beweis dafür, daß Horaz diese Orte nur gewählt hat, um, treu seiner Art, in sinniger Aufmerksamkeit den Adressaten zu ehren; entspringt doch der Tiber in Etrurien, wo die Wiege von Maecenas' altem Fürstengeschlecht stand, und wird deshalb auch hier als sein Heimatstrom bezeichnet, und hat doch der Vatikan seinen Namen von einer alten etruskischen Niederlassung.

Ein reizendes Gedicht, voll Humor und Laune, anziehend in der Fülle zarter Aufmerksamkeiten und rührender Pietät gegen seinen treugeliebten Herzensfreund. Auch ein merkwürdiges Gedicht: es handelt, wie Fritsch gezeigt hat, vom Wein, eigentlich nur vom Wein, führt ihn uns vor in all seinen Daseinsformen in einer Reihenfolge, die die Absicht klar hervortreten läßt: im Becher, im Fasse, auf der Kelter, in den Trauben, an den Reben, auf dem Hügel und wieder im Becher, und das Wort „Wein" kommt nicht vor.

(Besonderheiten)
Merkwürdigkeiten des Gedichts:
1) Es ist eine Einladung, zur Gruppe der Weinlieder gehörig.
2) Es soll dabei nur billiger Sabinerwein vorgesetzt werden (Grund dafür!)
3) Der Wein wird uns in all seinen Daseinsformen vorgeführt.
4) Das Wort vinum ist dabei gänzlich vermieden.
5) Das Echo am Vatikan u. Tiberufer ist unmöglich.
6) Auch auf die Abfassungszeit läßt sich ungezwungen ein Schluß ziehen.

I. 21. Dianam tenerae dicite virgines

Ein Festreigenlied.

A POPULO ET CAESARE IN PERSAS

Apollo wurde unter Augustus der Schutzgott des neuen Reiches. Neben dem neuen Kaiserpalast auf dem Palatin thronte in dem ebenso neuen, weithin glänzenden Tempel Apollo zusammen mit seiner keuschen Schwester und seiner göttlichen Mutter. An ihrem Jahresfeste führten edle Jünglinge und Jungfrauen einen Reigen auf. Zu einem solchen dichtete Horaz dieses Reigenlied. Musik, Gesang und Tanz, Schönheit und Jugend belebten die in ihrer Einfachheit schönen Verse des Hymnus. Die erste Strophe wurde teils von dem Halbchor der Jünglinge, teils von dem der Mädchen, teils im zusammenklingenden Chor vorgetragen:

Jünglinge.

Zarte Jungfraun, singt Dianens Preis!

Mädchen.

Singt den schöngelockten Phöbus, Knaben!

Beide.

Auch Latonen, der vom höchsten Zeus
Heißgeliebten Frau, weiht eure Gaben!

(Übers. v. Günther-Menge.)

Diesem Schema entsprechend wurde die zweite Strophe von dem Halbchor der Jünglinge, die dritte von dem der Mädchen, die letzte von dem gesamten Chor gesungen.

Die Gottheit wird angefleht um Abwendung von Krieg, Pest und teurer Zeit; war Apollo doch der ἀλεξίκακος, der alles Böse fernhaltende. Veranlassung zu dem Bittgesang hatte die Mißernte des Jahres 24 und die beständige Kränklichkeit des Kaisers gegeben, der mit in das Gebet eingeschlossen wird. Die Wendung, daß alle Plage und alles Unheil die Feinde treffen möge, ist typisch und findet sich in den frommen Wünschen aller zeitgenössischen Dichter:

Lasse er, gerührt durch euer Flehn,
Blut'gen Krieg und Hungersnot und Seuchen
Von dem Volk und seinem Fürsten weichen
Und zu Persern und Britannen gehn!

(Übers. v. Günther-Menge.)

Eine naive Auffassung, wie wir sie an manchem Hause Tirols finden in dem Spruch:

Du lieber heil'ger Florian,
Zünd' des Nachbars Haus, nicht meines an.

Horaz mußte bei der Komposition dieses Hymnus sich streng an die rituellen Formen halten, wie wir dies ähnlich an einem Hymnus Catulls sehen. Das Säkularlied wird uns auf dieses Thema zurückführen.



Thema für kl. Aufarbeitg:

„Wie ist die Ode I 22 Integer vitae aufzufassen?"
Durch die Komposition des Berliner Arztes Flemming ist die Ode Integer vitae wohl das bekannteste aller Horazischen Lieder geworden. Doch hat die Melodie, so wunderschön sie an sich ist, dazu beigetragen, das Verständnis der Ode zu verdunkeln. Denn nach der Melodie müßten wir einen feierlich ernsten Inhalt voraussetzen. Dazu paßt anscheinend auch der weihevolle Ton im Eingang der Ode. [illegible] Horaz [illegible] noch [illegible] [illegible] ist.

I. 22. Integer vitae scelerisque purus

Die Liebe ein Talisman.

NAMQUE ME SILVA LUPUS IN SABINA
FUGIT INERMEM

An Aristius Fuscus wendet sich unser Lied. Der Charakter dieses Mannes muß uns das Verständnis des Gedichtes erschließen. Aus der neunten Satire des ersten Buches kennen wir ihn als einen Schalk, der Eulenspiegeleien liebte. Und so hat denn Horaz dem für Humor empfänglichen Freunde dieses in seiner Scherzhaftigkeit köstliche Gedichtlein gewidmet. Es wirkt um so erheiternder, als der Anfang mit seinem feierlich ernsten Pathos uns auf etwas ganz anderes vorbereitet; er lautet:

Wer rein und frei von Schuld das Leben wahrt,
Braucht Bogen nicht und Speer nach Maurenart
Und keinen Köcher giftgetränkter Pfeile,
Allwo er weile,

Mag durch der Syrten Glut die Reise gehn
Und durch des Kaukasus beschneite Höhn,
Und wo die Wogen des Hydaspes rollen,
Die märchenvollen.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Nun folgt der Beweis für diese kühne Behauptung: Denke dir, alter Freund, wie ich neulich durch den Wald schlendere und mein Liedchen auf Lalage vor mich hinträllere, begegne ich einem Wolfe, und was für einem! Solch einen gibt's ja gar nicht mehr! Und was tut der Wolf? Er nimmt Reißaus!

Denn als ich sorglos irrt' im Waldesgrund,
Ein Lied an meine Lalage im Mund,
Ist vor dem Unbewehrten, Sangesfrohen
Ein Wolf geflohen.

NB! Für dieselbe Melodie hat Schulz einen deutschen Text, „Einfalt u. Liebe" geschaffen

Ein grimmig Tier von solcher Ungestalt,
Wie selbst Apuliens finstrer Eichenwald
Und Jubas Wüsten, die den Löwen nähren,
Es nie gebären. (Übers. v. Edm. Bartsch.)

Und die Moral von der Geschichte? Um, wo immer ich bin, sicher zu sein, werde ich mein süßes Plaudermündchen besingen, ihr nolens volens treu bleiben müssen.

Und wär' ich da, wo starr der Boden liegt,
Kein Baum sich in den Sommerlüften wiegt,
Wo schwer und feucht die grauen Nebelballen
Das Land umwallen, —

Und wär' ich da, wo steil die Sonne brennt,
Das Land dem Menschen keine Wohnung gönnt;
Ich werde meinen Plaudermund, den süßen,
Stets lieben müssen. (Übers. nach Edm. Bartsch.)

Diesem scherzhaften Inhalt wird die allbekannte an und für sich wunderschöne Komposition Flemmings wenig gerecht. Sie ist zu feierlich, stimmt andachtsvoll; die vollen, weihevollen Töne dieser Weise würden für eine ernste Hymne passen, hier also für das feierliche Pathos der beiden ersten Strophen, müßte dann aber kraß ins Komische umschlagen. Namque me silva lupus in Sabina fugit inermem in so feierlichen Tönen gesungen, wirkt unendlich komisch, nicht minder die Stelle dulce ridentem. Ein zweiter Fehler der Komposition ist, daß durch die Betonung in ihrer Melodie

— ◡ ◡ — — — ◡ ◡ ◡ — —
Integer vitae scelerisque purus

der Rhythmus der sapphischen Strophe total zerstört wird. Und wie wünschenswert wäre es, wenn unsere Komponisten ihre Aufmerksamkeit den Horazischen Liedern zuwenden wollten, aber so, daß der Rhythmus der antiken Verse in der Komposition erhalten bleibt!

I. 23. Vitas hinnuleo me similis, Chloe

Die kleine Spröde.

TANDEM DESINE MATREM
TEMPESTIVA SEQUI VIRO

Sie floh vor mir wie ein Reh so scheu,
Und wie ein Reh so geschwinde,

wie Horazens Chloe. Damit hört die Ähnlichkeit aber auf. Denn bei Heine heißt es weiter:

Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar, das flog im Winde.

Er erreicht sie und überwindet ihre Sprödigkeit. Nicht so Horaz. Er verfolgt vergebens die jugendliche Schöne, die noch immer nach dem Schutz der Mutter verlangt. Das Bild von dem scheuen Reh ist reizend. In Angst und Bangen vor jedem Geräusch zittert es und sucht die geängstigte Mutter: wenn der Wind in den regen Blättern säuselt, wenn eine grüne Lacerte mit den funkelnden Äuglein durch den Strauch huscht, gleich beben ihm die Knie und das kleine Herz. Und wie der Dichter der scheuen Geliebten, dem schlanken Reh folgt, kommt er ihr vor wie ein raubgieriger Tiger. Sie ist taub gegen alle Versicherungen, daß seine Gefühle die zärtlichsten sind und daß sie schon kein unreifes Kind mehr ist. Das Mädchen hat für sie kein Verständnis, sie sieht in ihm nur den fremden Mann, der ihr nicht geheuer erscheint. All sein Bitten bleibt unerhört.

Ein Schmelz naiver Anmut liegt über dem Liedchen ausgegossen.

Gleich dem Rehe fliehst du, Kind,
Das auf einsam wilder Halde
Rennt zur Mutter, wenn im Walde
Leise nur sich regt der Wind.

Ob des Lenzes Hauch durchzieh'
Schwanke Wipfel, ob im Busche
Raschelnd die Lacerte husche,
Gleich erbebt ihm Herz und Knie.

Denk nicht, daß ich will dein Blut,
Daß ich hege Tigertriebe!
Mädchen, reif für Manneslięebe:
Laß die Mutter! Sei mir gut!

(Übers. v. Fr. van Hoffs.)

Ähnlich singt Anakreon:

Thrakisches Füllen du,
Sieh nicht so scheel mich an!
Flieh nicht so kalt und stolz
Immer vor mir!

— — — — — — — — —

Freilich im Wiesental
Hüpfest voll Mutwill du
Jetzt noch und Jugendlust
Weidend umher.

Aber beschieden ist
Dir auch ein Reitersmann,
Rossebezwingend und
Trefflich geschult.

(Übers. v. G. Koch.)



I. 24. Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis?

Trostspende.

MULTIS ILLE BONIS FLEBILIS OCCIDIT

Drei Freunde, alle drei von den Musen hoch begnadet, — Vergil, Quintilius, Horaz, erlesene Geister, hoch über dem profanum vulgus thronend! Da starb von den dreien der eine. In fassungsloser Trauer verlor sich der Dichter der Aeneis, der weichmütige, der jungfräuliche. Der kräftigere Horaz raffte sich aus dem tiefen Schmerz über diesen plötzlichen, unersetzlichen Verlust empor, um Vergil durch einen edlen Gesang, ein unvergängliches Denkmal zugleich für den dahingeschiedenen Freund, aufzurichten:

Wo es die Trauer um den Verlust eines so teuren Hauptes gilt, da darf die Träne rinnen unverhüllt, und Horaz naht sich der ernsten Muse des tragischen Gesanges mit der Bitte, würdige Trauerweisen in sein Herz zu senken.

Unnachahmlich schön setzt nach dieser Einleitung das eigentliche Gedicht ein mit dem ergo: Also wirklich? Quintilius schläft den ewigen Schlaf? Wieviel Herrlichkeit ist für immer dahin! Takt, Treue und Wahrheit hatten sich in diesem Manne aufs innigste verbunden. Wann wird es wieder seinesgleichen geben? Wunderbar schön ist auch der Übergang von der Klage zum Trost:

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam tibi, Vergili.

Viel gebrauchte und doch ewig schöne Verse! Wir erheben sie den Toten, wie den Lebenden, der um den Toten klagt!

Die boni sind die Männer ohne Fleck und Fehl, Vergil an ihrer Spitze. Der fromme Sänger des frommen Helden Aeneas fleht um die Wiederkehr des geliebten Freundes aus der Schemenwelt. Hatte doch auch durch Orpheus' süße Klänge der schwarze Fürst sich rühren lassen, ihm den teuren Schatten zurückzugeben. — Vergebens! Die Zeiten jener holden Fabel sind vorbei. Die Entscheidungen des finsteren Geschicks sind ehern, ehern die Pforten des Reiches, wohin Merkur die schwarzen Schatten treibt. Nur auf kurze Zeit sollte der Freund deine Wonne sein, du hast kein Anrecht auf ihn, auf das Vergängliche an ihm. Das ist ein hartes Los; doch lerne zu leiden, ohne zu klagen; durch geduldiges Ertragen wird leichter, was nicht zu ändern ist.

Das soll den Freund trösten? Kein Hinweis auf ein besseres Jenseits, kein Wiedersehen? — Nein! Horaz weiß nichts von einem gütigen Gott, der uns sterben läßt, um uns zu schönerem, höherem Leben zu erwecken. Düstere Entsagung verlangt der tröstende Dichter von dem zu tröstenden. Männliche patientia! Beuge dich unter das harte Joch der Notwendigkeit, wie du es selbst gelehrt in deinem Heldengesang von dem Dulder, der ein Muster ist von Entsagung und Gehorsam:

Superanda omnis fortuna ferendo est.

Das ist die Quintessenz aller Weisheit, die die Äneide lehrt!

Erkennen wir daraus, daß Vergil hier mit seinem von ihm selbst empfohlenen Trostmittel getröstet wird, mit Sicherheit des Dichters bekannte Vorliebe wieder, in seinen Gedichten auf die Eigenart des Adressaten anzuspielen, so werden wir es vermuten können für die Worte tibi creditum. Denn derselbe Ausdruck findet sich in der ebenfalls, wenn auch indirekt, an Vergil gerichteten dritten Ode unseres Buches. Dies kann so wenig ein Zufall sein, daß wir vielmehr darin eine Anspielung auf Vergil zu sehen haben. Welcher Art diese ist, können wir heute nicht mehr finden, vielleicht war es eine Lieblingswendung Vergils, die sich aus seinen Schriften allerdings nicht belegen läßt.

Wer mag des Grams sich schämen, wer kann wehren
Der Träne, um so teures Haupt geweint?
Du, die Gesang mit Saitenspiel vereint,
O Muse, woll ein Trauerlied mich lehren.

Bannt wirklich nun Quintilius ew'ger Traum?
Wann trifft denn Unschuld, Wahrheit, echte Treue,
Die Schwester der Gerechtigkeit, aufs neue
Ein Herz wie dieses je im Erdenraum?

Der Edlen viele weinen um ihn laut,
Vor allen du, Vergil. Doch ach, vergebens
Rufst du den Freund zurück zum Licht des Lebens,
Den Gott dir nicht auf ew'ge Zeit vertraut.

Und lauschten wie einst Orpheus Zauberton,
Die Wälder deiner Leier süßem Klange,
Das Blut kehrt doch nicht in die bleiche Wange,
Hat mit dem Schreckensstabe Majas Sohn,

Das Schattenbild zur dunklen Schar geleitet,
Nie lösend das Verhängnis, unerweicht.
— Hart ist's! Doch dulde; durch Geduld wird leicht,
Was unabänderlich das Los bereitet.

(Übers. nach Günther.)

Zwar verrät das Gedicht im Aufbau, in Gedankengang und Ausdruck Reminiszenzen aus der Rhetorenschule, und doch — wenn man Geschmack findet an ernsten, tiefempfundenen Gedichten, so wird man diese Perle Horazischer Lyrik nicht hoch genug stellen können. Empfindungsvolle Herzen werden diese Strophen zu dem Besten zählen, was die Trauerpoesie geschaffen. Cf. den Kondolenzbrief des Sulpicius an Cicero nebst dessen Antwort. Serv. Sulpicius tröstet den betrübten Cicero in echt römischer Weise damit, daß Tullia ihren Lebenszweck eigentlich schon erfüllt habe und vor allem damit, daß es weniger auf das Ergehen des einzelnen als vielmehr auf das des Staates ankäme.

I. 25. Parcius iunctas quatiunt fenestras

Eine verblühte Schönheit.

INVICEM

Wenn süße Liebe läßt von Art,
Wird sie zum tödlichsten und herbsten Haß.

Das dritte Lydialied! Im ersten Ironie und Spott, im zweiten unverhüllter Schmerz und tiefe, glühende Trauer, hier offener Haß und für unser Gefühl unangenehme Schmähung. Mit seiner wilden Rücksichtslosigkeit, seinen derben Ausdrücken erinnert das Gedicht nur zu sehr an den Epodenton. Wunderbar ist es, daß der Dichter das sapphische Versmaß dazu gewählt hat.

Von dem Gebaren der römischen Jugend gewinnen wir allerdings nicht die erfreulichsten Vorstellungen. Stürmische Angriffe lärmender Zechbrüder auf Tür und Fenster werden die einsamen Mädchen in tiefer Nacht oft erschreckt haben. Aber es erschallten auch süße Weisen, zärtliche Ständchen, von denen uns Horaz eine Probe aufbewahrt hat, die das Verlangen nach weiteren Mitteilungen erweckt:

Dein Liebster steht die langen Nächte
Und kommt vor Liebe um; Lydia, schläfst du?

Die Pfeile, die er auf das einst heißgeliebte Mädchen absendet, müssen sie zum Tod verwunden. Ihre Türe nennt er sehr leicht zugänglich, freut sich ihrer sichtbar zunehmenden Vernachlässigung seitens der römischen Jugend, deren Vertreter er mit dem scheußlichen Namen Wüstlinge belegt. Er malt sich mit wilder Schadenfreude ein Bild aus, dessen Züge ihm die verbitterte Stimmung süßer Rache liefert: Lydia

in ihrem Gäßchen einsam und verlassen, wildes, ungestilltes Liebesverlangen in ihrem Herzen. Sie hört, wie die Jugend sich an dem jungen Grün von Efeu und Myrte erfreut und dem Wintersturm die vergilbten Blätter preisgibt. Ungenießbar für uns sind die derben Worte der vorletzten Strophe, die in der Wiedergabe der unten folgenden Übersetzung sehr abgeschwächt erscheinen.

Seltner stört schon keckes Lärmen junger Männer deinen Schlaf,
Während sonst ihr stetes Pochen deine Fensterläden traf;
Deine Haustür, welche früher fort und fort mit Windesschnelle
Sich in ihren Angeln drehte, klebt beständig an der Schwelle;
Selten wird von einem Freunde noch ein Ständchen dir gebracht:
„Schläfst du, Lydia? Liebeflehend sterb' ich in der langen Nacht."
Wirst einst auf verlaßner Straße, wenn vom Nord der Sturmwind fährt,
Ob der stolzen Männer jammern: ehmals war es umgekehrt.
Dann wird dir vergebens toben in der liebeswunden Brust
Wie bei wilden Mutterrossen ungestillte Sinnenlust,
Und du klagst, daß sich die Jugend nur der frischen Myrte freut,
Dürres Laub jedoch des Eurus winterlichen Stürmen weiht.

(Übers. nach Westphal-Menge.)

Wir fühlen aus diesem Gedicht heraus, wie Liebe sich in Haß gewandelt, wir fühlen die rasenden Schmerzen heraus, die dem Dichter seine Eifersucht bereitet, aber wir können uns nicht mit dieser Art der Rache befreunden. Sie verletzt mit ihren Realismen unser ästhetisches Gefühl.



I. 26. Musis amicus

Ein Lied meinem Freunde!

NECTE MEO LAMIAE CORONAM

Ein Zwillingsliedchen zu III, 17, aber schöner, geistreicher, hochgestimmter. Sonnige Klarheit liegt über den frischen Versen. Lebensmut und Dichterglück tönt aus diesen Weisen wieder.

Kühn übergeb' ich Sorg' und Bangigkeit
Den losen Winden, sie ins Meer zu tragen.
Was schiert den Freund der Musen all der Streit,
Mit dem die Musen sich und Völker plagen!

O Muse, die du an dem lautern Quell
Dich gern erfreust, sei mir in Gnaden nah
Und winde heut aus Blumen sonnenhell,
Mir einen Kranz für meinen Lamia.

Ein echtes Lied wird nur von dir beschert;
Und ihn zu feiern, ihn im Lied zu preisen
Auf Lesbier Saitenspiel in neuen Weisen,
Ist wahrlich dein und deiner Schwestern wert.

(Übers. v. Bartsch.)

Ein politisch Lied, ein garstig Lied! In der Tat, die leidige Tagespolitik ist wenig poetisch. Der Liebling der Musen weilt in den heiligen Hainen, wo die Quellen rauschen, die Nymphen im Vollmondglanz anmutige Reigentänze aufführen, wo die Bacchen verzückt ihrem Meister entgegenjubeln, wo die Musen neue Weisen lehren. Die Mißtöne der geschäftigen Welt dringen nicht in die geweihten Haine. Die Sorgen und Schmerzen sind den luftigen Winden gegeben,

die sie lustig forttragen. Der Dichter pflückt sich an den rauschenden Musenquellen einen Blütenkranz von Lichtblumen. Die Blütenfarben, sagt ein Naturkundiger, sind pflänzlich verkörperte Sonnenstrahlen, das Erblühen ist ein Sonnenhaftwerden der Pflanze. Diese farbenprächtigen Blüten, eingepflanzt auf römischem Boden, stammen aus den sonnigen Gärten von Lesbos, wo Liebe und Wein mehr glühte als sonst irgendwo und die Menschen auch und ihre Lieder, die Lieder eines Alkaios, einer Sappho. Der Muse aber, deren Lieblinge die Dichter sind, ist alles Gelingen zu danken; ihr die Ehre! Die edlen Dichter betrachten sich nur als ihre schwachen Werkzeuge. Der Kranz, den die Muse dem Dichter winden soll, ist das neue Lied, und indem der Dichter noch bittet, ist sein Wunsch erfüllt. Das Lied ist fertig, abgerundet, stimmungsvoll, bestimmt, als Gabe zum Wiegenfeste des Freundes zu dienen. Ein geniales Geschenk für einen Geburtstagstisch!



I. 27. Natis in usum laetitiae scyphis
Pugnare Thracum est

In wilder Zecher Kreise.

NON ALIA BIBAM
MERCEDE

Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's,

sagt Octavio Piccolomini, und so liebte es auch Horaz. Maß, Feinheit der Sitte, Witz, Humor und Frohsinn — das sind die Elemente, in denen sich unser Dichter wohl fühlte. Bei einem Gelage, zu dem er geladen, findet er von jenem allem das Gegenteil: Unmaß, Roheit, wilden Rausch mit all seinen üblen Folgen; die bezechten Gesellen haben die schöne, edle Gabe des Dionysos frech verletzt, sie balgen und raufen wie zuchtlose Barbaren, wilde Leidenschaften sind entfacht, Messer blitzen, die Humpen werden als Waffen geschwungen. Unter diese entmenschten Geister tritt der Dichter und sieht voller Unmut ihr Treiben. Er will die Geister bannen. Aber keine lange Strafpredigt! Aufgefordert, ihren starken Falerner mitzutrinken, lenkt er durch den Vorschlag, einen Rundgesang anzustimmen, geschickt das Gelage in die geregelte Bahn des üblichen Zechkomments. Ein solcher Sang zaubert liebliche Bilder vor die Seele, stimmt friedlich den Sinn. Megillas Bruder, deine Liebste heißt? Du stockst? Wie? Schämst du dich ihrer? Willst du es nicht laut sagen, wohlan, sag es mir ins Ohr. Ich bin verschwiegen. — Der Jüngling beichtet. Die Wirkung ist drastisch. Voll komischen Entsetzens starrt der Beichtiger den Jüngling an: Ist das möglich? Armer Junge, in welchen Pfuhl bist du geraten? Von den Schlingen dieses Vampirs macht kein Gott dich frei.

Alles ist dramatisch, eine Szene für den Pinsel eines holländischen Meisters.

Mit Bechern, dem fröhlichen Scherzen geweiht,
Zu kämpfen — barbarisches Schalten!
Verbannt sei, Kam'raden, Zank, blutiger Streit;
Denn Bacchus will freundlich nur walten.

Verhaßt sind dem Zücht'gen bei Fackeln und Wein
Zum Morde geschwungene Stahle;
Laßt ab von dem Toben und lagert euch fein
Auf die Polster zurück bei dem Mahle!

Auch mir wird ein Becher Falerner zuteil? —
Nun wohl; doch verlang' ich erst Kunde
Vom Bruder Megillas, welch tödlicher Pfeil
Sein seliges Herz ihm verwunde. —

Du zauderst? Doch werd' ich um andern Preis
Mich nimmer zum Trinken bequemen.
Frisch! Sag's nur! — Wer immer dich fesselt, — ich weiß,
Du darfst dich des Liebchens nicht schämen!

Gemein sind die Triebe des Herzens dir nicht,
Drum beichte es mir in die Ohren,
Ich weiß wohl zu schweigen. — Unglücklicher Wicht!
Die Charybdis verschlingt dich! Verloren!

O wäre dir edlere Liebe beschert!
Kein Zauberer löst dir die Ketten,
Kein Gott. — Kaum wird das geflügelte Pferd
Aus den Klauen des Drachens dich retten.

(Übers. nach Günther.)

Sollte nicht die Annahme eines mehr als gewöhnlichen Interesses an der Opuntierin Megilla das Erscheinen des Poeten in dieser unsympathischen Gesellschaft verständlicher machen?



I. 28. Te maris et terrae numeroque carentis arenae
Mensorem

Gesicht des Reisenden.

OMNES UNA MANET NOX

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich selber gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer in Nebeleimern
Das Wasser schöpfen
Und es mühsam schleppen und schleppen
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geschäft
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

So Heine in einer prächtigen, stimmungsvollen Meeres-phantasie seiner Nordseebilder.

Thalatta! Thalatta! Wie die Wogen gehen und kommen, sich gestalten und vergehen, so gehen und kommen die Geschlechter der Menschen.

Horaz liegt träumend am Rande des Schiffes, das dicht vorübersegelt an der Küste des Landes seiner Kindheit, wo er einst so glücklich war, wo am Gestade das Denkmal des Forschers steht, der gerungen sein Leben lang nach Wahrheit und Erkenntnis der Dinge, das Denkmal des großen Archytas. Es erwachen in dem durch das grimmige Wüten des Meeres

erregten Gehirn trübe Gedanken vom Tode aller Kreatur und der Hinfälligkeit alles Großen und Schönen auf der Erde, bis er wie Heine in einer Vision sich selbst als Leiche, die grollend ausgeworfen das Meer, am Strande liegen sieht, am öden, kahlen Strande neben jenem Denkmal. Hoffnung und Liebe, alles zertrümmert! Was ist des Lebens Wert und Ziel? Was nützen all die hohen Bestrebungen, alles Ringen nach Wissen und Wahrheit? Bis an des Äthers bleichste Sterne erhob, Archytas, dich der Entwürfe Flug; nichts war so hoch und nichts so ferne, wohin ihr Flügel dich nicht trug. Die Welt war für deinen Forschergeist zu klein. Und jetzt liegst du dort am Strande der Heimat, umschlossen, du großer Denker, von einem Häufchen Sandes. Und Pelops, Thitonos, Minos, die mit Göttern verkehrten, — dahin, dahin! Auch dein Lehrer, Archytas, der weise Pythagoras, der einmal dem Tode entgangen sein — wollte! Philosophische Hirngespinste von einer Seelenwanderung! Nur eine Nacht wartet unser, nur einmal wird der Pfad des Todes gewandelt. Kein Wiedererwachen! So gehe auch ich den Weg alles Fleisches. Nackt und bloß liegt mein Leichnam am öden Gestade, *ἄϊστος, ἄπυστος.*

Schiffer, segle nicht vorüber! Soll die Fahrt dir wohlgedeihn,
Streue eine Hand voll Erde auf mein bleichendes Gebein.

(Übers. v. Leisering.)

Segen auf dein Haupt, wenn du mir die Bitte erfüllst!

In dem Kultus der Toten entfaltete sich der pietätsvolle Sinn des antiken Menschen in seiner ganzen Herrlichkeit. Wer den Toten nicht ehrte, galt für bar aller Menschlichkeit, für einen Frevler schlimmster Art, den Götter und Menschen haßten. Daher die dringenden Worte des Dichters, seine Angst nicht vor dem Tode, sondern vor einem Tode ohne die gebührenden Ehren, daher seine Warnungen und Drohungen an den sturmgehärteten Mann, göttliche Rechte über den menschlichen nicht zu vernachlässigen.

Nur drei Schollen dieses Staubes! Siehe, mehr verlang' ich nicht.
Kurzes Zögern nur gebietet die Erfüllung heil'ger Pflicht.

(Übers. v. Leisering.)

Wie fesselnd diese Rhapsodie! Antiker und moderner Farbenton in wunderbarer Mischung. Meeresrauschen, Todesahnung, Todeswürde. Ewige, ernste Gedanken, aber so trostlos, weil ihnen der Tod der Zerstörer alles Lebens ist, durch den der Mensch der Erde und der ewigen Sonne die Atome wiedergibt, die sich zu Schmerz und Lust in ihm gefügt, durch den vom Mächtigen selbst nichts übrig bleibt als eine Handvoll leichten Staubes, so daß die einzige Ausbeute aus dem Kampf des Lebens die Einsicht in das Nichts ist, die herzliche Verachtung alles dessen, was erhaben schien und wünschenswert, Gedanken voller Resignation, weil sie, in der Trostlosigkeit atomistischer Weltanschauung befangen, nichts wissen von dem ewigen Gott, der durch den Tod uns eingehen läßt zu einem schönern Leben.



I. 29. Icci, beatis nunc Arabum invides Gazis

Der kriegerische Philosoph.

QUIS NEGET ARDUIS
PRONOS RELABI POSSE RIVOS
MONTIBUS

Wofern du deines Anteils an Agrippas
Sizil'schen Früchten, die du sammelst, nur
Recht zu genießen weißt, mein Iccius,
So seh' ich nicht, wie Zeus dich reicher machen könnte.
Laß ab von Klagen, Freund! Der ist nicht arm,
Der reichlich hat, was er zum Leben braucht.
Solange deinem Magen, deinen Hüften
Und deinen Füßen wohl ist, könnten Königsschätze
Nichts Beßres, nichts von größrem Wert hinzutun.
Wenn du im Überfluß so vieles Guten
Vielleicht von Kräutern und von Nesseln lebst,
Du würdest, glaube mir, nicht anders leben,
Wenn dich Fortuna stracks bis an den Hals
In einen Goldfluß setzte: sei es nun,
Weil Reichtum die Natur nicht ändert, oder
Weil einem Stoiker wie dir die bloße Tugend
Zum Glück genug und über alles ist.

So übersetzt, abgesehen von einigen kleinen Änderungen, Wieland den Anfang einer Horazischen Epistel, die wie unser lyrisches Gedicht an Iccius gerichtet ist. Es ist interessant, Wielands Einleitung zu vergleichen, in der er mit divinatorischer Feinheit unseres Dichters Verhältnis zu Iccius und seinem Charakter zu bestimmen sucht: Iccius legte sich in seiner Jugend mit großem Eifer auf das, was man damals Philosophie nannte, kaufte alle Bücher der sokratischen Schule und des berühmten Stoikers Panätius zusammen und schien,

nach den Anstalten, die er machte, zu schließen, nichts Geringeres im Schilde zu führen, als die Ciceronen und Varronen in diesem Fache verdunkeln zu wollen. Als Aelius Gallus, der Statthalter von Ägypten, einen Feldzug gegen Arabien, das Land der Märchen und Schätze, plante, überlegte der Philosoph Iccius, wie vorteilhaft es für ihn sein könnte, an einer Unternehmung teilzunehmen, wo der geringste Offizier wahrscheinlicherweise sein Glück auf immer machen würde, und er fand so viel mehr Realität in dem Gedanken, durch einen einzigen Feldzug reich zu werden, als in den nüchternen Spekulationen der Philosophie, die immer nur durch Entbehren glücklich machen will, daß er stehenden Fußes alle seine Platone und Panätiusse verkaufte, sich einen tüchtigen tarrakonischen Panzer dafür verschaffte und, wie Horaz spottend sagt, sich zu einem gewaltigen Kriege gegen die arabischen Fürsten und — ihre Schatzkammern rüstete. Weil aber wider alles Verhoffen die Unternehmung des Aelius Gallus gleich in der Geburt verunglückte, so wurden auch die feurigen Hoffnungen des Iccius schnell wieder zu Wasser.

Treu seiner Art will Horaz durch Humor und feinen, gutmütigen Spott seinen etwas verdrehten Freund wieder zurecht rücken: Sag mal, lieber Iccius, die gesegneten Schätze scheinen es dir ja auf einmal verteufelt angetan zu haben, du rüstest dich zu einem schneidigen Kriegszug gegen nie besiegte Emire, nimmst schon Ketten mit, um die schönen Jungfrauen und die jugendlichen Fürstensöhne heimzuschleppen. Das wird famos sein, wenn eine Barbarenmaid, der du den Bräutigam getötet, oder ein schönlockiger Prinz, als Mundschenk deines Winkes gewärtig, dich bedient. Nun wird's mich nicht wundern, wenn die Flüsse bergauf fließen.

Aber die Ironie dauert nicht bis zum Schluß. Mit Ernst und Aufrichtigkeit hält der Dichter ihm die Torheit seines Beginnens vor: Du hast mit deiner philosophischen Schulung zu besseren Erwartungen berechtigt. Solch ein gebildeter, sonst so verständiger Mann darf nicht Chimären nachjagen wie ein Abenteurer und seine hohen Ideale nicht aufgeben um des leidigen Mammons willen!

So lernen wir auch in diesem Gedicht Horaz schätzen und lieben als weisen Führer auf dem Pfad des Lebens, als treuen Freund und Lenker seiner Freunde. Wiewohl sein klarer Blick ihre Schwächen erkannte, schalt er sie doch nicht böse aus, vertuschte aber auch nichts in schlecht angebrachter Nachsichtigkeit und Gutmütigkeit. Er ist auch in dieser Beziehung ein Mann der rechten Mitte. Während er sonst aber bei leichteren Schwächen und Verkehrtheiten nur leise andeutend und liebevoll ratend vorgeht, greift er hier zu stärkeren Heilmitteln, weil das Übel stärker ist. Iccius wird die Beize des Spottes im ersten Teile unangenehm empfunden, die ernsten Worte am Schlusse aber wohl beherzigt haben.

Es folge mit einigen Änderungen die vorzügliche Übersetzung von Meichelt, die Ton und Farbe des Originals meisterhaft wiedergibt:

Was hör' ich? Du geschworner Bücherwurm,
Du rüstest schneidig dich zum Schlachtensturm?
Arabiens Schätze rauben dir den Frieden?
Den Emirn Sabas willst du Ketten schmieden,
Die nie zuvor besiegt — und nicht genug:
Zum grimmen Meder eilt dein Adlerflug?
Willst ein Barbarenmädchen fangen ein?
Prinzeß natürlich — die bedient dich fein;
Den Liebsten hast du grausam ihr erschlagen,
Und sie muß deiner Hoheit Fesseln tragen.
Dazu ein Fürstensohn von Sererland,
Der dort an Pfeil und Bogen Freude fand,
Wird salbenduftend dir im Haus scharwenzen,
Als Mundschenk zierlich dir den Trunk kredenzen.
— Jetzt glaub' ich, daß der Tiber rückwärts fließt
Und sich den Berg hinauf der Bach ergießt,
Wenn einer sanft mit Sokrates gewandelt,
Der Stoa Weisheit emsig eingehandelt
Und nun im Panzer sich als Mars geriert!
— Schau: ich hab' für gescheiter dich taxiert.

Das kleine Gedicht erfreut ebensosehr durch edle Gesinnung, wie durch Eleganz der Sprache und Feinheit der Ausführung der Gedanken.

I. 30. O Venus, regina Cnidi Paphique

Liebesfeier.

TE GLYCERAE DECORAM
TRANSFER IN AEDEM

Als Königin soll die Liebesgöttin einziehen bei seiner „Süßen", die ihr Gemach zu einem Tempel der Lust und Freude gestaltet, damit die Herrscherin ihr liebliches, sonnenglänzendes Eiland, das schöne Cypern, gern mit diesem Dache vertausche, unter dem ihrer Majestät wohlgefällige Opfer gebracht werden. Glycera streut ihr Weihrauch, und der Geliebte ruft die mächtige Göttin der Liebe. Und sie naht, wie sie der Dichter gesehen auf den Gemälden, die die Prachtzimmer schmückten, als Herrscherin, umjauchzt von ihrem Gefolge. Und welche herrlichen Gestalten beschwört der liebende Dichter herauf! Eros an der Spitze des Triumphzuges, bereit, die Gluten in den Herzen zu entzünden, es folgen die anmutigen Grazien, die jedem Ungestüm, jeder Unschönheit wehren, die gefälligen Nymphen, mit allen Reizen geschmückt, die gern hilfreiche Hand bieten, die reizende Hebe, wie sie uns Canova in die Sinne geprägt, die aber erst mit der Liebesgöttin vereint und bereit, ihr zu huldigen, sich in all ihrer Schönheit entfaltet, und endlich der jugend-schöne Hermes, der Schelm, der mit der Macht seiner Überredungskunst jedes Bedenken, jedes Zaudern besiegt. Wir werden geblendet von der Schönheit und Göttlichkeit dieser Gestalten, die heruntersteigen zu den liebenden Menschen, um zu vereinen, um zu beglücken durch die ewige Macht der Liebe. Glückliches Paar!

O Knidos' Herrin, Paphos' Königin,
Verschmäh dein teures Cypern, ziehe hin
Zu meiner Süßen schönem Haus,
Sie streut dir duft'gen Weihrauch aus!
Dein Sohn, der liebentflammende, erscheine
Mit gürtellosen Grazien im Vereine,
Merkur auch und der Nymphen Schar
Und Hebe, ohne dich der Reize bar.

(Übers. nach Günther.)



I. 31. Quid dedicatum poscit Apollinem Vates?

Des Dichters Gebet.

NEC TURPEM SENECTAM
NEC CITHARA CARENTEM

Unser Gedicht gehört zu den besten Proben idealen Sinnes, liebenswürdiger Anmut, keuscher Einfachheit und Bescheidenheit.

Apollo ist der Gott des neuen Reiches. Sein Bild, von Skopas' Hand, prangt in dem eben geweihten Tempel auf dem Palatin. Alle suchen sich seiner Gunst zu versichern und tragen ihm ihr Sehnen und Verlangen vor. Und was erfleht die Menge? Vergängliche Güter, die einen flüchtigen Sinnengenuß verschaffen, fette Saaten, schöne Herden, Gold, Elfenbein, fruchtbare Weinberge mit edlen Reben. Krasser Materialismus! An der reichbesetzten Tafel liegt der Geldprotz und schlürft aus goldenen Humpen den allerkostbarsten Wein, den er für seine aus den syrischen Häfen ausgeführten Spezereien des Orients erhandelt hat. Den Stürmen des Atlantischen Ozeans ist er ein paarmal glücklich entronnen und kommt sich daher vor wie ein ganz besonderer Günstling der Götter. Nicht solches Glück, sagt Horaz, erflehe ich von dir, Letosohn, mich erfreuen die einfachen Erzeugnisse meiner bescheidenen Fluren, wenn nur bis in ein schönes Alter hinein der Sinn mir frisch und die Dichtkunst mir treu bleibt. So betet der Poet von Apollos Gnaden, und wer so betete, zu dem rief der Gott gewiß:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!"

Die Anlage des Gedichtes ist überaus kunstvoll. Die Wünsche der Masse werden den unseres Dichters gegenübergestellt. Jene werden in berechtigter Absicht vorausgeschickt und mit kernigen Pinselstrichen zu einem lebenswahren Bilde von dem Begehren und Verlangen der breiten Masse ausgearbeitet, diese in den Schlußversen knapp zusammengefaßt, damit von dem farbenreichen Hintergrunde der auf krassen Materialismus hinauslaufenden Wünsche die ideale Gesinnung des Dichters sich stark abhebe. Dabei ist strenge Einheit festgehalten. Das Ganze hat die Form des Gebetes.

Ein gelehrter Verächter der Horazischen Gedichte, der sich trotzdem aufs gelehrteste mit ihnen beschäftigt und sie mit gelehrten Zitaten und anderen Schätzen des Wissens voll geschätzter Akribie überladen hat, die von seinen philologischen Kenntnissen rühmliches Zeugnis ablegen, von poetischem Sinn aber, den doch wohl jemand haben muß, wenn er einen Dichter erklären will, nur wenig blicken lassen, — dieser Gelehrte schreibt unter dieses echte Kind Horazischer Muse: „Nachahmung des Theognis ist unverkennbar." Er führt erstens eine Stelle an, in der der alte Lyriker von Megara sagt: Wohne lieber gottesfürchtig mit geringem Besitz als mit Reichtum, den du ungerecht erworben. So ungefähr sagt das auch Horaz, aber es sagen das nach ihm viele Dichter und haben das vor und nach Theognis viele gesagt. Eine zweite Stelle bei Theognis lautet: Ich liebe den Reichtum nicht und wünsche ihn mir nicht, sondern ich wünsche mir die Möglichkeit, ohne Leid von meinem Besitz zu leben. Das haben viele Idealisten vor und nach Theognis, vor und nach Horaz gewünscht. Nun aber die dritte Stelle: Nie will ich um etwas anderes sorgen als um Tugend und Weisheit, in ihrem Besitz will ich mich erfreuen an Musik, Gesang und dazu immer klaren Sinn haben. Von Weisheit und Tugend redet Horaz gar nicht. Theognis will lustig sein bei Gesang und Tanz, Horaz wünscht, daß ihm die poetische Gabe bis in das Alter erhalten bleibe. Die ganze Übereinstimmung besteht darin, daß Horaz sich im Alter eine mens integra

und Theognis einen νοῦς ἐσθλός wünscht. Das integer ist weit bezeichnender und eigenartiger als das griechische ἐσθλός.

Es ist wichtig, die oberflächlichen Parallelisierungen des Horaz mit den griechischen Lyrikern, die oft in bösem Sinne angestellt werden, zu prüfen und ihre ganze Schiefheit und Haltlosigkeit aufzudecken. Sobald bei Horaz eine etwas ähnliche Behandlung der lyrischen Stoffe: Wein, Liebe, Schönheit, Anmut, Lebensglück, Vaterland, Freiheit wie bei irgendeinem griechischen Lyriker aufstößt, dann nagelt man sofort den Nachahmer, den Plagiator fest. Wollte man unsere Dichter auf Übereinstimmung der lyrischen Gedanken untersuchen und eine derartige, wie wir sie eben besprochen haben, entfernte, allgemeine Übereinstimmung dem später lebenden Dichter als Nachahmung vorwerfen, welcher Lyriker wäre dann kein Plagiator? Wer ist, um nur ein Beispiel anzuführen, schon auf den absurden Gedanken gekommen, Schillers

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz

als eine Nachahmung des Horaz hinzustellen? Die Edelsteine gleichen sich oft sehr, erst die Fassung verleiht ihnen eigentümlichen Reiz! Horaz ist bei den Griechen in die Schule gegangen und rühmt sich dessen. Ihre Lyrik war sein geistiges Eigentum geworden, lebte und webte so in ihm, daß, wenn er einen poetischen Gedanken faßte, es in ihm sang und klang von griechischen und sie widerspiegelnden eigenen Versen. So schließen denn seine Anfänge sich zuweilen an sein Vorbild an, sind manchmal wörtliche Übersetzungen, bald aber führt sein echt römischer Sinn ihn seine eignen Wege.

Was mag der Dichter vor Apollos Bilde,
Aus heil'ger Schale opfernd, sich erflehn?
Nicht glatte Herden, keine Fruchtgefilde,
Auf denen üppig seine Saaten stehn.

Nicht Schätze soll der Gott ihm je verleihen,
Nicht Elfenbein, nicht Perlen oder Gold,
Nicht weithin ausgedehnte Ländereien,
Durch die des Liris sanfte Woge rollt.

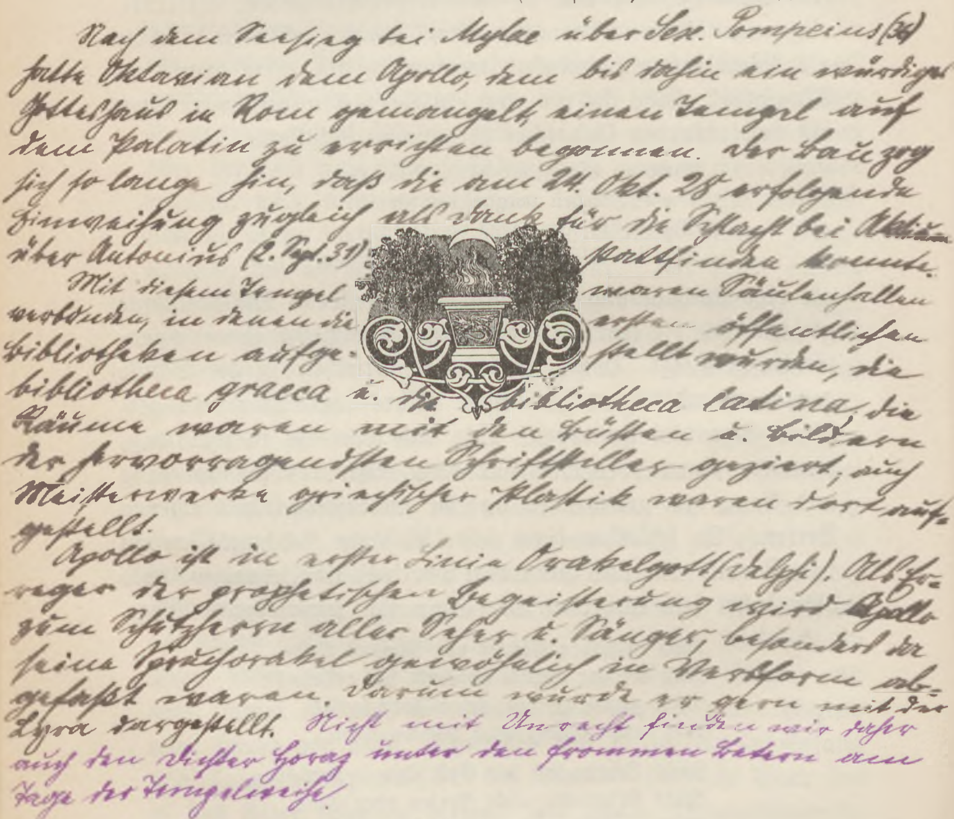
Calener Edeltrauben mögen brechen,
Für wen sie reift Fortunas Sonnenschein;
Aus Goldpokalen mag der Kaufherr zechen,
Um ferne Ware tauscht er teuern Wein;

Ihm lacht der Götter höchste Gunst hienieden,
Drei-, viermal wagt die Meerfahrt er im Jahr.
Doch ich, Apoll, ich lebe schon zufrieden,
Beut mild der Ölbaum seine Frucht mir dar.

Gewähre eins mir, bei gesundem Leibe
Mich des zu freun, was mir das Glück beschied,
Daß auch im Alter frisch der Geist mir bleibe
Und nie verstumme meiner Laute Lied.

(Übers. nach Edm. Bartsch.)

Nach dem Sieg bei Mylae über Sex. Pompeius (36) hatte Oktavian dem Apollo, dem bis dahin ein würdiges Gotteshaus in Rom gemangelt, einen Tempel auf dem Palatin zu errichten begonnen. Der Bau zog sich so lange hin, daß die am 24. Okt. 28 erfolgende Einweihung zugleich als Dank für die Schlacht bei Aktium über Antonius (2. Sept. 31) stattfinden konnte.



Mit diesem Tempel waren Säulenhallen verbunden, in denen die ersten öffentlichen Bibliotheken aufgestellt wurden, die bibliotheca graeca u. die bibliotheca latina; die Räume waren mit den Büsten u. Bildern der hervorragendsten Schriftsteller geziert, auch Meisterwerke griechischer Plastik waren dort aufgestellt.

Apollo ist in erster Linie Orakelgott (Delphi). Als Träger der prophetischen Begeisterung wird Apollo zum Schutzherrn aller Seher u. Sänger, besonders da seine Orakelsprüche gewöhnlich in Versform abgefaßt waren. Darum wurde er gern mit der Lyra dargestellt. Nicht mit Unrecht finden wir daher auch den Dichter Horaz unter den frommen Betern am Tage der Tempelweihe.

I. 32. Poscimur

Ein neues Lied!

AGE DIC LATINUM,
BARBITE, CARMEN

Horaz hatte schon manches Lied gesungen. Der Beifall, den er gefunden, gab ihm die Gewißheit, daß die Kinder seiner dichterischen Phantasie „mehr als ein Jahr" leben würden. Sein Name fing an bekannter zu werden. Mit Stolz empfand er es. Nun aber drängt es ihn, etwas ganz Neues seinem Volke zu bringen. Wie wird man es aufnehmen? Alles Neue, das weiß unser Menschenkenner, wird mit Mißtrauen angesehen. Und dennoch beschließt er, die herrlichen Gaben des Weines und der Liebe in einem von keinem Römer bisher versuchten Versmaß zu besingen. So richtet er an diejenige Leier, mit der Alkaios mitten in Krieg und Meereswogen Venus und Bacchus gefeiert hatte, die Aufforderung, ihm ein lateinisches Lied anzustimmen. Das kräftige Poscimur an der Spitze des Liedes spricht seinen begeisterten Entschluß aus. Er fühlt die Stimme in seiner Brust, die ihm gebietet, die lyrische Poesie in ihren schönsten und ausgeprägtesten Formen, wie sie bis dahin nur die griechische Dichtung entfaltet hatte, auf den Boden Latiums zu verpflanzen und will es wagen, obwohl er weiß, daß die Geschmacksrichtung von der Jahrhunderte alten Gewöhnung an die monotone Feierlichkeit des Hexameters und den einfachen Tonfall des Distichons sich nicht so leicht lossagen wird. Und in dieser heiligen, begeisterten Stimmung ruft er der Leier Apolls, die selbst beim Nektarmahl die Freude

im himmlischen Saal verschönt, ihr, die alle Leiden tröstet, bei deren Klängen des Kummers Falten schwinden, ein „Sei mir gegrüßt" zu. Hoher Schwung dichterischer Begeisterung durchzieht dieses kleine Lied.

> Mich drängt es mächtig. Auf denn, meine Laute,
> Wenn sorglos ich dir oft im Schattenhain
> Ein Lied, das lange leben wird, vertraute:
> Zum Lied latein'scher Sprache stimme ein,
> Wie du zuerst dem Lesbier erklungen,
> Dem wilden Kriegsmann, der nach Kampf und Schlacht
> Und, wenn sein Schiff, vom Sturm der See bezwungen,
> Am feuchten Ufersaum er festgemacht,
> Von Bacchus sang, von euch, ihr holden Musen,
> Von Venus und dem Sohn, der immerdar
> Sich schmeichelnd wiegt am mütterlichen Busen,
> Von Lykus' dunklem Aug' und Lockenhaar.
> Du Zier Apolls, die mit der Freude Klange
> Beim Göttermahl Kronions Herz entzückt,
> Du süßer Trost, wenn Gram die Seele drückt:
> Sei hold mir, der ich würdig dich verlange!
>
> (Übers. nach Günther-Menge.)

Dieses Gedicht an die Leier (Laute) bezeichnet für Horazens Poesie den Übergang von dem leichten Lied zur Behandlung ernsterer, wenn man will, politischer, Themen. Mag es ursprünglich als Einleitung zu einer größeren Dichtung, etwa der Römeroden gedacht gewesen sein (an Stelle der Eingangsstrophe odi profanum vulgus): jetzt soll es als abgeschlossenes Ganze für sich aufgefaßt werden u. hat seine Stelle wegen des Anklangs an Quid poscit der vorigen Ode hier erhalten. Wie ~~auch~~ Alcäus trotz (tamen) seines grimmen Handwerks auch erotische Klänge seiner Leier zu entlocken wußte, so will umgekehrt Horaz, der Dichter der convivia und proelia virginum, sich jetzt im Stile der Στασιωτικά seines Vorbildes versuchen.

I. 33. Albi, ne doleas plus nimio memor Immitis Glycerae

Es ist eine alte Geschichte.

SIC VISUM VENERI

Albius Tibullus, der Dichter tiefempfundener Elegieen, und Horaz waren Freunde. Sie waren einander nähergetreten durch ihre Bevorzugung der klassischen griechischen Dichtung gegenüber der damals allgemein beliebten alexandrinischen, hatten sich liebgewonnen wegen der Offenheit und Liebenswürdigkeit ihres Charakters und hatten schließlich Freundschaft geschlossen trotz ihrer großer Verschiedenheiten: Horaz, der immer heitere, der sich durch nichts anfechten ließ, der allem Ungemach die beste Seite abzugewinnen wußte, für alles ein gelassenes Lächeln hatte, und Tibull, nach froh verlebter Jugend ein Hypochonder, ein von Todesahnungen beherrschter Melancholiker, über dessen Elegieen ein Hauch trüber Sentimentalität schwebt.

Ein Helfer seiner Freunde, unternimmt Horaz, den Schwermütigen aufzuheitern, ihm Mut zuzusprechen. Wie er das tut, das zeige uns die an Tibull gerichtete Epistel:

Du warst nicht bloß ein schönes Bild, dem nichts
Im Busen schlägt. Die Götter gaben dir
Zur Schönheit Reichtum, gaben dir zu beidem
Die seltne Kunst, das Leben zu genießen.
Was kann die Mutter ihrem lieben Zögling
Noch Größres wünschen, wenn er unverdorben
An Kopf und Herz, die Gabe, was er denkt,
Zu sagen, mit der Gabe zu gefallen,
Zu gatten weiß, und Gunst und Ruhms genug,
Auch einen Überfluß an frischem Blut,
Ein reinlich Haus und immer noch für jeden

Bescheidnen Wunsch so viel im Beutel hat,
Als nötig ist? — Dies Glück, Tibull, ist dein.
(Übers. v. Wieland.)

Nachdem er ihm so gezeigt, wieviel Grund er habe, sich glücklich zu fühlen, gibt er ihm eine goldene Lebensregel und schließt mit einer launigen Einladung.

Sieh du in jedem neuerwachten Morgen
Den letzten, den das Schicksal dir verleiht,
Dann grüßest du mit warmer Dankbarkeit
Am nächsten Tag jedwede neue Stunde;
Denn jede bringt von neuem Glück dir Kunde.
Und willst du meinem Wort allein nicht trauen,
So komm herüber, um mich anzuschauen,
Und sprich, ob ich die reine Wahrheit sage,
Daß ich bei solchem Sinn mit jedem Tage
(Wir sehen, die verschmitzte Miene des Lachers aus Tibur)
Behäb'ger, runder, wohlgepflegter werde,
Ein Schweinchen von des Epikurus Herde.
(Übers. v. Bardt.)

Bald nachdem Horaz seine Epistel übersandt, ist Tibull gestorben. Seine Hypochondrie entsprang vielleicht den trüben Ahnungen eines frühen Todes. Eine solche Natur hat in der Liebe nicht viel Glück. Seine Glycera (seine Süße, so nennt sie Horaz, unter diesem Kosenamen ebenso wie Tibull unter dem Namen Nemesis den wahren Namen verdeckend und nur durch den gleichen Tonfall andeutend) war ihm untreu geworden, und sein Schmerz hierüber war die Veranlassung zu diesem Gedicht, das ihn hierüber trösten soll: Was grämst du dich, lieber Tibull, und klagst in jammernden Elegieen? Andern geht's nicht besser. Die Liebesgöttin ist grausam, ihr ist's eine wilde Lust, solche Herzen in das Joch ihres Triumphwagens zusammenzuspannen, die nicht in gegenseitiger Neigung selig werden können, weil eins dem andern zu ungleich und oft des andern nicht würdig ist. Ging es mir anders? Eine würdige Liebe winkte mir, doch ich empfand keine Gegenliebe, sondern schmachtete in den Fesseln einer wilden Dirne. Es ist mal so. Nimm's nicht zu tragisch,

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt.
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt,“

sagt Heine und nennt es eine alte Geschichte.

Das Leben begreifen, die Dinge klar erkennen, — das raubt ihnen ihre Macht über uns. Zweierlei also ist für die ästhetische Würdigung unseres liebenswürdigen, schelmischen Trostliedchens zu beachten. Einmal hebt Horaz der Liebesgöttin Launenhaftigkeit hervor, die oft die innigste Zuneigung unerwidert läßt, sodann sucht er seinen lieben Bruder in Apollo von seiner Liebe zu heilen, indem er auf ihre Unwürdigkeit hinweist. Nichts stimmt mehr die Gefühle herab als die Mißachtung, die sie bei andern finden, und die Einsicht, daß die Mißachtung begründet ist. Und um die Bitternis, die die Mißachtung des so heißgeliebten Mädchens bei dem Freunde hervorrufen mußte, zu mildern, stellte unser Dichter sich selbst in Parallele.

Das ganze Lied ist der Ausdruck inniger, teilnehmender Freundschaft. Horaz macht sich selbst lächerlich, um dem Freunde ein Lächeln abzulocken; er setzt sich selbst herab, um den Freund aufzurichten.

Höre auf, dich so zu härmen um Süßliebchens hartes Herz,
Höre auf in Elegieen auszuströmen deinen Schmerz,
Freund Tibull, weil deine Liebste nicht den Schwur der Treue hält,
Weil ein jüngerer Verehrer besser ihr als du gefällt.

Auch die glänzende Lykoris stirbt dahin vor Liebesweh,
Liebt den Cyrus, Cyrus aber liebt die schöne Pholoe;
Aber ehe wird dem Wolfe sich das Lamm in Liebe nahn,
Eh' die spröde Frau sich hingibt jenem häßlichen Galan.

Sieh, das ist die Art, in der sich Aphroditens Macht erweist:
Die da ungleich an Gestalt sind, ungleich an Gemüt und Geist,
Zwingt in schadenfroher Laune sie trotz alles Sträubens doch
Ohne Gnade und Erbarmen in der Liebe ehern Joch.

Ach, mich selbst, dem schon Gewährung eine edle Maid genickt,
Hielt mit ihren süßen Fesseln eine Myrtale umstrickt,
Eine freigelaßne Sklavin, die so wild in ihrer Glut,
Gleichwie an Italiens Küste Adrias bewegte Flut.

(Übers. nach Westphal-Menge.)

I. 34. Parcus deorum cultor et infrequens

Bekehrung.

NUNC RETRORSUM
VELA DARE
COGOR

Einer aberwitzigen Weisheit huldigend, irrte ich ziellos umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun nehme ich den alten Kurs wieder auf.

Ich hatte mich der Götter Dienst entzogen,
War seichter Afterweisheit zugetan,
Jetzt aber fühl' ich gläubig mich bewogen,
Zurückzusteuern auf die alte Bahn.

Denn Zeus, der mit den flammenden Geschossen
Sonst nur die finstre Wolkennacht zerteilt,
Ist mit dem Donnerwagen und den Rossen
Durch heitern Himmels Blau dahingeeilt.

Der Ströme Flut, der starre Erdgrund wankte,
Die Styx erzitterte im tiefsten Grund,
Der Atlas selbst am Saum der Erde schwankte,
Es bebte Tänarums verhaßter Schlund.

(Übers. nach Bürger-Günther-Menge.)

Wo blieb die ganze Weisheit seiner philosophischen Meister? Um die Ohnmacht der Götter zu beweisen, hatte Lukrez die vermessene Frage getan, warum Jupiter niemals bei wolkenlosem Himmel Donner und Blitz auf die Erde sende. Jetzt war die Antwort da: ein das All erschütternder Blitz aus heiterm Himmel! Demutsvoll schauert Horaz zusammen, erkennt die Hohlheit der materialistischen Welterklärung der

Epikureer und wendet sich dem naiven Kindesglauben wieder zu, nur daß er jetzt als erfahrener Mann das Unzureichende menschlicher Größe und Berechnung solcher Allgewalt gegenüber mit klarem Auge sieht.

Ja wahrlich, Gottes hehre Macht
Zertrümmert allgewalt'ge Throne;
Sie nimmt dem stolzen Haupt die Strahlenkrone
Und zieht ans Licht, was lag in dunkler Nacht.

(Übers. nach Günther.)

So singen wir Christen:

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen
Und gilt dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen arm und klein zu machen,
Den Armen aber groß und reich.

Unser Gedicht ist als ein Abbild der religiösen Erfahrungen so mancher christlichen Seele zu genießen, in welcher der naive Glaube der Kindheit durch unreife Verstandesschlüsse ins Wanken kam, dann aber bei fortschreitender Lebenserfahrung ein tieferer, festerer Glaube begründet ward, sei es durch die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, welcher auch die Unendlichkeit in Raum, Zeit und Kausalität weder zu begreifen noch hinwegzudenken vermag, sei es durch Betrachtung des eigenen Lebens und durch das innere Bedürfnis nach einem festen Halt, sei es, wie es bei Gebildeten wohl meistens der Fall ist, durch beides. (Gilbert.)

Eine ähnliche Gegenüberstellung von einfachem Glauben und dem Wahn der Weisen finden wir in Ernst Moritz Arndts schönem Liede:

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Staub und Rauch verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen hält.



I. 35. O diva, gratum quae regis Antium

Fortuna.

SERVES ITURUM CAESAREM IN ULTIMOS
ORBIS BRITANNOS

Die Eindrücke der jüngst erlebten Ereignisse zittern noch in des Dichters Empfindungen nach. Der Sturz der Großen, die totale Umwandlung aller Verhältnisse, die neue, kolossale Machtstellung des jungen Octavian weisen ihn auf das Walten und die Gewalt der Fortuna hin, der großen Göttin, deren Hauptsitz das liebliche Antium war, die alte Volskerstadt, in dieser Zeit eine der beliebtesten Villeggiaturen der vornehmen Römer. Sie ruft der Dichter an:

Des schönen Antiums göttliche Herrscherin,
Du, deren Macht aus dunkler Erniedrigung
Des Staubes Söhne hebt, Triumphe
Wandelt in düstere Grabesöde.

(Übers. nach Günther.)

Die Fortuna von Antium ist nicht der blinde Zufall, sie ist die mächtige Herrin über die Geschicke des einzelnen, wie ganzer Staaten, sie zimmert die Schicksalsgebäude der Menschen und der Völker. Mit den dazu nötigen Werkzeugen, mit Keilen, Nägeln, Haken und geschmolzenem Blei schreitet ihr als Scherge wie dem Konsul der Liktor voraus die Schreckensgestalt der Notwendigkeit. Die Hoffnung und die keusche, reine, uneigennützige Treue begleiten sie. Aber wandelt die Herrin sich und weicht von ihren Schützlingen, dann folgen diese ihr nicht, sondern harren bei den Unglücklichen aus, — Hoffnung auf Wiederkehr des Glückes und wahre Freundestreue, die so selten ist; der Schwarm der sogenannten Freunde, die feilen Buhlerinnen, die Schmarotzer fliehen mit der Fortuna von hinnen. Und Fortuna wandelt sich so leicht, ist

so launisch gegen ihre Schoßkinder. Bisher hat sie Augustus wunderbar ausgezeichnet. Daß sie auch fürderhin ihn schirme und namentlich jetzt, wo er, um die von Bürgerblut befleckten Schwerter in Feindesblut reinzuwaschen, großen Gefahren entgegenzieht, daß sie die junge Generation beschütze, die mit ihm auszieht, um die Sünde der Bürgerkriege zu sühnen, das erfleht unsere Ode, dieses großartige Gebet eines patriotischen Herzens.

O schütze Caesar dort in Britannias
Endloser Ferne, schütze die junge Schar,
Daß sie dem Orient ein Schrecken
Sei und dem Strande des Roten Meeres.

(Übers. nach Günther.)

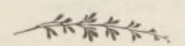
Die Soldaten des Germanicus, die aus Furcht vor der Strafe für eine Meuterei eigene Kameraden niedergemetzelt hatten, forderten, zur Besinnung gekommen, gegen den Feind geführt zu werden, um ihre Schuld zu sühnen: nicht anders, als wenn ihre geschändete Brust ehrenvolle Wunden bekäme, könnten die Geister der erschlagenen Kameraden versöhnt werden. Dieselbe Auffassung trägt als Grundgedanke unser Gedicht.

Die Narben aus dem frevelen Bürgerkrieg
Errötend schaun wir. Blieb in der Schreckenszeit
Uns fremd ein Greuel? Blieb von frechen
Händen das Heilige unbetastet?

Wen hielt der Götter Furcht von Verbrechen ab?
Blieb rein ein Altar? — Stumpf wurde unser Schwert.
Zerbrich es, schmiede neu die Waffe
Gegen die Araber, gegen Scythen!

(Übers. nach Günther.)

Diese Ode zeigt, welch tiefergreifende, wahrhaft poetische Töne Horaz für seine lyrischen Ideen anzuschlagen vermag. Ergreifend wirkt die den Dichter überwältigende Empfindung von der Allmacht des Schicksals, sein Weheschrei über die Schmach der Bürgerkriege, seine hohe Freude über die Sühne der Schuld durch Feindesblut und seine demütige Bitte an das Geschick, den Verfechter der nationalen Ehre zu schirmen.



I. 36. Et ture et fidibus iuvat

Willkommen in der Heimat.

HESPERIA SOSPES AB ULTIMA

Ein Freudenfest wird gefeiert, verschönt durch Lieb' und Wein, mit Schmaus, Tanz und Spiel in lustiger Gesellschaft, nicht ohne — Damen. Blumen in Fülle: Rosen, Eppich und Lilien, dazu duftender Weihrauch. Ein lustiges Fest soll es werden. Die ungestüme Freude soll kein Maß finden. Springen wie die Salier, trinken wie die Thraker! Und worüber diese helle, ungestüme Freude? Ein Jugendfreund ist nach langer Abwesenheit und großen Gefahren frisch und munter wieder in den Kreis seiner Freunde zurückgekehrt, unter denen Aelius Lamia die erste, Horaz nicht die letzte Stelle einnimmt. So jauchzt denn sein Herz in Freude. Seine Wonne kennt keine Grenzen. Heller Jubel blitzt aus jedem Worte.

Das gelobte Opfer will ich freudig nun den Göttern bringen;
Weihrauch soll zum Himmel schweben und das Saitenspiel erklingen.
Haben sie von Spaniens Strand
    Doch den Numida uns glücklich
Heimgeführt ins Vaterland.

Seine vielgeliebten Freunde hält er fest im Kuß umschlossen,
Doch den Lamia vor allen, seinen teuersten Genossen,
Der mit ihm als Kind gespielt
    Und mit ihm zugleich vor Jahren
Auch das Männerkleid erhielt.

Dieser Tag soll im Kalender als ein hochbeglückter stehen;
Heute soll ein jeder Fuß sich ohne Rast im Tanze drehen;
Heute soll der edle Wein
    Beim Gelag in Strömen fließen;
Heut sei jeder Krug zu klein!

Heut wird Bassus selbst, der blöde, nicht vor einem Becher zagen;
Damalis, die tapfre, soll ihn heute nicht beim Wettrunk schlagen.
Seid auf Rosenschmuck bedacht!
    Schlingt das Dauergrün des Eppichs
Um der Lilie kurze Pracht!

Nach der Damalis hinüber äugeln alle voll Verlangen;
Doch es hält der neue Buhle einzig jetzt ihr Herz gefangen;
Und im süßen Liebestraum
    Rankt sie sich um seine Schulter
Wie der Efeu um den Baum.

(Übers. von Edm. Bartsch.)



I. 37. Nunc est bibendum

Kleopatra.

NON HUMILIS MULIER

Der erste Napoleon wird von Geffroy un beau monstre, Kleopatra von Horaz ein fatale monstrum genannt, und mit Recht. Beide sind Wundererscheinungen, dämonische Ungeheuer, beide faszinierende Wesen, beide impotentes, maßlos in ihren Zielen. Und beide sind sie auch ein Beispiel für das von Horaz an anderer Stelle geprägte Wort: vis consili expers mole ruit sua. Ihre zu hochfliegenden Pläne waren ihre Vernichtung.

Beide wollten die Welt beherrschen. Jenem war das Mittel dazu ein menschenlebenverachtendes Draufgängertum, das Hunderttausende seinem Ehrgeiz opferte, dieser die bestrickende Macht ihrer sinnverwirrenden Reize, die ihr energischer Geist im richtigen Moment richtig zu benutzen wußte. Sie trieb mit ihrer Liebe Politik. Sinnlichkeit und Energie waren die Waffen, mit denen sie in wunderbarer, fast unwiderstehlicher Weise bezauberte, wen sie bezaubern wollte. So hatte der große Caesar mit ihr viel mehr Zeit vertändelt, als seine großen Pläne es erlaubten, hatte bis zu seinem Tode in ihren Banden gestanden. Den Antonius vollends, den mächtigen Beherrscher des Orients, hatte sie zu ihrem Sklaven gemacht. Mit ihm und durch ihn die Welt zu beherrschen und Rom nach dem Orient zu verlegen, das war ihr Ziel.

Doch nun ist sie tot, tot auch ist ihr Buhle und Werkzeug Antonius. Aber nur ihr Tod wird erwähnt, sein Tod wird als der eines Mannes, der um eines Weibes willen sein Vaterland verraten hatte, mit verachtendem Stillschweigen übergangen.

Zu I,37.

Die Ode I,30 ist das grösste politische Gedicht dieses Buches. Hier ringt Horaz um den leidenschaftlichen Ausdruck eines geschichtlichen Augenblicks. Aktium wird hier bewusst als ein zweites Salamis und eine Weltgeschichtswende im Kampfe zwischen Orient und Okzident aufgefasst. In diesem Sinne wird der Sieg Roms dem von Hellas bei Salamis moralisch und kulturell gleichgestellt. Kleopatra wird mit den Farben geschildert, die sonst für die Perser zu Gebote standen.

Hierzu passt inhaltlich bestens die nächste Ode I,38 mit der Abweisung persischer apparatus und dem ernsten Hinweis auf die schlichte Myrte Italiens. Das Gedicht ist in der Poesie das höchste Gegenstück zur Selbstbescheidung des Augustus in der Politik. Stilistisch steht es im Gegensatz zu dem vorhergehenden I,37. Die Anaphern sind lakonisch beschränkt. Die Worte genügen der Lage schlicht, aber die symbolische Bedeutung überschwebt sie. Was abgewiesen wird, ist der den Westen bedrängende Orient des Geschmacks. Die Durchdringung Europas mit abendländischem Geiste war das Problem der ganzen westlichen Kulturbewahrung geworden (wie heute), die andringenden Ostkulte von Isis bis Mithra, der asiatische und asiatische Geschmack in der Rhetorik, das Rückfluten der kaum oberflächlich hellenisierten Barbarei auf das wehrlose Hellas und das junge Rom wurde von der italienischen Tradition als Drohung empfunden. Wie sehr mit Recht, hat ihr Sieg in der Folgezeit bewiesen. Was in diesem Sinne Aktium bedeutet, die Erlösung vom Alb, beweist I,37, das pede libero pulsanda tellus.

Nun Kleopatra tot ist, ist alle Sorge um den Bestand des Römertums, die selbst die Schlacht bei Actium nicht hatte verscheuchen können, gebannt. Jetzt darf man frei aufatmen. Was man lange gefürchtet, ist vernichtet; was man ersehnt, ist erreicht; und begeistert greift nun der Dichter mächtig in die Saiten und singt dies großartige Lied, ausgezeichnet durch dramatische Spannung und Bewegung und durch den Wechsel in der Stimmung. Lösen doch Siegesfreude, Furcht, Ekel, Hohn und Bewunderung in schnellem Wechsel einander ab, und zwar so, daß entsprechend der Intensität der Gefühle den ersten Empfindungen je eine Strophe, der Demütigung der Vermessenen zwei Strophen, der im Tode bekundeten Seelengröße der Feindin sogar drei Strophen gewidnet sind.

Mit hellem Freudenjubel setzt das Gedicht ein:

> Jetzt in entfesselten Rhythmen, ihr Brüder,
> Stampfet den Boden, ergreift den Pokal!
> Jetzt mit der Salier üppigem Mahl
> Ehret die Polster der Himmlischen wieder!
>
> (Übers. nach Günther.)

Horaz kannte das Jubellied seines hohen Vorbildes Alkaios, das dieser ungestüme Tyrannenhasser auf den Tod des Myrsilos gedichtet hatte.

> *Νῦν χρὴ μεθύσθην, καί τινα πρὸς βίαν*
> *Πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μύρσιλος.*

Jetzt muß man zechen, so beginnt des feurigen Lesbiers *στασιωτικόν*. Jetzt muß man trinken, so beginnt in demselben Versmaß die Siegesfanfare unseres Dichters. Und die Freude ist um so größer, je größer vorher die Furcht. Der Dichter schaut rückwärts und denkt an die dem Römertum Untergang sinnende Energie der Schlange am Nil, die selbst Actium[1] wie eine Siegerin verlassen hatte, denkt daran, daß eine Siegesfeier unmöglich war, solange die Königin noch

> Roms Kapitole mit wütendem Hasse
> Drohte Verderben und schimpfliches Joch.
>
> (Übers. v. Günther.)

---

[1] Vgl. Epode 9.

Kleopatra Tochter des Ptolemäus Auletes, geb. 66, sollte nach dem Willen des Vaters zus. mit ihrem jüngeren Bruder (zugl. Gemahl) die Herrschaft führen, wurde aber durch ihren Vormund verdrängt. Sie wandte sich hilfesuchend an Cäsar, als dieser auf der Verfolgung des Pompejus nach Alexandria kam. beider Sohn „Caesarion", mit dem sie im J. 46 Rom besuchte u. bis zu Cäsars Ermordung (44) dort blieb. Worauf sie nach Alexandria zurückkehrte. Dann gewann sie den Antonius für sich (mit ihm 2 Kinder).

Und bei dem Gedanken, daß sie ihre Pläne hätte durchsetzen, daß über Rom der Orientalismus mit seiner Maßlosigkeit und „der Entmannnten verpestete Brut" hätte herrschen können, da würgt ihn der Ekel, der aber bald in Hohn umschlägt: wie ein Habicht die Taube, wie ein Hund den Hasen, hat Octavian die hoffnungstrunkene Königin zu Tode gehetzt. Doch der Hohn löst sich auf in Bewunderung: Erlegen ist sie der römischen Tatkraft, aber den Triumph des Sieger zu schmücken, dazu war sie zu stolz:

Doch sie, die rühmlich zu fallen begehrte,
Wollte nicht weichen in schimpflicher Flucht,
Um zu erspähen die rettende Bucht,
Bebte nicht weibisch zurück vor dem Schwerte.

Wagte zu blicken mit ruhigen Augen
Nach dem verödeten Königspalast,
Griff nach den Schlangen mit mutiger Hast,
Tödliches Gift in den Busen zu saugen.

(Übers. v. Günther.)

Κάκιστα, ζήσασα, κάλλιστα ἀπέθανεν.

Nein! Nicht das Siegsgepränge
Des hochbeglückten, übermüt'gen Caesar
Zier' ich jemals,

ruft sie bei Shakespeare aus.

Gib Krone mir und Kleid! Ich fühl' in mir
Unsterblich Sehnen. Nun soll diese Lippe
Nicht netzen mehr Ägyptens Traubensaft.

— —

Ganz Feu'r und Luft geb' ich dem niedern Leben
Die niedern Elemente. — —
Komm, tödlich Spielzeug,
Dein scharfer Zahn löse mit eins des Lebens
Verwirrten Knoten. — — —

Trotziger noch nach beschlossenem Tod, verschmäht sie, stolz wie Dido, das Leben um den Preis der Niedrigkeit, non humilis mulier, ein Wort, das den Dichter mehr ehrt als die, die er ehren will.



I. 38. Persicos odi, puer, apparatus

Im Spätsommer.

MITTE SECTARI, ROSA QUO LOCORUM
SERA MORETUR.

Die große Kunst des Lebens heißt Resignation. Horaz hat diese Kunst früh geübt und war ein Meister darin geworden, sich mit dem zu begnügen, was er hatte, das zu genießen, was die Stunde ihm bot. Und wie wir ihn in diesem entzückend schönen Liedchen finden, ist er nicht mehr der Jüngling, der mit tausend Masten hinaussegelt; er ist der gereifte, lebenskundige, aber nicht lebenssatte Mann, dem zwar des Lebens Mai abgeblüht hat, der mit Wehmut dieser Lenzeszeit gedenkt, die einmal und nicht wieder blüht, der aber darum nicht trübe und düster auf den Spätsommer des Lebens sieht, — nein, der den Göttern für alle guten Gaben dankt, wenn sie auch keine vollkommenen sind. Viel Schönes ist ihm geblieben, und dies will er genießen, will er lieben.

Es ist kein gereifter Freund, mit dem er heute genießt, sondern ein jugendschöner Ganymed, dessen Anblick ihn an die eigene schöne Jugendzeit erinnert. Er liebt ihn und wird von ihm wieder geliebt; das bedeuten die Myrtenkränze, die der junge Freund schaffen soll, der emsig nach roten Rosen späht, um der Freude den üppigsten Ausdruck zu verleihen. Vergebens! Die letzte Rose des Sommers ist verblüht! Aber auch jede andere Zurüstung zum Feste, die Wohlgerüche Arabiens, die der Dichter sonst nicht verschmäht, prachtstrotzende Kranzgewinde, wie sie bei anderen Gelegenheiten

nicht fehlten, all das paßt zur Stimmung nicht. In der lauschigen Rebenlaube bei einem Becher milden Weines will er ganz seiner Liebe und seinen Erinnerungen leben.

Fort mit eitler Perserpracht!
Fort mit Kränzen bastgewunden!
Späh nicht lang in Herbstesstunden,
Ob versteckt ein Röslein lacht!

Schlichte Myrte ziemet just
Wie dem Schenken so dem Zecher;
So gewähret mir der Becher
In der Weinlaub' liebe Lust.

(Übers. nach van Hoffs.)

Mit der erotischen Myrte geschmückt, dem Bacchus huldigend, heiter und anspruchslos, ganz im Sinne seiner Lieder: so zeigt sich uns der Dichter hier in dem kleinen, in seiner Einfachheit schmuck-, aber nicht kunstlosen Schlußgedicht des ersten Buches.



Zweites Buch.

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Zweites Buch.

II. 1. Motum ex Metello consule civicum

Literarische Voranzeige.

PERICULOSAE PLENUM OPUS ALEAE
TRACTAS

Das zweite Buch seiner Oden eröffnet Horaz mit einem Gedicht an einen der bedeutendsten Männer seiner Zeit, seinen hohen Gönner Asinius Pollio. Nach einer glänzenden politischen Tätigkeit hatte dieser sich in vornehme Abgeschlossenheit zurückgezogen, um ganz der Kunst und der Wissenschaft zu leben. Er war in mehr als einer Beziehung vorbildlich geworden; so hatte er als erster eine öffentliche Bibliothek gegründet, seine Skulpturensammlung, aus der die Gruppe des farnesischen Stieres auf uns gekommen ist, dem Publikum geöffnet, hatte vor einem geladenen Publikum besonders interessante Teile seiner Werke vorgetragen und damit die Rezitationen eingeführt, die sich bald zu einer Landplage entwickeln sollten.

Zu einer solchen Vorlesung hatte nun Asinius Pollio Horaz und andere Freunde eingeladen, um sie für sein Geschichtswerk, das er unter der Feder hatte, zu interessieren, und Horaz erfüllt mit dieser Ode Pollios sicher nicht laut geäußerten Wunsch und macht durch sie weitere Kreise auf das großartige Werk aufmerksam. Es sollte eine Geschichte des römischen Volkes vom ersten Triumvirat ab werden. Das ist ein gefährliches Würfelspiel, sagt Horaz, nach seiner Art anspielend auf den Moment, wo Caesar am Rubikon sein alea iacta esto ausrief.

Und gefährlich war das Unternehmen, denn wer an der Vergangenheit Asche rührt, verbrennt sich leicht an noch glimmernder Kohle, sagt die Verfasserin der Briefe, die ihn nicht erreichten.

Du wandelst
Auf nur leicht mit Asche bedeckter Glut,

ruft Horaz seinem Freunde zu. Gefährlich war es erstens für Pollio selbst. Hatte er doch unter Antonius gekämpft, war es doch also nur zu natürlich, wenn er diese Kämpfe und ihre Ursachen anders schilderte, als es dem jetzigen Machthaber lieb sein mochte. Gefährlich aber auch für den ganzen Staat. Denn wie leicht konnte die Darstellung der Bürgerkriege und ihrer Veranlassung die politischen Leidenschaften, die jetzt zu schlummern schienen, wieder erwecken, die unter der Asche noch glühenden Funken zu hellen Flammen anfachen, zumal Pollio, geschult von seiner tragischen Muse, diese ereignisvolle Epoche mit glühenden Farben so lebensvoll, so dramatisch zu schildern vermochte, daß der Leser alles mitzuerleben glaubte.

Mein Ohr durchzuckt der Tuba Donnerton;
Schon wähn' ich dumpfer Hörner Klang zu hören,
Und Roß und Reiter fliehen schon,
Geschreckt, geblendet von den blanken Speeren.
Jetzt tönt der Feldherrn Ruf zu mir heran,
Die in des Schlachtstaubs Ehrenkleid sich hüllen.
(Übers. v. Günther.)

(Horaz sagt in seiner Vorliebe für das Oxymoron „die Feldherren, die schmutzig sind von nicht unschönem Staube".)

Je plastischer diese Kämpfe vor das geistige Auge treten, um so greller tritt der Fluch dieser unseligen Bürgerkriege zutage. Aber diese Geißel ist nicht unverdient über Rom gekommen. Die Schlacht bei Thapsus ist die Strafe dafür, daß die römische Aristokratie Jugurtha durch schmachvolle Bestechlichkeit zum gefährlichen Gegner herangezogen, dann durch Hinterlist in ihre Hände gebracht und im Kerker schmählich hingemordet hatte. Jugurtha ist gerächt. Die Legionen, die dort niedergemäht worden sind, an ihrer Spitze Scipio, der

Enkel des Metellus Numidicus, mit den Überbleibseln des römischen Adels sind die Hekatomben für sein Totenopfer. Aber Ströme von Bürgerblut sind nicht nur in Afrika von Bruderhand vergossen worden.

> Ist wohl von Römerblute ungenährt
> Noch ein Gefild, auf dem nicht Gräber grünen?
> Hat nicht das Krachen der Ruinen
> Des Römerreichs der Parther schon gehört?
> Ist wohl ein Meer, ist noch ein Strom zu finden,
> Wo nicht ein Denkmal jener Greuel ruht?
> Es rötete sich jede Flut,
> Den blut'gen Kampf Italiens zu künden.
>
> (Übers. nach Günther.)

Wie herrlich wird in diesen Versen die Tragik der römischen Bürgerkriege zu erschütterndem Ausdruck gebracht! Darüber erschrickt Horaz. Er hatte seinen Freund auf die Gefahr, heikle Themata zu bearbeiten, hingewiesen und wird gewahr, daß sein patriotischer Zorn ihn selbst mitten dahineingeführt hat, wovor er warnen wollte. Darum bricht er gänzlich ab: seine Themata seien Liebes- und Trinklieder. Reißt ihn mit seinem warm für das Vaterland schlagenden Herzen der dithyrambische Schwung einmal fort, so nimmt er schnell die Maske der iocosa musa vor und verkleinert sich selbst:

> Doch, kecke Muse, wende dich nicht wieder
> Von leichtem Scherz zu wildem Klaggesang!
> Stimm Weisen an von sanftrem Klang!
> Erfinn in Venus' Grotte heitre Lieder!
>
> (Übers. v. Menge nach Günther.)

Diese Ode durchfluten, durch ein und denselben Anlaß hervorgerufen, die verschiedenartigsten Empfindungen, Besorgnis, Bewunderung, Zorn und Schmerz.



II. 2. Nullus argento color est avaris Abdito terris

Geld und Glück.

LATIUS REGNES AVIDUM DOMANDO
SPIRITUM

Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt, ein Kämpfer sein. Wer sich selbst zwingt, der schlägt den Löwen, der schlägt den Riesen, sagt Walter v. d. Vogelweide. Du bist ein mächtiger König, sagt Horaz, wenn du deines Herzens gierige Triebe bändigst, mächtiger, als wenn du Libyen und Spanien, das alte Punierreich, beherrschtest. Wer aber der Gier nachgibt, dem wächst sie wie die Wassersucht durch die stete Befriedigung des Durstes. Und was erreicht die Habsucht? Wozu die Aufhäufung glänzenden Metalls? Ohne weisen Gebrauch, wie es z. B. die Freigebigkeit ist, ist es doch nur wertloses Blech. Aufgespeichert liegt es ebenso unnütz über wie unter der Erde. Cicero sagt in seinem Werke über die Pflichten: Nichts verrät mehr eine niedrige, kleinliche Gesinnung als die Liebe zum Gelde, nichts ist sittlicher, ist edler als das Geld, wenn man es nicht besitzt, zu verachten, im anderen Falle es zum Wohltun und zu edlen Taten zu verwenden. Auch sonst finden wir in der Pflichtenlehre Ciceros und des Horaz mannigfache Übereinstimmung. Beide schöpfen aus den Lehren der Stoiker, deren eine lautete: Wer andern befehlen will, der soll vorerst seine Begierden zügeln, die Lust verachten, den Zorn in Zaum halten, die Geldgier bändigen und die übrigen Schwächen der Seele überwinden und dann

erst anfangen, andern zu befehlen. Ein anderer Satz lautete: Nur der Weise ist frei, ist König. Ihm spricht die Tugend die ewige Krone (diadema tutum) des Lebens zu. Der philosophisch geschulte Mensch teilt die falschen Vorstellungen der Menge nicht. Er weiß, daß Königskrone und Gold nicht glücklich machen. Die trüb und unklar fühlende Masse denkt anders, urteilt nach dem Schein; ihr ist Phrahates, der sich eben des Partherthrones bemächtigt hat, ein wahrer König. Aber

Phrahates, der aufs neu sich schmückt
Mit Cyrus' Diadem, ihn heißt
Die Tugend dennoch nicht beglückt,
Sie preist nicht, was der Pöbel preist.

Sie gibt nur dem den Lobeerkranz,
Die Kron' und sichres Herrschgebiet,
Der aufgehäufter Schätze Glanz
Mit unbewegtem Auge sieht.

(Übers. v. Ed. Bürger.)

Ciceros stoische Paradoxen sind voller Illustrationen zu diesen Worten: Reicher als Pyrrhus, der einem Fabricius Gold anbot, war dieser, der, ohne noch einmal hinzublicken, es zurückwies. Höher als die Erbschaft des L. Paulus werden wir die Freigebigkeit des Africanus schätzen, der seinen Teil von dieser Erbschaft seinem Bruder Quintus Maximus überließ und somit ein Zeugnis edler Bruderliebe ablegte, wie sie auch Horaz in unserer Ode von Proculejus preist, der sich ähnlich freigebig gegen seine Brüder bewies, nachdem sie alles durch die Bürgerkriege verloren hatten:

Es lebt in alle Ewigkeit
Des Proculejus Brudersinn,
Ihn trägt der Ruhm zur fernsten Zeit
Mit nimmermüdem Fittich hin.

(Übers. v. Bürger-Menge.)

Wem gibt Horaz diese ernsten Lehren aus dem Schatze seiner Lebensphilosophie? Einem Schwesterenkel des berühmten Geschichtschreibers Sallust desselben Namens, dem Nachfolger des Maecenas am Hofe des Augustus. Wie Tacitus ihn uns

schildert, muß er mit seinem Vorgänger große Ähnlichkeit besessen haben. Auch er war im Besitze ungeheurer Reichtümer und liebte den Luxus; Silberbergwerke gehörten ihm, worauf Horaz in seiner uns bekannten Weise anspielt mit den Worten:

> Sallust, du liebst das Silber nicht,
> Das in der Erde Tiefen ruht;
> Denn nur von weiser Hand gebraucht
> Ist das Metall ein köstlich Gut.
>
> (Übers. v. Scheffler.)

Sein Großoheim und Adoptivvater hatte über die Verschlechterung der Sitten eingehende Betrachtungen in seinen Geschichtswerken angestellt. In der Einleitung seines Catilina steht der stoische Satz: Reichtum und Schönheit vergeht, Tugend besteht. In seinem Jugurtha verurteilt er die Schlechtigkeit derer, die, sinnlichen Vergnügungen ergeben, ihr Leben in Schwelgerei und Nichtstun hinbringen. Beherzigte der Adoptivsohn diese Lehren? Wohl nicht. Horaz sagt zwar, Sallust sei ein Feind des Geldes, wofern es nicht durch richtigen Gebrauch glänzt, aber er wählt manchmal die feine Form des sittlichen Mahnens, daß er unter dem Scheine anerkennenden Lobes dem Adressaten einen Spiegel vorhält, nicht wie er ist, sondern, wie er — sein sollte. Und so ist es hier. Wozu sonst der Preis der Uneigennützigkeit, der sich Unsterblichkeit erwirbt? Wozu das abschreckende Gleichnis von der Wassersucht und die energische Forderung der Selbstbeherrschung, die die ewige Krone des Lebens erwirbt? Demnach können wir das Gedicht nicht als ein Preislied auf die stoische Tugend des Angeredeten auffassen. Es ist Horazische Art, dem angeredeten Freunde mit der feinen Ironie und dem gebildeten Tone eines Weltmannes, aber auch mit der eindringlichen Sprache eines gütigen Herzens dasjenige ans Herz zu legen, was der Freund zu wenig beachtet. Horaz war kein lästiger Moralprediger und Tugendschwätzer. Er wußte seine Paränesen wirksam zu gestalten, ohne lästig und zudringlich zu werden. Seine Mahnungen konnten nicht verletzen, weil der Gemahnte fühlte, die Mahnung komme aus-

wohlwollendem Herzen in der Form eines durch Poesie und Philosophie über das Gemeine gehobenen, gottbegnadeten Menschen. Horazens Art erwägend, können wir sicher sein, daß dieser Sallust das Glück zu sehr in Macht und Geld zu finden suchte, daß er seinen „gierigen Sinn" zu wenig bändigte. Wir freuen uns über den weisen Sänger und die mild-ernste Sprache, mit der er Sallust und — uns vernünftig zu machen sucht.

Diese Ode ist mit ihren drei Antithesen ein Muster klarster Dispositition:

I a: Ohne richtigen Gebrauch ist das Silber wertlos.
b: Durch seinen richtigen Gebrauch hat Proculejus sich unsterblichen Ruhm erworben.
II a: Bändigst du die Gier, bist du der mächtigste Herrscher.
b: Gibst du ihr nach, wächst sie wie die Wassersucht.
III a: Ein wahrer König ist nicht Phrahates.
b: Ein wahrer König ist, wer den Reichtum verachtet.



II. 3. Aequam memento rebus in arduis Servare mentem

Lebensweisheit.

HUC VINA ET UNGUENTA EL NIMIUM FLORES BREVES

Nil admirari ist wohl das einzige Mittel,
Welches uns glücklich zu machen vermag und beglückt zu erhalten,

lautet die Lebensregel, mit der die sechste Epistel des ersten Buches anhebt. Was heißt nil admirari? Nichts bewundern, nichts anstaunen, in ruhiger Gelassenheit aufnehmen, was immer das Schicksal sendet, ob Leid, ob Freud, ob Wonne, ob bittern Schmerz. Über all dergleichen soll der Mensch erhaben sein. Das ist die ἀταραξία der Epikureer, die „Unverwirrtheit" des Herzens, die Freiheit des Geistes, die die Verhältnisse sich, nicht sich den Verhältnissen unterordnet, die sich nicht zur Verzagtheit niederdrücken, aber auch nicht von ausgelassener Freude hinreißen läßt.

Bewahre Gleichmut dir in bösen Tagen,
Und wenn du sitzest in des Glückes Schoß,
So lerne es ohn' Übermut zu tragen,
O Dellius, denn Sterben ist dein Los.

Das moriture des Originals klingt viel kräftiger. Wir werden geboren als morituri; früher oder später kommt unser Todeslos aus der Urne, das uns auf Charons Kahn ins ewige Exil führt.

Bist reich du und von fürstlichem Geschlechte,
Liegst du als Bettler in der Sonne Schein,
So wirst du doch einst nach dem gleichen Rechte
Des unbarmherz'gen Orkus Opfer sein.

Der Gedanke an den Tod muß dich zur Besinnung bringen, muß dich lehren, mit deiner kurzen Lebensfrist richtig umzugehen. Der Tod kommt, ob du dein Leben vertrauerst oder es dir heiter gestaltest. Genieße also dein Leben, aber in richtiger Weise: nicht in rauschenden Festen; da wirst du die Ruhelosigkeit deines Herzens betäuben können, wirst aber taumeln vom Genuß zur Begierde und von der Begierde zum Genuß und das Gleichmaß der Seele immer mehr verlieren. Nein, sieh hier das schöne Schattendach, höre den murmelnden Bach! Sie laden zu frohem Genusse ein:

Dorthin, wo zum belaubten Schattendach
Vertraulich sich der Pinie Zweige gatten
Mit Silberpappeln, wo ein flücht'ger Bach
Sich zitternd windet durch die Matten:
Dorthin laß bringen dir der Rosen Pracht
Und duft'ge Salbe und den Saft der Reben,
Weil noch die Parzen unsern Faden weben
Und Zeit und Jugend uns noch lacht.

(Übers. nach Günther.)

Bei so bescheidenen Freuden wirst du dich wiederfinden, wirst das Ebenmaß der Seele und die Heiterkeit des Herzens gewinnen, und das ist bessere Weisheit als bei der Hetzjagd nach den Gütern der Welt sein Herz in Unruhe zu verzehren.

Lessing hat recht: Horaz hat den ernstlichen Lehren der Weisheit mit der Feinheit eines Hofmannes das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Ermahnungen zu geben gewußt und sie entzückenden Harmonieen anvertraut, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Und weshalb soll die Weisheit unserer Ode in des Dellius Herz Eingang finden? Ein Zeitgenosse nennt ihn einen Bürgerkriegshopser. Von Dolabella ging er nämlich zu Cassius über, von Cassius zu Antonius, von diesem zu Octavian, ein wankelmütiger, haltloser Mensch, der in seinem unruhigen Streben das Gleichgewicht der Seele verloren hatte.

Zu allen Zeiten ist das Heer der Dellier groß gewesen, zu unserer Zeit größer als je, wo die Vergnügungssucht und

Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose die weiteste Verbreitung hat. Bedeutungsvoller als je sind also heute diese Lehren des Römers von bescheidener Lebensfreude, Genügsamkeit und Mannhaftigkeit im Unglück. In der Zeit der praktischen Politik sei die praktische Philosophie im ästhetischen Gewande uns eine Führerin durchs Leben.



II. 4. Ne sit ancillae tibi amor pudori

Eine feine Braut.

CREDE NON ILLAM TIBI DE SCELESTA
PLEBE DILECTAM

In diesem Gedicht läßt der Lacher aus Tibur seiner gutmütigen Spottlust die Zügel schießen. Die übermütige Neckerei soll einen Jüngling kurieren, der in seine Sklavin verliebt ist. Der Dichter vergleicht ihn mit Achill, dem stolzen Sieger, den die weiße Briseis besiegte, mit Aias, dem Telamonier, den seine Gefangene gefangen nahm, mit Agamemnon, über den mitten in seinem Triumphe die erbeutete Kassandra triumphierte. So hohe Helden sanken vor der Macht der Liebe, und du solltest dich schämen, deine Sklavin zu heiraten? Am Ende macht deine blonde Phyllis dich noch zum Schwiegersohn eines Königs. Und dann ist sie es, die eine Mesalliance eingeht. Sie sieht ganz danach aus. Sie ist so treu, so gut, so uneigennützig, und — ihre Arme sind so stark und ihre Waden so drall! Sei auf mich nur nicht gleich eifersüchtig, ich will sie dir nicht abspenstig machen! Denke doch an meine Jahre!

Ob die Spottlauge gewirkt hat?



II. 5. Nondum subacta ferre iugum valet

Ein Kälbchen noch.

TOLLE CUPIDINEM
IMMITIS UVAE . . .

Übermut sprudelnde Laune prickelt den Dichter, wenn er an die fruchtlosen Bemühungen des liebegirrenden Freundes denkt, dessen Umarmungen das süße Mädchen, das „Plappermäulchen" flieht. Sie kommt gleich am Anfang des Gedichtes in drastischer Weise zum Ausdruck, in dem Vergleich nämlich mit einem Kälbchen und einem Stiere. Ihn führt er in einer naturalistischen Derbheit durch, die unserm ästhetischen Gefühl wenig behagt. Zwar hat Goethe, der Horaz furchtbar realistisch nennt, in der Walpurgisnacht und anderswo sich weit furchtbarere Realismen erlaubt. Doch dort gehören sie hin. Uns stört nur die Lust an einem derben Ausdruck an Stellen, wo wir nicht darauf vorbereitet sind. So sündigen auch die Modernen oft genug gegen unsere Empfindung. Nur ist der Unterschied zwischen ihnen und Horaz der, daß die Alten einen massiven Ausdruck gar nicht in dem Maße empfanden wie wir, weil sie die uns wenig ästhetisch anmutenden Momente in der Natur und im Menschenleben gar nicht so peinlich berührten und vor der verschleierten Natur nicht erschraken. Unseres Horaz' Sinn und Gefühl ist durch philosophisches und dichterisches Studium verfeinert worden; aber das Kind des Volkes mit seiner Lust an derber Kost mit seiner echt italischen Schalksnatur bricht doch hie und da die neuen Fesseln.

Der Dichter will den Freund, der sich in seiner Leidenschaft verirrt hat, zur Vernunft bringen, ihm zeigen, daß sein Liebesmühen verfrüht ist: sie ist ja noch das reine Kälbchen, das munter und harmlos auf Feld und Flur umherscherzt. „Dem Anger, dem ist sie hold.“ Bald badet sie im kühlen Quell, bald spielt sie mit den Gespielen, ebensolchen Kälbchen wie sie, im feuchten Weidengebüsch. Also warte noch, alter Knabe! Die Traube ist noch sauer; aber der Herbst, der alles in bunte Farben kleidet, wird sie bald schwellen, daß sie dir in purpurrotem Glanze prangt. Denn die Zeit eilt unaufhaltsam dahin und — Horaz fährt so bilderreich fort, wie er angefangen — legt ihr die Jahre zu, die sie dir rücksichtslos nimmt, d. h. jedes Jahr bringt dich dem Tode, das Mädchen der vollen Reife näher. Dann wird auch ihr Herz die Liebe rühren. Suchen wird sie dich, — der Vergleich mit dem Kälbchen taucht wieder auf — mit kecker Stirn und wird noch ganz anders von dir geliebt werden als deine früheren Geliebten, als Chloris selbst, die wunderschöne, deren Alabasternacken wie der unbewölkte, in nächtlicher Meeresfläche sich spiegelnde Mond glänzte.

Ein eigener Reiz jugendlichen Empfindens weht durch diese Verse. Der Dichter ist ganz Freude, ganz Lust am Schönen; er schwelgt in Bildern der Schönheit nach den ersten Zeilen krasser Derbheit, mit denen er den Freund neckisch und kaustisch verarbeitet, damit er keine Torheit begehe. Der echte Horaz! Witzig, anmutig und freundschaftlich, nie verletzend, nie grob und boshaft, stets für seine Freunde tätig, denen er, wo es not tut, ein kühlendes Sturzbad verabfolgt. Lepidus, salsus, festivus, facetus! Oder ist vielleicht der Freund, dessen frühzeitiges Liebesmühen der Dichter bespöttelt, Horaz selber?

Die Übersetzung von Bürger-Menge gibt den neckischen Ton des Originals gut wieder; als Probe einige Strophen mit einer kleinen Änderung:

> Das muntre Kälbchen liebt noch sich zu freun
> Auf grünen Auen und im Bach zu kühlen
> Die läst'ge Glut und wiederum zu spielen
> Mit andern Kälbchen in dem Weidenhain.

O Freund, bezähme deine Lüsternheit:
Die Traub' ist unreif. Doch mit Purpurglühen
Wird bald die grünen Beeren überziehen
Des bunten Herbstes farbenreiche Zeit.

Dann folgt sie dir. Die Zeit fliegt schnell dahin,
Und jene wird der Jahre Zahl empfangen,
Die dir entgehn; dann wird sie selbst verlangen
Nach dem Gemahl mit furchtlos keckem Sinn.



II. 6. Septimi, Gades aditure mecum

Andere Freundschaftsoden cf. I 3; I 22; II 3 (viell. auch I 24).

Mein Herzenswunsch.

ILLE TERRARUM MIHI PRAETER OMNES
ANGULUS RIDET

Wenn Horaz in der ersten Epode seinem hohen Gönner Maecenas über die Höhen der Alpen, durch die Wildnis des Kaukasus oder bis zur fernsten Meeresbucht im Westen folgen will, so ist das eine poetische Form der Versicherung, ihm überall und stets ein treuer Pylades zu sein. Und wenn hier nun Horaz zu Septimius sagt:

Du zögest mit mir bis zu Gades' Strand,
Und wo die trotzigen Cantabrer hausen,
Du folgtest, Freund, mir zu der Syrten Sand,
Wo Mauretaniens Wogen ewig brausen,
(Übers. nach Günther.)

Zu v. 7 lasso ist wohl „tibi" zu ergänzen, keinesf. „lasso" auf den Freund zu beziehen (so B. H.).

so ist das der Ausdruck der Überzeugung, in Septimius einen treuen Freund gefunden zu haben, der mit ihm durch Not und Tod gehen würde, der ihn versteht, dessen Brust er seine geheimsten Gedanken gern anvertraut. Und was hat hier der Dichter seinem Freunde anzuvertrauen? Ein Ton der Resignation klingt durch die schönen Verse. Horaz hatte Schiffbruch gelitten mit seinen Bestrebungen für die sogenannte Freiheit, hatte nach der Schlacht bei Philippi ein Jahr von Rom fernbleiben müssen, war dann nach dem Amnestieerlaß der Triumvirn wanders- und lebensmüde heimgekehrt und fristete nun sein Leben als Schreiber im Schatzamt. Zwar war er schon Maecenas vorgestellt, war dem um diesen

cf. carm I 3.

versammelten Dichterkreis eingereiht worden, aber pekuniäre Sorgen lasteten auf ihm, er sehnte sich nach einer ruhe- und friedvollen Existenz. Der noch nicht dreißigjährige Dichter war in einer Stimmung, wie sie Goethe in Wanderers Nachtlied ausspricht, auch er noch in des Lebens Maienblüte, genau in demselben Alter:

Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede
Komm, o komm in meine Brust!

Und diesen süßen Frieden nach den Irrfahrten seines Lebens hoffte Horaz zu finden, falls ihm die Möglichkeit geboten würde, in Tibur, der Stadt mit hellenischen Erinnerungen in den Sabinerbergen, die er so oft und so schön besungen hatte, sich einen Ruhesitz für sein Alter zu gründen.

O wäre Tibur mir der Wallfahrt Ziel,
Die Griechenpflanzstadt! Wäre dort beschieden
Zum Lebensabend mir ein still Asyl,
Nach Kriegs- und See- und Wandermühen — Frieden!
(Übers. nach Gebhardi.)

Falls aber das Schicksal ihm diesen Herzenswunsch versagte, dann möchte er wenigstens im schönen Tarent bis zum Scheiden von der Erde weilen:

Ein gleicher Erdenwinkel lacht
Nicht unterm Himmelszelt,
Und solcher Wollenherde Pracht
Gibt's nirgends in der Welt.

Sein Honig dem hymett'schen gleich,
Sein Öl so klar und rein,
Sein Aulontal an Trauben reich,
Süß wie Falernerwein.

Ein lauer Winter mild erquickt
Die Flur und weichet bald,
Und lange Frühlingswonnen schickt
Zeus über Feld und Wald.
(Übers. v. Leisering.)

Dahin! dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn! Dahin zieht es mich, sagt Horaz, mit magischer Gewalt

(postulat); dort will ich leben, dort will ich — in der elegischen Stimmung, die den Dichter beherrscht, glaubt er sein Lebensende nahe — sterben, dort sollst du mir, wann ich von hinnen scheide, die schuldigen Freundestränen auf die warme Asche des Sängers weinen.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Ode der unmittelbare Anlaß für Maecenas gewesen ist, dem armen Dichter ein behagliches Heim zu schaffen.' denn das Sabinum, womit Horaz im J. 33 beschenkt wurde, liegt etwa 3 Stunden nordöstl. von Tibur (ziemlich hoch in den Bergen).

B. Über den Auszug der tibicines aus Rom nach Tibur cf. Liv. IX 30.

Tibur (jetzt Tivoli) ist e. uralte Stadt zu beiden Seiten des Anio; mitten in der Stadt bildete der Anio einen rauschenden Wasserfall. In der schönen fruchtbaren Umgebung hatten die Römer viele Landhäuser mit reichen Obstgärten. —

Die Freundschaftsoden nehmen bei Hor. eine wichtige Stelle ein; denn die Freundschaft ist im Altertum (cf. Sokrates) Ersatz für die Ehe — da diese nicht streng monogam und die Frau dem Manne nicht geistig ebenbürtig war. Bei Hor. kommt noch die Tatsache hinzu, daß er zeitlebens überhaupt unverheiratet geblieben ist. Die meisten Freundschaftsoden finden sich im 2. Buch. Die wichtigsten Freundschaftsoden sind die an Augustus u. Maecenas gerichteten. Von den 20 Oden des 2. Buches sind 13 an Freunde gerichtet.

II. 7. O saepe mecum tempus in ultimum Deducte

Ein Wiedersehen.

TECUM PHILIPPOS ET CELEREM FUGAM SENSI

Unserm Dichter, der nicht bloß der Leier zarte Saiten gespannt, sondern einmal auch des Schwertes Schneide geführt hatte, der in einer Epistel sich rühmen durfte, den ersten Männern des Staates nicht bloß im Frieden, nein auch im Kriege gefallen zu haben, zogen viele Erinnerungen, schöne und traurige, durch die Seele, wenn er an die Studienzeit in Athen und die Tage von Philippi zurückdachte. Damals war die akademische Jugend, wie immer schwärmerisch, immer empfänglich für die Idee der Freiheit, den Adlern der Caesarmörder gefolgt, Horaz war Oberst einer Legion geworden. Man denke sich das Hochgefühl eines jungen Mannes in dem Alter unserer Studenten, den ein Brutus seiner Freundschaft würdigte, den ein Brutus an die Spitze eines Regiments setzte! Dann war der Zusammenbruch der Hoffnungen gefolgt, die jungen Freunde waren auseinandergerissen worden; es hatten sie die mannigfachsten Wechselfälle des Schicksals geschieden. Und nun welch ein unerwartetes Wiedersehen! Einer aus diesem Kreise voll sprühenden Jugendmutes und feinster Bildung, den er lange tot geglaubt, einer, der mit ihm für die Idee der Freiheit geschwärmt, mit ihm die schweren Tage von Philippi durchgemacht hatte, ist wiedergekommen, ist ihm wiedergeschenkt worden.

O du, der oft im Kampf auf Tod und Leben
Im Heer des Brutus mir zur Seite stand,
Wer hat Italiens Himmel, hat dem Vaterland,
Dem Bürgerleben dich zurückgegeben?

Pompejus, du mein erster Jugendfreund,
Mit dem beim Wein ich oft die trägen Stunden
Beflügelte, wenn traulich wir vereint,
Ins salbenduft'ge Haar den Kranz gewunden.
(Übers. nach Günther.)

Ich sah mit dir Philippis Schlachtgefilde
Und sah der Flucht entsetzensvollen Tag,
Ein Flüchtling selber mit verlornem Schilde,
Als Prahlerei schmachvoll im Staub erlag.
(Übers. v. Proschberger.)

Doch während mich aus all dem Schreck und Graus
Merkur in einer Wolke fortgetragen,
Hat dich in immer neuen Schlachtenbraus
Des Krieges wild empörte Flut verschlagen.
(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Mit feiner Empfindung bricht der Dichter hier ab, um die Erinnerung an das, was der Freund unterdessen erduldet hat, nicht wachzurufen: doch nun ist alles überstanden.

Drum gilt es jetzt den Dank Zeus abzustatten,
Zu lösen dich von des Gelübdes Bann;
Nun ruhe aus in meines Lorbeers Schatten
Beim Becherklang, du kampfesmüder Mann.
(Übers. v. Proschberger.)

Fahrt dahin, all ihr schwarzen Erinnerungen, tauchet auf, ihr goldenen Bilder aus der schönen Studentenzeit! Heraus mit dem allerbesten Wein! Salbenduft entströme und berausche uns! Weg mit der philosophischen Mäßigung! Freude, reiße alle Dämme durch! Myrtenkränze her!

Laßt uns so wie die Thracier tollen, lärmen,
Es ist so süß, zu rasen und zu schwärmen,
Denn heute kehrte uns der Freund nach Haus.

Es ist die Stimmung Goethes im Tischlied.

Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.

Und in dieser Stimmung weiß der Humor des Dichters sich auch hinwegzusetzen über das schmachvolle Ende bei Philippi, und er, der laut eigener Charakteristik seiner ganzen Natur nach unkriegerische Sänger, konnte dies um so leichter, als in jener Schlacht kriegsgewohnte Männertugend zunichte wurde, als selbst die prahlenden Helden sich vor dem Sieger in den Staub warfen. Ὦ ἀρετή, λόγος ἄρ᾽ ἦσθα! Die stolze Tapferkeit nichts als ein Wort! Auch konnte Horaz sich trösten mit den Worten des Archilochos, des Dieners des Ares und der Muse, der sein ἔντος ἀμώμητον seine tadellose Wehr οὐκ ἐθέλων wider Willen auf der Flucht lassen mußte, ihr aber ein lustiges: ἐρρέτω, hol' dich der Geier! nachrief, „ich kann mir ja einen andern Schild erstehen", trösten ferner damit, daß sein hohes Vorbild, der Sänger der lesbischen Kriegslieder Alkaios, der, wie Schlegel sagt, im Rhythmenwechsel meldet seines Mutes Sturm, auf der Flucht seinen Schild wegwarf, trösten mit dem Beispiel Anakreons, der seinen Schild von sich warf und davonlief ὥστε κόκκυξ wie ein Kuckuck. Und als der jenen seinen Idealen nacheifernde Dichter muß auch er seinen Schild verloren haben, wiewohl er als Tribun überhaupt keinen hatte, genau so wie er an anderer Stelle berichtet, daß in seiner Kindheit Tauben ihn mit jungem Laub zum Schutze gegen Schlangen zugedeckt hätten, weil dies von Stesichoros und Pindar, ebenfalls zwei griechischen Vorbildern, erzählt wurde. Dieser Gesichtspunkt ist ein Grund mehr, Lessing durchaus recht zu geben, wenn er aus dem Ton des Gedichts und der Art guter Dichter schließt, daß des Dichters Worte nicht wörtlich zu nehmen sind und daß Horaz das Vertrauen des Brutus bei Philippi vollauf gerechtfertigt hat. Was ist im Scherze gewöhnlicher, sagt er, als daß man sich selbst eine ganz andere Gestalt gibt; daß sich der Tapfere als einen Feigen und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Vorstellungen

liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht freizusprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippi am tapfersten gehalten hatten, vielleicht wußte er seine Taten auf keine feinere und klügere Art zu erwähnen als durch das Gegenteil. Ich sage: auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augustus, sehr schlecht angestanden hätte, so geradehin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer anderen Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto Rühmlicheres darunter verstehen zu lassen. So Lessing in seiner schönen Rettung! Und Goethe sagt: Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten. Daß diese Stelle nur so, d. h. als humoristisch gesagt aufzufassen ist, zeigen auch die Worte: Mich rettete der flinke Hermes in einer dichten Wolke. Wie Aphrodite den Paris, so mußte auch ihn ein Gott dem Schlachtfelde entrückt haben.

Der Lorbeerbaum, in dessen Schatten der Dichter seinen Kriegskameraden einladet, hat wohl in seinem Hofe oder Garten wirklich gestanden, ist wohl aber auch — Horaz liebt solche Dilogieen — der Ruhmesbaum, den er sich mittlerweile großgezogen hat, der dem Dichter den ihm vorenthaltenen Kriegslorbeer ersetzen muß.

Uns erquickt der frische Ton warmer Freude, der von Anfang bis Ende in diesem Liede durchklingt, einer Freude, die uns unseren Sänger lieb und wert macht; es ist die Freude, die einem Herzen entströmt, das Liebe hegt und Liebe trägt.



II. 8. Ulla si iuris tibi peierati
Poena, Barine, nocuisset unquam

Liebesmeineide.

ENITESCIS PULCHRIOR

Dir glauben? — Ja, wenn bloß dein falscher Schwur
Ein einzig Mal die kleinste Strafe fände,
Würd' schwarz ein einz'ger Zahn, entstellte nur
Ein einz'ger Nagel deine zarten Hände!

Doch hast du eben erst mit heil'gem Eid
Der Treue bar dein schönes Haupt verpfändet,
Erstrahlst du nur in holdrer Lieblichkeit,
Und alle Herzen sind dir zugewendet.

Es bringt dir Glück, mit keckem Frevelmut
Der Mutter Grab beim falschen Schwur zu nennen,
Der Sterne still erhabne Himmelsglut,
Die Götter, die den kalten Tod nicht kennen.

Und Venus selber schaut mit Lachen drein,
Die Nymphen lachen, Amor wetzt in Eile
Von neuem auf dem blutbefleckten Stein
Mit wilder Freude seine Schmerzenspfeile.

Für dich nur wächst die Jünglingsschar heran,
Ein neu Geschlecht von Sklaven; und die alten,
Sie bleiben in der falschen Herrin Bann,
Obgleich sie täglich drohn, sich fernzuhalten.

Von Angst wird manches Mutterherz gequält,
Der karge Greis sucht seinen Sohn zu warnen;
Es zagt die junge Gattin, kaum vermählt,
Dein Zauber könnte ihr den Mann umgarnen.

(Übers. nach Edm. Bartsch.)

Horaz steht bewundernd vor dieser leichtfertigen Schönheit, deren Zauber er uns durch die Wirkung auf jung und alt, auf Sterbliche und Götter klarmacht, und widmet dieses Lied ihrer Gewalt, vor der sich alles beugt, die alles zur Liebe zwingt. Es liegt etwas Dämonisches in diesem Einfluß. Ἔρως ἀνίκατε μάχαν! — Sophokles hat dieser unbesiegbaren Macht der Liebe einen begeisterten Hymnus in seiner Antigone geweiht:

Mächtiger Eros, dich zu besiegen
Ist zu gering der gewaltigste Gott;
Reichtum und Hoffart muß dir erliegen,
Zepter und Krone sind dir ein Spott.
An der Jungfrau Rosenmunde
Ruhst du gern in nächt'ger Stunde,
Schreitest siegreich über Meer und Flur.
Zu entfliehn darf keiner hoffen,
Und wem du das Herz getroffen,
Der verliert der Weisheit richt'ge Spur.
(Übers. v. Gravenhorst.)

Die große Macht der Schönheit hat das Herz des Dichters erfüllt, und er verdiente diesen Namen nicht, wenn er sie nicht so mächtig empfunden hätte, wie wir es hier ausgedrückt sehen. Die Schönheit ist etwas Göttliches, lebt und webt im Dienste der Gottheit; darum schadet ihr auch der Bruch der herkömmlichen Liebesschwüre nichts, sie steht im Dienste Aphrodites. Und Cupido ist unausgesetzt tätig, die Wirkungen der Venus zu unterstützen; unausgesetzt zerreißen seine auf blutigem Wetzsteine frisch geschliffenen Pfeile die Herzen. Wie Schmetterlinge dem Lichte zuflattern und sich an der Flamme ihre Flügel versengen, so scharen sich um sie immer neue Verehrer, um sich von lodernder Liebesglut verzehren zu lassen, und die alten Verehrer wollen, aber können nicht fort, bleiben willenlose Sklaven in der Hand der herzlosen Courtisane. So wächst ihr Troß von Tag zu Tag. Was hilft's, daß die Mütter ängstlich ihre Söhne warnen, daß die sparsamen Väter ob ihrer Verschwendungssucht zanken, daß die jungen Ehefrauen verzweifeln? Wie bei Vergil durch die Zweige des Zauberbaumes, von dem Aeneas den goldenen,

die Unterwelt erschließenden Zweig brechen soll, die aura auri, der magische Schimmer des Goldes glänzt, so strahlt von Barine die aura, der magische Glanz der Schönheit, aus, die alle in ihren Bann zaubert. Nun will diese Circe auch Horaz in ihren Bannkreis locken, aber unser Dichter dankt ergebenst: Deine Worte klingen zwar süß, aber — crederem, ich glaube dir nicht. Wie immer lehnt er auch hier mit einem Kompliment ab, mit einem Kompliment vor ihrer — und nun merkt man die feine Ironie des Gedichtes — alles besiegenden Schönheit.

Wie unserm Dichter die Verse anderer und seine eigenen in den Ohren klangen und unwillkürlich Anklänge an sie in neue Gedichte überflossen, so ist die letzte Strophe unseres Gedichtes eine vielleicht bewußte Reminiszenz an eine Strophe aus Catulls schönem Gedicht an Hymen. Sie sei zum Vergleich hierher gesetzt:

Te suis tremulus parens
Invocat, tibi virgines
Zonula solvunt sinus.
Te timens cupida novos
Captat aure maritus.

Aura ist dem aure lautlich ähnlich, aber wieviel schöner!



II. 9. Non semper imbres

Ermanne dich!

DESINE MOLLIUM
TANDEM QUERELARUM

Der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit macht einen Horaz nie sentimental und kopfhängerisch; er wird bei dem Gedanken an das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, nie zum Hamlet. Er grübelt nicht über Sein und Nichtsein. Der Tod ist ihm ein Gebot, das ohne Ausnahme gilt. Der Gedanke an ihn führt ihn zur Ausnutzung der leider so kurzen Lebensspanne. Darum ist ihm sein Freund und Kollege Valgius Rufus unerträglich mit seinen Jammerelegieen ohne Ende, in denen er um den Verlust eines jungen Geliebten seufzt und klagt.

Du klagst in immer neuen Trauertönen
Um deines vielgeliebten Mystes Tod,
Du klagst dem Abendstern dein schmerzlich Sehnen,
Du klagst es noch dem frühen Morgenrot.
(Übers. v. Bürger.)

Ganz anders Nestor! Der erstickte seine Tränen und hatte mehr zu beklagen als du! Nichts ist dauernd. In der Natur und im Menschenleben spielen die am Anfang stehenden Worte: „Nicht immer" ihre stete Rolle. Dauernd ist nur der Wechsel, beständig nur der Tod. Deine Leiden — wie klein sind sie im Verhältnis zum großen Allgemeinen! Und richtest du darauf deinen Blick, dann mußt du als Römer stolz sein auf die neuen Erfolge, die wir im fernen Osten errungen,

wirst du deine kleinen Leiden vergessen und gern mit mir den Mehrer des neuen Reiches feiern:

> Verschließe dem weibischen Klagen die Brust;
> Laß lieber die neuen Trophäen
> Uns preisen des siegreichen Kaisers August,
> Niphates' eisstarrende Höhen
>
> Und Mediens Strom, der, uns untertan,
> Sich duckt in besiegten Gestaden,
> Und das Land, wo in enger umschriebner Bahn
> Ihr Streitroß tummeln Sarmaten.
>
> (Übers. nach Günther.)

So wollen wir trauern um unsere Lieben, wollen aber auch die Toten ihre Toten begraben lassen! Wir wollen denken an den Wechsel alles Irdischen und unsere Pflichten erfüllen, die uns das Leben täglich neu stellt. Die Klage, sie weckt die Toten nicht auf. Das Leben fordert seine Rechte.



II. 10. Rectius vives, Licini . . .

Auf goldener Mittelstraße.

AUREAM QUISQUIS MEDIOCRITATEM
DILIGIT

Der streitbare Sänger der „Lieder eines Erwachenden", Graf Strachwitz, sagt von der aurea mediocritas:

Das ist die Pest des edlen Blutes,
Der Hemmschuh für das Rad der Zeit,
Das ist der Tod des freien Mutes
In Rat und Tat, in Fried' und Streit.
Du Mittelweg für Schuft' und Memmen,
Du Schlupfloch jeder feigen Blöße,
Wann wird dich endlich niederschwemmen
Der Alpenstrom der Kraft und Größe?

Fürwahr, Großes, Hohes wird nur der erreichen, der mit jenem jungen Dichter sein Glaubensbekenntnis in die Worte faßt:

Und bricht sie entzwei, die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt,
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Männer wie Alexander der Große, Luther und Bismarck haben für ihr Lebensschiff nicht „vorsichtig" die goldene Mittelstraße gewählt, sie haben ihr Fahrzeug auf das hohe, wild aufgeregte Meer des Lebens kühn hinaussteuern müssen, wollten sie das, was ihr Herz mächtig bewegte, zur Erfüllung bringen. Aber wehe, wenn der Mensch, durch seine Erfolge

berauscht, sich vergißt, wenn er, vom Größenwahn gepackt, nichts für unerreichbar hält! Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Sturz. Hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall. Das Leben und Streben der Napoleone, namentlich des ersten, ist die beste Illustration für diesen Satz. Und ist es in der Natur anders? Herrscht nicht auch da dasselbe Gesetz des Mittelmaßes? Horaz gibt drei kennzeichnende Bilder daraus:

Der Riesenpinien himmelhohe Wipfel
Durchwühlt verheerender der Wettersturm;
Mit lautrem Krachen stürzt der hohe Turm,
Des Blitzes Strahl schlägt in der Berge Gipfel.
(Übers. v. Günther.)

Das kann, das muß uns Menschen eine Lehre sein. Wenn also das Schicksal dich hoch über andere erhebt, strebe nicht noch höher hinaus, sei nicht übermütig; unter dem wechselnden Mond hienieden hat nichts Bestand, auf Regen folgt Sonnenschein, auf Sonnenschein Regen. Wenn ein Glückswind deine Segel mächtig schwellt, ziehe sie weislich ein, damit, wenn der Wind umspringt, dein Schifflein nicht scheitert. Und umgekehrt, wenn dich Unglück verfolgt, laß dich nicht zu tief dadurch beugen, bleibe Herr deiner selbst, halte dich aufrecht durch den Gedanken, daß in dem ewigen Wechsel alles Irdischen auch dir wieder andere Zeiten kommen werden!

Ein Herz, gerüstet, männlich zu ertragen,
Hofft in der Not, doch fürchtet es im Glück
Des Schicksals Wechsel. Zeus, der uns zurück
Die Stürme führt, er läßt's auch wieder tagen.

Ist's trüb auch jetzt, einst kommen schönre Zeiten.
Nicht immerdar wird Gott Apollo drohn
Mit zorn'gem Pfeil, bald wird er süßen Ton
Entlocken seinen jetzt verstummten Saiten.
(Übers. nach Günther.)

So lehrt ein deutscher Dichter:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen
Und dann an Gott und eine beßre Zukunft glauben
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Das ist die aurea mediocritas des Horaz. So verstanden ist die goldene Mittelstraße nicht ein Deckmantel der Schufte und Memmen, nicht das Schlupfloch jeder feigen Blöße, sondern der Weg zur Weisheit. Der Pfadfinder auf diesem Wege ist nicht Horaz, sondern dieser Weg ist so alt, als die Menschen über das Leben und seine wahren Güter nachdenken. Der Satz *τὸ μέτρον ἄριστον* wurde bereits einem der sieben Weisen in den Mund gelegt, Aristipp befestigte ihn als Fundamentalsatz seiner eudämonistischen Philosophie, und der große Aristoteles legte die Tugend in die Mitte zweier Extreme. Man mache sich klar, welche Bedeutung dieser Begriff für das menschliche Leben hat. Wer der Lehre von der aurea mediocritas nicht huldigt, kann leicht scheitern, wie auch jener Licinius, Maecenas' Schwager, gescheitert ist, dem Horaz dieses hohe Lied des Lebensglückes umsonst gesungen hat. Durch seine Erfolge im Salasserkriege übermütig geworden, vergaß er alle weise Mäßigung und endete als Verschwörer durch Henkershand. Vergebens war Horazens Warnungsruf gewesen:

Licinius, du wirst viel besser leben,
Willst weder in die hohe See zu kühn
Dein Schiff du steuern noch, um zu entfliehn
Der Stürme Wut, am tück'schen Strande kleben.

Wer immer sich erkor die goldne Mitte,
Entbehrt beneidete Paläste gern;
Zufrieden und geborgen ist er, fern
Vom Glanz des Hofs, vom Schmutz der Bettlerhütte.

(Übers. v. Günther.)

Horaz hat nichts gelehrt, was er nicht durch seinen Wandel vertreten hätte. So hat er sich denn auch diese goldene Philosophie ganz zu eigen gemacht, sein Leben und seine Werke sind von dieser Lehre durchtränkt, und es ist bei der Bedeutung dieser Lebensregel nicht zu verwundern, wenn er immer wieder auf sie zurückkommt, so auch in den oft zitierten Versen:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Börne hat die Dichter die Tröster der Menschheit genannt; sie sind es, wenn ihnen Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt hat, wenn sie nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringen. Ein solcher Tröster ist Horaz, der Apostel wahrer Humanität; als solchen wollen wir ihn lieben und verehren. Er hat nicht für die Gelehrten geschrieben, die ihn oft und viel mißverstanden und verketzert haben, für sein Volk und im weiteren für die ganze Menschheit hat er seine dichterischen Lehren geschrieben, einer der edelsten Menschenfreunde aller Zeiten. Dies Lied gibt davon laut redendes Zeugnis. Und so wollen wir stets beherzigen, was er lehrt:

Sei stark und fest, wenn dich des Schicksals Schwere
Bedrängt, doch wenn zu günst'ge Winde wehn
Und stolzer sich des Schiffes Segel blähn,
Zieh schnell sie ein; — das ist der Weisheit Lehre.

(Übers. nach Günther.)

Pharus am Meere des Lebens!



II. 11. Quid bellicosus Cantaber et Scythes Hirpine Quinti, cogitet

Weg mit den Sorgen!

DUM LICET!

O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre —
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

fragt Heine und schmettert dann selbst den Frager zu Boden mit den Worten: Ein Narr wartet auf Antwort. Was quälst du dich ab mit den ewigen Rätseln der Menschheit, fragt Horaz, dein Geist ist solchen Fragen nicht kongruent. Ein Tor, wer da grübelt. Was kommt dabei heraus? Nichts als ein Vertrödeln der Zeit, der kostbaren, leider uns so knapp bemessenen Zeit. Drum laß auch das Grübeln, wie es mit dem Staate steht, wie du dir dein Leben einrichten sollst. Es gehört so wenig zum wahren Lebensgenuß (pauca poscit). Der Schönheit Glanz und Lust ist bald vorbei: Schon zeigen sich bei uns beiden, lieber Hirpinus, die ersten Boten der Vergänglichkeit in unsern ergrauenden Haaren. Also wohlauf Brüderchen, ergo bibamus in dem wohligen Schatten Kühlung spendender Bäume! Rosen herbei und

duftige Salben! Der goldige Falerner soll uns laben, und die Lyde soll kommen aus ihrem Gäßchen mit ihrer Zither. Eilen soll sie und sich nicht lange frisieren.

Die alte Horazische Lebensweisheit: carpe diem. Das Leben ist so kurz. Der versteht das Leben nicht, der es vertrauert. Wozu denn die Blumen, wenn sie nicht gepflückt werden, um uns zu schmücken? Wozu denn alle Schönheitspracht in der Welt?

Gott schuf zur Freude den Wein
Gott schuf die Mädchen zur Liebe,
Pflanzte die seligen Triebe
Tief in den Busen uns ein.

Ein Tor, wer diesem Triebe nicht folgt.

Drum laßt uns die Becher bekränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn . . .

Fontane sagt: Leicht zu leben ohne Leichtsinn, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben ohne Übermut, Vertrauen und freudige Ergebung zu zeigen ohne türkischen Fatalismus, das ist die Kunst des Lebens. Horaz hat sie voll und ganz zu eigen gehabt.



II. 12. Nolis longa ferae bella Numantiae

Eine süße Entschädigung.

ME DULCIS DOMINAE MUSA LICYMNIAE
CANTUS . . . VOLUIT DICERE

Daß die Bevorzugung und Verehrung unseres Dichters von seiten des Hofes nicht frei von selbstsüchtigen Gedanken gewesen ist, läßt sich leicht aus der menschlichen Natur und den Zeitverhältnissen schließen. Einen Mann von den Talenten und von der Vergangenheit eines Horaz sich als unbedingten Anhänger und Verherrlicher der neuen Zustände gefügig und abhängig zu machen, konnte für den neuen Herrscher nicht vorteilhaft genug sein. Die Großen des Reiches wollten sich im Spiegel seiner Poesie bewundern. Allein in diesem Punkte blieb Horaz fest gegen alle Zumutungen, in welcher Form sie auch immer an ihn herantraten. In der siebten Epistel des ersten Buches hat er seinen Standpunkt in bestimmtester Form klargelegt:

Nicht würd' ich meine unumschränkte Muße
Um alles Gold Arabiens vertauschen.

Welchen Segen die neue Herrschaft dem römischen Reiche brachte, lernte er mehr und mehr einsehen. Er verehrte den Kaiser Augustus, der dem zerrütteten Reiche Frieden, Wohlstand und Ansehen verschaffte. Seinen Feldherrn Agrippa schätzte er hoch, seinen Berater Maecenas liebte er als seinen geistesverwandten Freund und Wohltäter. Aber nie ließ er sich seine Unabhängigkeit rauben und wies alle Insinuationen,

seine heilige Muse in den Dienst der Politik zu stellen, auf das entschiedenste zurück. Niemals in schroffer, verletzender Form. Als Meister des guten Tons wußte er sich stets hinter einem plausiblen Grund zu verschanzen. Meistens — so auch in unserer Ode — mußte sein dichterisches Unvermögen herhalten. So hat er einmal den Antrag, des Kaisers große Taten in einem Festliede zu besingen, damit abgelehnt, daß er sich mit einer Biene verglich, die nur mühsam Gedichte zusammenträgt; wir möchten ihn lieber darin mit einer Biene vergleichen, daß er den süßen Blütenstaub von den giftigen Bestandteilen der Blume wohl zu sondern wußte. Und immer verstand er es, seine Absage zu versüßen, hier unter Hinweis auf sein beschränktes Talent, durch ein Kompliment vor des Antragstellers „besserem" Können, der trotz seiner Neigung, als Dichter sich zu betätigen, die Geschichte seiner Zeit „in Prosa" zu schildern vorhabe, ferner durch ein Loblied auf des Maecenas junges Eheglück und durch eine entzückende Huldigung vor der strahlenden Schönheit seiner jugendschönen, pikanten Gattin:

Fordre nimmer, o Maecenas,
    Daß mein sanftes Saitenspiel
Von Numantia verkünde,
    Wie's nach langem Kampfe fiel,
Wie der harte Sohn Karthagos
    Einst Italiens Flur verderbt,
Wie vom Blute unsres Erbfeinds
    Purpurn sich das Meer gefärbt.

— —

Deine schriftgewandte Feder
    Schildert besser Krieg und Schlacht,
Und wie Caesar trotz'ge Fürsten
    Im Triumph nach Rom gebracht. —
Für Licymnia, die Herrin,
    Tönet meiner Laute Klang,
Ihrer Augen Glut zu preisen,
    Ihrer Stimme süßen Sang,
Ihren Busen, der in Treue
    Liebe weckt und Liebe hegt,
Ihren Fuß, die vollen Arme,
    Die sie anmutvoll bewegt.

Wahrlich an Dianas Feste
Strahlte sie bei Spiel und Tanz
Als die herrlichste der Blüten
In der Mädchen lichtem Kranz.
Würden auch dafür die Schätze
Aller Welt dir zum Gewinn,
Nie von ihren schönen Locken
Gäbst du eine nur dahin,
Wenn die Holde deinem Kusse
Nur den Hals entgegenkehrt
Oder mit verstellter Strenge
Deinem heißen Sehnen wehrt
Und zu süßerem Genusse
Sich die Küsse rauben läßt,
Die sie schließlich glutbezwungen
Selbst dir auf die Lippen preßt.
(Übers. nach Edm. Bartsch.)

Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben! Statt bombastischer Schlachtenschilderungen bot der Freund dem Freunde ein Lied, das dessen Liebeskriegsspiele — solche Kämpfe besang er gern — in dem verführerischen Farbenglanze reizender Verse der Ewigkeit übermittelte. Das ist die Macht des Dichters.



II. 13. Ille et nefasto te posuit die

Der Unglücksbaum.

QUAM PAENE

Der Dichter ist einer großen Gefahr entronnen: ein mächtiger Baum hätte ihn um ein weniges durch seinen Sturz erschlagen. Den wechselnden Gefühlen, die ihn im Anschluß an dieses Ereignis bewegen, gibt er in diesem Gedichte poetischen Ausdruck.

Der Schreck ist vorüber und hat der frohen Stimmung über die glückliche Errettung Platz gemacht. Der Humor macht sich Luft in übertreibenden Ausfällen gegen den Baum, das bewußtlose Objekt seines Schreckens, und den, der ihn gepflanzt, indem ihm bewußte Bosheit untergeschoben wird:

Wer dich gepflanzt, o Baum, der tat's fürwahr
Am Unglückstage; mit verruchten Händen
Zog er dich auf, den Enkeln zur Gefahr
Und, um durch dich das ganze Dorf zu schänden.

Dem eignen Vater, wette ich, hat der
Den Hals gebrochen und mit Frevelmute
Bei Nacht des Zimmers Wände rings umher
Bespritzt mit seines Gastfreunds heil'gem Blute.

Mit Greuel jeder Art hat sich befaßt,
Wer dich, du Holz, gesetzt an diese Stätte,
Wo mir, dem eigenen Herren, deine Last
Im Sturze schier das Haupt zerschmettert hätte.

(Übers. nach Edm. Bartsch.)

Aber wie? Wenn er das wirklich getan hätte? Wenn der Schlag wirklich todbringend gewesen wäre? Das Lied

schlägt ruhigere, ernstere Töne an, die Macht des unvermuteten Todes bedeutsam hervorhebend. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Man denkt doch zu wenig an den Tod, der stündlich und von jeder Seite uns treffen kann! Man hofft dem Tode fern zu sein, wenn man vorsichtig alle Gefahren meidet; er lauert aber auf seine Beute, wo sie ihn nicht vermutet.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
    Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
    Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

(Schiller.)

Aber der Tod hat für den Dichter nichts Schreckliches. Wie Sokrates in seiner Verteidigungsrede malt Horaz sich stolz das schöne Zusammensein im Elysium mit den griechischen Sängern der Vorzeit aus, seinen Idealen, denen zu gleichen er sein Leben lang bemüht gewesen ist. Welche Lust, den kampfesmutigen Liedern eines Alkaios, den schmelzenden Klängen einer Sappho zu lauschen! Schulter an Schulter gedrängt scharen die Schatten sich um die großen Sänger. Alles steht im Banne der Musik. Ja selbst die Schrecken des Todes, die Ungetüme der Hölle überwindet die Macht des Gesanges. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

So erhebt sich in echt dichterischer Weise das Lied, von einem schrecklichen Spiel des Zufalls anhebend, von niedrigen Empfindungen sich reinigend, durch ernste Todesgedanken empor zum Sieg und Triumph über die brutale Gewalt der Endlichkeit durch die Macht des Gesanges.

Der Sänger triumphiert in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an noch Tod.



II. 14. Eheu fugaces, Postume, Postume, Labuntur anni

Todesgedanken.

FRUSTRA

Weh! Flüchtig verrinnen die Jahre. Es kommt das Alter und der Tod. Da hilft keine Frömmigkeit. Kein Opfer kauft von der Totenbahre los. Umsonst ist das Meiden aller Todesgefahren. Mag man dem blutigen Kriege, den brandenden Wogen des brüllenden Meeres fernbleiben, im Herbst vor dem feuchten Wetter sich in acht nehmen,

So viel der Erde Frucht genießen,
Die werden einst in Charons Kahn
Den schwarzen Strom befahren müssen,
Der König wie der arme Mann.

Scheiden mußt du von allem, was du liebst,

Du mußt verlassen ohne Säumen
Dein liebes Weib und Haus und Flur,
Dir bleibt von den gepflegten Bäumen
Die düstre Grabzypresse nur.

Nichts, woran dein Herz hängt, nimmst du mit, und — wir stürzen nach der poetischen Reihe dieser Todesgedanken aus allen Himmeln — dein Erbe wird schwelgen in deinem mit hundert Schlössern gehüteten Wein, der köstlicher ist als der bei den Schmäusen der Priester, und das will etwas sagen, die haben eine feine Zunge. Dieser Schluß wirkt als Abtönung der grau in grau gemalten Ode wunderbar erfrischend und leuchtet uns überraschend entgegen, wie ein blendendes

Abendrot nach einem regnerisch trüben Tage. Aus ihm guckt der Schalk, der Lacher aus Tibur, als der uns Horaz in seiner maßvollen Form so lieb geworden ist, wieder heraus und verscheucht die trübe Stimmung mit seinem weisheittriefenden Scherz. So gibt uns denn das Ende Aufschluß über das, was Horaz mit dieser Ode will: wieder heiteren Lebensgenuß predigen, diesmal allerdings in ernsterer Form. Die Mahnung ist dringender. Die Gewalt des Todes wird uns greifbarer vor die Augen geführt, düster sind die Farben, elegisch der Ton. Am Anfang das erschreckende „Wehe!", in der Mitte das donnernde „Vergebens!" Erst der Schluß ist heiterer mit seinem feinen Spott über die tafelfreudigen, weinleckeren römischen Priester, über die übertriebene Sparsamkeit, die sich selbst alles versagt, um desto mehr dem schlauen Erben zu hinterlassen, der Liebe heuchelt und auf den Tod des Toren lauert, der ihm eine fette Ernte hinterläßt. In Rom waren die Urbilder zu diesem Konterfei in Masse vorhanden.

So begreift man auch dieses Gedicht aus den Zeitverhältnissen heraus. Es interessiert und fesselt uns ästhetisch durch das allgemein Menschliche, das der Dichter uns künstlerisch abgerundet vor die Seele stellt.

Demselben Empfinden entsprungen ist das deutsche Lied:

> Flüchtig verrinnen die Jahre;
> Schnell von der Wiege zur Bahre
> Trägt uns der Fittich der Zeit.
> Noch sind die Tage der Rosen,
> Schmeichelnde Lüfte umkosen
> Busen und Wangen uns heut,
> Brüder, genießet die Zeit!



II. 15. Iam pauca aratro iugera

Zur Unnatur gewordene Kultur.

NON ITA ROMULI PRAESCRIPTUM

Die hauptsächlichste Stütze jedes Staatswesens ist und bleibt der konservative Kleinbauer, der mit Zähigkeit an den alten Traditionen festhält. Diese Stütze brach damals für den römischen Staat mehr und mehr zusammen. Denn wie sehr der Bauer sich auch auf seiner kleinen Scholle um sein tägliches Brot plagte, wie wacker er auch mit seiner Hacke arbeitete, er, der auf das von seinen Vätern ererbte Gütchen so stolz war, daß er, wie Horaz in seiner Eingangsode sagt, selbst durch die Schätze eines Attalus nicht hätte bewogen werden können, es zu veräußern, konnte die Konkurrenz mit den großen Latifundien in Sizilien und Afrika nicht mehr aushalten, geriet in Schulden, verlor Haus und Hof und ging nach Rom, um dort das bereits nach Hunderttausenden zählende Proletariat zu vermehren und mitzuschreien panem et circenses. So hörte die Landwirtschaft, die Trägerin altrömischen Wesens, in Italien mehr und mehr auf, Getreide-, Wein-, Garten- und Olivenbau kamen in Verfall. Die soziale Not wuchs. Um den Hunger des Volkes zu stillen, mußte Getreide von weit her geholt werden. Die wenigen Reichen schwelgten im Besitze unzählbarer Schätze und verwandten das dem Armen abgenommene Land zur Befriedigung ihrer Marotten und lüsternen Regungen. Sie verdrängten die Natur durch eine entartete Kultur. Wo früher schmale Gemüsebeete, kleine Getreidefelder und Ölbaumgärten dem Besitzer nützliche Früchte

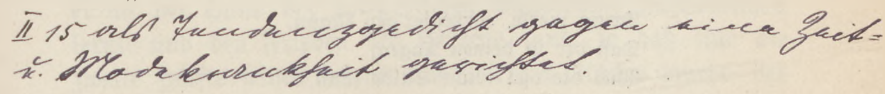
getragen hatten, da prahlten jetzt Prunkbauten mit fürstlichen Säulengängen, Mosaikbilder tragenden Fußböden, Springbrunnen, Marmorbädern, großartigen, statuengeschmückten Bibliotheken, teppichstrotzenden Winter- und Sommerspeisesälen, funkelnd von ziselierten Prachtgeräten aus Silber und Gold, da wehrten jetzt lange Platanengänge und endlose Lorbeerhecken den Glutpfeilen der Sonne, machten sich weit ausgedehnte Austernteiche breit, da hauchten Myrtenhaine und, mit ihnen wetteifernd, riesige Veilchenbeete balsamische Düfte aus. Diese in Unmasse produzierten Wohlgerüche bezeichnete Horaz mit verächtlicher Ironie als Nasenfutter. Die römischen Agrarier sind Produzenten für die Nase, nicht für den Magen, wo doch leider an jene erst gedacht werden kann, wenn dieser Tyrann befriedigt ist. Aber diese Befriedigung wurde je länger, desto ungenügender. Das Volk darbte, die Not wuchs ins ungemessene.

Diese sozialen Übelstände versetzten viele Patrioten in große Sorge, so auch unseren Dichter, den Bauernsohn, und aus der Tiefe seines patriotischen Herzens quoll unser Gedicht wie ein Notschrei, laut und erschütternd: Umkehr zu den alten, einfachen Gewohnheiten tut bitter not. Früher galt die Parole:

Des Bürgers Gut sei klein, des Staates groß.

So soll es wieder werden.

Achtung vor einem Dichter, der seinem Volke ein Wegweiser sein wollte, der nicht müde wurde, aus seinem mit aller Inbrunst an die gute alte Römerzeit sich festklammernden Herzen heraus immer wieder seine mahnende Stimme erschallen zu lassen — die Stimme eines Predigers in der Wüste!





II. 16. Otium divos rogat

Die Ruhe des Herzens.

QUID BREVI FORTES IACULAMUR AEVO MULTA

Ich zog in alle Lande aus
Und frug: wo ruht der Frieden?
Ich fuhr durchs weite Erdenhaus
In Sommerglanz und Winterbraus
Und fand ihn nirgend hienieden.

Ich ritt ihm nach im Eisenkleid
Und wußte mein Roß zu spornen,
Mir gab nicht Freund, nicht Feind Bescheid,
Ach! überall nur Kampf und Leid
In Blumen und in Dornen.

Viel Wege führen ab und zu,
Doch niemand weiß ihr Ende;
Von lichten Kränzen träumest du
Und suchst umsonst des Herzens Ruh'
In Trug und Missewende.

Drum merke, ehrbegier'ger Mann,
Daß dir in deinen Tagen,
Was die viel reiche Sälde sann,
Kein Heer von Engeln geben kann,
Du mußt es in dir tragen.

Nur weisem Sinn, dem nimmer bangt,
Ist noch der Trost beschieden,
Der wie ein Stern am Himmel prangt
Und nichts auf Erden mehr verlangt
Als Gottes sel'gen Frieden.

Schöne Verse voll tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens. In Julius Wolffs Tannhäuser singt Wolfram sie dem ruhelosen Stürmer und Dränger, dem minnedurstigen Heinrich von Ofterdingen. Glücklich, wer diesen Herzensfrieden hat! Aber da hasten und jagen die Menschen nach dem goldenen Kalb, nach hohen Ehren. Überall Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Unzufriedenheit mit den bescheidenen Verhältnissen. Weitgehende Zukunftspläne werden geschmiedet. Werden sie in Erfüllung gehen? Das Leben ist kurz. Eile tut not, hastige Eile. Auf einem Hennebergschen Bilde jagt ein Reiter der vor ihm herschwebenden Fortuna nach, die ihm eine goldene Krone zeigt; hinter ihr in nebelhafter Ferne liegt das Schloß, aus Luft gebaut. Voll Verlangen streckt der mutige Reiter seine Hand nach dem Preise, den das lockende, in allen Reizen prangende Phantom ihm bietet; sein Ritt geht über eine Frauengestalt, die ihm ein bescheidenes Glück geboten; er hat sie unter den Hufschlag seines Pferdes geworfen. Schon nahe sieht er die lockende Gestalt, aber vor ihm gähnt der Abgrund, der ihn im nächsten Augenblick aufnehmen wird; dicht hinter ihm hält, auf schnaubendem Roß, der entsetzliche Tod, bereit sich seine Beute zu holen.

Auch unser Dichter war in den weiten, wogenden Ozean des Lebens hinausgeschifft mit tausend Masten, auch sein Lebensschiff war auf wildbewegten Wellen unruhvoll hin und her geworfen worden; noch rechtzeitig aber hatte er sich in den stillen Hafen gerettet, lange, ehe er Greis geworden. Wohl ihm, daß ihn so frühe das Geschick in eine strenge Schule nahm, daß er allen wertlosen Ballast abwerfen mußte, daß er an der Hand der epikureischen Philosophie Zufriedenheit lernte und den Frieden des Herzens fand, so daß ihm die zweite Hälfte seines Lebens eine Zeit des Glückes wurde, des Glückes, das nur die Ruhe und der Friede des Herzens gewähren kann. Diese Palme, die er errungen, hält er als einzigen Preis, des Strebens der Edlen wert, seinem jungen Freunde Pompejus Grosphus vor. Er sieht ihn von Sorgen geplagt, hochgradig nervös, vor innerer Unruhe nicht zum Genuß seines Reichtums kommen, sieht ihn darunter leiden

und kleidet nun, ein erfahrener Seelenarzt, in die Form allgemeiner Gedanken seine Mahnung, den Herzensfrieden da zu suchen, wo er allein zu finden ist: in der Zufriedenheit.

Er geht aus von der Ruhe, um die der Schiffer im Sturm, das Volk im Kriege fleht, kommt dann zu der wahren Ruhe, der Ruhe des Herzens, die nicht Juwelen, nicht Gold, nicht Purpur erzeugen, die auch nicht in der Ferne holden Weiten gefunden wird. Der einzige Weg zu ihr ist die Erkenntnis, daß alle äußeren Verhältnisse zu unserem Glück belanglos sind. Den Herzensfrieden hat nur der, der zufrieden ist mit dem, was er hat, der „zu sorgen haßt", was die Zukunft bringt, der, wenn etwas Widerwärtiges zustößt, es mit „gelassenem Lächeln" hinnimmt, der da weiß, daß es hienieden ein vollkommenes Glück nicht gibt. Nihil est ab omni parte beatum. So war Achill Ruhm und Kraft beschieden, doch ein früher Tod, Tithonos wurde unsterblich, aber alternd verkümmerte er; dir, mein Freund, ist reicher Besitz verliehen,

> Und ich empfing nur wenig Hufen Land,
> Doch einen Hauch vom Geist der Griechendichter,
> Der für des niedern Pöbels Neidgelichter
> Zu allen Zeiten nur Verachtung fand.
>
> (Übers. v. Edm. Bartsch.)

Dieses beides verschafft meinem Herzen das Glück der Ruhe.

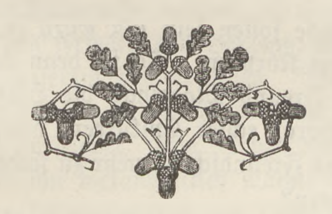
Eine der herrlichsten Oden des Dichters, herausgequollen aus der tiefsten Tiefe seiner Empfindung. In kunstvoller Harmonie baut sie sich in fünf Teilen zu je zwei Strophen auf, erstens: alles sehnt sich nach Ruhe; zweitens: nicht Besitz und Ehren führen zu ihr, sondern Zufriedenheit; drittens: töricht darum alles unruhige Hasten. Deshalb, viertens, genieße dein, wenn auch unvollkommenes Glück; keiner hat alles; fünftens: du bist reich, ich bin arm, aber — ein Dichter!

Mit Recht hat man auf die vielfache Übereinstimmung der Lebensanschauungen unsers Dichters mit denen Schillers hingewiesen. Der Geist unseres Horazischen Gedichtes weht uns aus den Worten, mit denen dieser die „Gedanken beim Antritt des neuen Jahrhunderts" schließt, fühlbar entgegen:

In des Herzens stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!

Ebenso aus der Schlußstrophe der „Worte des Wahns":

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, — da sucht es der Tor, —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.



II. 17. Cur me querelis exanimas tuis?

Treue Liebe bis zum Tode!

SUPREMUM
CARPERE ITER COMITES PARATI

Zwei Freunde sollen sein μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν, eine Seele in zwei Körpern. So ist denn auch dem Dichter sein hochherziger Freund Maecenas die Hälfte seiner Seele. Auch hierin ist Horaz echter Epikureer; denn wo war treue Anhänglichkeit und Freundschaft mehr zu finden als bei Epikur und seinen Jüngern?

In diesem Punkte stehen Altertum und moderne Zeit sich scharf gegenüber. Männerfreundschaft, wahre, edle, echte kannte im vollen Sinne des Wortes nur das Altertum, und die edelsten Geister pflegten sie am meisten. Auch heute gibt es Freundschaft zwischen Männern, auch heute wird sie von den Dichtern gepriesen:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann,

singt Simon Dach, und Goethe sagt:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Aber die zärtliche, aufopferungsfähige Freundschaft, in der der Freund für den Freund sein Leben freudig opfert, da er

als Hälfte nicht mehr existieren kann, wenn seine andere Hälfte fehlt, diese Freundschaft gibt es heute wohl nicht mehr. Sie ist nicht ein Produkt der südlichen Glut, die die Affekte steigert, denn dann müßte es im Süden mit der Freundschaft noch heute so stehen wie zu den Zeiten des Horaz, sondern ein Produkt der alten Kultur, ein Resultat der untergeordneten Stellung, die die Frauen in der Schätzung der Männer einnahmen. Wenn wir heute für jene Freundschaft auch vollwertigen Ersatz gefunden haben in dem weit innigern Zusammenleben, dem Ineinanderaufgehen von Mann und Frau, wenn wir jenes verlorene Gut auch nicht betrauern werden, so können wir uns doch an der Bekundung begeisterter Freundschaft, wie sie unser Lied bietet, erbauen.

Zweifel und Bitternisse quälten die Seele des Maecenas. Er besaß nicht den Frieden des Herzens, das Glück der Zufriedenheit, das unserem Dichter eigen. Viel trug zu seinen verzweifelten Stimmungen sein körperlicher Zustand bei; er litt fortdauernd an Fieber, seine Nerven waren zerrüttet, — ein Zustand, der ihn melancholisch machte und in ihm, der mit allen Fasern seines Herzens am Leben hing, trotz seiner vierzig Jahre häufig Todesgedanken wachrief. Er wurde unleidlich und verbitterte sich und seiner Umgebung das Leben. So zerrissen die Klagen der einen Seelenhälfte die andere. Dieses schöne Lied soll ihn nun trösten, das Lied der unverbrüchlichen Freundschaftstreue: Ohne dich ist mir die Welt nichts wert, deshalb kann, will und werde ich dich nicht überleben, ich schwöre es dir. (Das dem Tode mutig ins Auge schauende, nervenkräftige ibimus, ibimus kontrastiert wunderbar schön mit der ewigen Todesangst des hohen Herrn.) Du bist mein Stolz, mein Glück; keine Macht, keine Gewalt soll mich von dir losreißen, selbst Gyas mit seinen hundert Armen nicht, wenn er sich aufzurichten — vermöchte (er kann es Gott sei Dank nicht, der Ätna lastet schwer auf ihm), fügt der Dichter mit köstlichem Humor hinzu, und Humor ist für leidende Nerven die beste Medizin. So hat es das Schicksal beschlossen. Und da ich vorläufig noch nicht sterben werde, mußt auch du noch am Leben bleiben. Du vertraust

der so beliebten Horoskopie? Nun wohl, mag die Wage das dominierende Gestirn meiner Geburtsstunde gewesen sein oder der grausige Skorpion oder der Steinbock, ich weiß nur eines: uns beiden leuchten harmonierende Sterne. Der böse Saturn wollte uns verderben, dich durch schwere Krankheit, mich durch den Baumsturz, aber der helleuchtende Jupiter strahlte ihm entgegen und rettete uns beide.

Was sollen wir an Horaz hier mehr bewundern, die Liebenswürdigkeit, mit der er als Seelenarzt auftritt, oder die feine Schalkhaftigkeit, mit der er auf den Unsinn der Horoskopie eingeht? Unsere Ode ist ein Beweis für die Richtigkeit von Lessings Wort, daß Horaz es verstanden hat, Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band zu bringen.

Im Leben und im Tode waren Staatsmann und Dichter verbunden. Nur um wenige Wochen überlebte Horaz seinen Freund und Gönner und gab Augustus kaum Gelegenheit, der in seinem Testament niedergelegten Mahnung des Maecenas zu folgen: Sei des Horaz eingedenk wie meiner selbst. Er fand seine letzte Ruhestätte neben der des Freundes in dessen schönem Park auf dem Esquilin.

Was brichst du mir das Herz mit deiner Klage?
Nicht ich und auch die Götter wollen nicht,
Daß du hingehst vor meinem Todestage,
Du meines Lebens Zier und Zuversicht!

Wenn dich, die eine Hälfte meines Lebens,
Die teurere, ein früher Tod entrückt,
Was will ich dann, die andre, noch vergebens?
Sie ist ja doch zerrissen und zerstückt.

Wir müssen beid' an einem Tage scheiden,
Ich schwöre dir's und halte meinen Eid;
Ich komm', ich komm', ich werde dich begleiten
Auf deinem letzten Gang, ich bin bereit!

Nicht der Chimäre grauses Feuerschnauben,
Nicht Gyas, der mit hundert Armen dräut,
Soll jemals meiner Treue dich berauben,
So will's die göttliche Gerechtigkeit.

Es sei nun mein Gestirn der Wage Zeichen,
Es mag der unheilschwangre Skorpion,
Es mag der Steinbock, in Hesperiens Reichen
Der Meerbeherrscher, mit Gefahren drohn,

Es wandeln unsre Sterne stets zusammen:
Dich raubt dem tückischen Saturn die Macht
Des Jupitergestirns mit Blitzesflammen
Und lähmt den Flügelschlag der Todesnacht;

Dir dem Genes'nen hat das Volk gespendet
In dem Theater dreimal Jubelschall, —
Und hätte Faunus ihn nicht abgewendet,
Zerschmettert hätte mich des Baumes Fall.

Er ist der Dichter stets getreuer Hüter.
Nun lös durch reiche Opfer deine Schuld,
Bau Tempel, du besitzt ja große Güter,
Mir wahrt ein winzig Lämmchen ihre Huld.

(Übers. nach Bürger.)

Nicht uninteressant dürfte es an dieser Stelle sein, zu lesen, was Goethe von seiner Geburtsstunde erzählt: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht mehr erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein.



II. 18. Non ebur neque aureum

Zufriedenheit.

QUID ULTRA TENDIS

Horaz läßt uns das moderne Atrium eines vornehmen Hauses bewundern. Die Decke ist kassettiert, zur Ausfüllung hat Gold und Elfenbein reiche Verwendung gefunden; das schwere Gebälk aus dem bläulichen Marmor des Hymettos wird getragen von Säulen aus Gaiallo antico, den Numidien hat liefern müssen. Nach der seit der Erbschaft des Attalus herrschenden Mode bedecken kostbare Teppiche den Fußboden, herrliche Kunstwerke zieren das Gemach. Augenblendende Pracht überall, aber — vergänglich, wie alle Güter dieser Welt. In solchem Luxus sucht unser Dichter nicht sein Glück. Er fragt nicht viel nach Geld und Gut, er ist zufrieden mit dem, was er hat, mit seinem redlichen Herzen und der gütigen Quellader seines Geistes, die willig und reichlich ihm süße Lieder sprudelt, so daß alles ihn aufsucht, daß der stolze Reiche dem höheren Geistesreichtum des Armen seine Achtung bezeugt. Mehr bittet er nicht von den Göttern, mehr bittet er auch nicht von seinem mächtigen Freunde, der ihm, das weiß Horaz, gern willfahren würde. Er ist zufrieden mit seinem Sabinergütchen, das jener ihm geschenkt. Der Herr soll das Haus zieren und nicht das Haus den Herrn, bemerkt an einer Stelle seiner Lebensregeln der römische Praktiker. Schrecklich sind die weiten Hallen eines Palastes, wenn Öde und Einsamkeit den Bewohner umfangen. Und was hilft schließlich aller Reichtum, alle Pracht? — Memento mori! Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

Viele aber werden nicht klug! — sie raffen und reißen in ihrer Habsucht immer mehr an sich, um es bei dem steigenden Luxus allen andern voraustun zu können. Da läßt der eine zur Inkrustierung der Palastwände Marmortafeln schneiden, eine Arbeit, die vielleicht sein Leben überdauert. Ein anderer baut, der aufgekommenen Mode folgend, sich einen Prachtbau in das Meer hinein. Und mit dieser Sucht nach außerordentlicher Pracht paart sich Hartherzigkeit und Gefühlsroheit. Der arme Pächter wird brutal verjagt, wenn er den Pachtzins nicht erlegen kann. Trauernd zieht die arme Familie, die Frau mit den Larenbildern, der Mann mit den zerlumpten Kleinen als einziger Habe auf dem Arm von der Scholle, die sie bisher, wenn auch kümmerlich ernährte. Recht und Gesetz selbst muß der Habsucht des Mächtigen weichen. Aber der Tod wird diese ungleichen Lose gleichen. Arm und reich, alles muß willig oder widerwillig in die Halle des Orkus einziehen, in die Halle, aus der es keine Wiederkehr gibt.

Doch des Reichen sichres Los
Bleibt des gier'gen Orkus Halle.
Strebst du weiter stets? Für alle
Öffnet sich der Erde Schoß.

Dort sind Fürst und Bettler gleich.
Ungerührt durch Goldesschimmer,
Führte den Prometheus nimmer
Charon aus dem Schattenreich.

Er hat Tantals Macht zerstört
Und den Glanz der Pelopiden;
Er erlöst den Lebensmüden,
Ob begehrt, ob nicht begehrt.

(Übers. nach Günther.)



II. 19. Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem

Euhoe Bacche!

TU FLECTIS AMNES

Der Dichter sieht sich in ekstatischer Verzückung als einen neuen Bacchanten, als begeisterten Verehrer des mächtigen Gottes, unter dessen besonderen Schutz sich auch schon frühere Dichter gestellt glaubten.

Ich sah den Bacchus, Enkel, hört's mit Staunen!
Vom Felsen hört' ich seine Lieder rauschen,
Ich sah die Nymphen seinen Tönen lauschen,
Ihm horchten mit gespitztem Ohr die Faunen.
Hei, Evoe! Wie mir die Sinne beben,
Von sel'gen Schauern fühl' ich mich durchdrungen;
Furchtbarer, der den Thyrsosstab geschwungen,
O schone, schone meiner, Gott der Reben!

(Übers. v. Günther.)

Das ist griechische Bacchusstimmung. So schrieen trunkenangstvoll die Bacchen, wenn der nächtliche Cithäron zur Anbetung und Verherrlichung des Gottes rief, wenn die Mänaden und Thyiaden, Fackeln schwingend und Thyrsosstäbe, sich Schlangen durch die fliegenden Haare flochten, wenn sie mit ihren heiligen Stäben die Quellen des Weins, die Bäche der Milch, die Räume träufelnden Honigs erschlossen. Prachtvoll hat Schiller dieses Bild ausgeführt in den „Göttern Griechenlands".

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudenbringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran,

Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Bei Horaz wächst die Gestalt des großen Freudenbringers ins Gigantische, Majestätische hinaus, Begeisterung, aber auch Furcht einflößend; denn es ist der Gott, der nicht nur zu Spiel und Tanz, sondern auch zum Kampfe fähig ist, der Gott, der wilde Ströme und wütende Meere und giftige Schlangen mühelos unter sein Gebot beugt, d. h. alle Leben zerstörenden Naturkräfte zügelt, der die Giganten besiegt, d. h. die finsteren Mächte vernichtet, welche die lichte, friedliche Ordnung der Welt und des Lebens zu zerstören trachten; der mit dem Saft der Rebe aus seinem goldenen Horn den Kerberos gebändigt hat, d. h. als Gott der Lebenskraft sogar dem Zustande nach dem leiblichen Tode den Schrecken genommen hat und seinen Eingeweihten ein glücklicheres Leben im Elysium verbürgt.



II. 20. Non usitata nec tenui ferar Penna

Schwanengesang.

NON EGO
OBIBO

Erlasset mir die schalen Klaggesänge
An meinem Grab. Das Achzen und das Schrein,
Das leere, überflüssige Gepränge
Und aller Jammer sollen ferne sein!
(Übers. nach Ed. Bürger.)

Der Dichter denkt sich gestorben; das Klagewesen mit seinem ganzen Pomp, wie es der römische Ritus verlangte, machte sich in seiner ganzen Leere und Äußerlichkeit breit. Maecenas ruft dem liebsten Freunde das letzte Lebewohl nach (quem vocas). Da verkündet ihm der tote Freund:

Auf starken, nicht gemeinen Schwingen schwebe
In Zwiegestalt ich durch des Äthers All;
Erhaben über kleinen Neid erhebe
Ich mich empor und lass' der Erde Schwall.
(Übers. v. Scheffler.)

Seine Verklärung beginnt: die Arme verwandeln sich in Fittiche, das Fleisch an seinen Schenkeln schrumpft zu rauher, schuppiger Vogelhaut zusammen, er fühlt, wie er eine zweite Gestalt annimmt, wie er allmählich ein leibhaftiger Schwan wird, der mit mächtigem Flügelschlag bald zu den Enden der Erde hineilen wird. Eine kühne Allegorie, die in humoristischer Form, d. h. in köstlicher Mischung des Erhabenen und des Komischen sagt: ich sehe, daß ich anfange, überall wegen

meiner herrlichen Lieder gepriesen, in meinem Ruhme unsterblich zu werden. Wenn Horaz dabei seinen Ruhm bis zu den Kolchern, Dakern und Gelonen dringen läßt, so ist das eine Übertreibung, die eine Seite humoristischen Ausdrucks ist.

Invidia maior, über den nörgelnden Neid erhaben, schüttelt er der Erde Staub von den Füßen und wird als idealer Sänger in der ganzen weiten Welt wirken und leben, ob er gleich sterbe. Darum soll man sein Leichenbegängnis ohne alle Totenklage, ohne Grabesschmuck vollziehen; denn man begräbt ja nur seinen Leib, nicht ihn.

Mit dieser Ode voll selbstbewußten Dichterstolzes, voll der Überzeugung, daß er in seinem Dichtergeist etwas Unvergängliches empfangen hat, das in anderer Gestalt weiter leben und wirken wird, schließt der Dichter das zweite Buch und fordert durch sie den Vergleich mit Ennius heraus, der in ähnlich stolzen Versen — jeder gebildete Römer kannte sie — geäußert hatte:

> Weg mit dem Weinen und Klagen von meines Leibes Begräbnis,
> Denn in der Menschheit Mund lebe ich lange noch fort.
>
> (Übers. v. Scheffler.)



Drittes Buch.

Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.

Welche Gedanken Ad. Hitlers klingen in den Römeroden an:

1) Horaz wendet sich vor allem an die Jugend.

2) Der religiöse Einschlag (Anfang der 1. Römerode; 6. Römerode) bezw. „Sauberkeit".

3) Betonung der Genügsamkeit; denn diese ist die Voraussetzung für Mannhaftigkeit (soldatisches Wesen), aber auch für die Begründung einer Familie, ja überhaupt für jedweden Aufstieg (cf. den Vorgänger Friedrichs des Großen).

4) Soldatische Erziehung und soldatisches (mannhaftes) Auftreten — dazu: Verschwiegenheit.

5) Gerechtigkeit (Einordnung in das Ganze; kein Wiederaufbau Trojas!).

6) Besonnenheit (cf. 4. Ode).

7) Vaterlandsliebe bis zur Selbstverleugnung (cf. Regulus-Ode) — Gefühl für Rassenschande.*

8) „Die Götter haben dem röm. Volk ihren Segen entzogen" (Aufruf der Reichsreg. vom 1/2 1933).

7a) Ehe in der Regulusode.

1a) Zurückgehen auf die Urkräfte des Volkes (d.h. auf die ältesten Zeiten, auf die Ahnen).

---

*) Warum hat Augustus nichts Ernsthaftes gegen Britannier u. Parther unternommen? — wegen der durch den Krieg bewirkten Gegenauslese.

Die Römeroden

FAVETE LINGUIS

Mit vollem Recht nennt sich Horaz einen Priester der Musen, wie es der alte Orpheus und Musaios waren, die ihre sittlich-schönen Lehren in ein poetisch-musikalisches Gewand kleideten und die Herzen bildeten, indem sie in ihnen die Idee des Schönen und Guten entzündeten. Horaz singt aber nur einer auserwählten Schar, der jungen Generation, nicht dem durch die Sünde des Bürgerkriegs befleckten Geschlecht. Dieses schließt er aus von seinen Mysterien, die wie die eleusinischen die Herzen mit neuen, reineren Bildern erfüllen sollen. Mit andachtsvollem Schweigen sollen seine dichterischen Lebenslehren aufgenommen werden. Favete linguis! ruft der Musenpriester in der ersten Strophe den Jungfrauen und Jünglingen zu; Lieder, wie sie bisher noch nie vernommen sind, will er singen. So weist die Eingangsstrophe nicht auf ein Einzellied hin, sondern wird zum Eingang für einen Zyklus von Liedern, die als ein zusammengehöriges Ganzes empfunden werden sollen. Dieses fordert sowohl die Gleichartigkeit des Versmaßes wie die Einheit der Stimmung, die Beziehungen auf Augustus als den Träger der nationalen Tugenden und die Gleichheit des Zieles, nämlich der sittlichen Wiedergeburt des römischen Volkes. Ein antikes Ebenbild von Fichtes Reden an die deutsche Nation, predigen die wuchtigen ersten sechs Oden dieses Buches, jede ein selbständiges

Gedicht, nacheinander diejenigen Tugenden, durch die Rom groß und mächtig geworden war, die durch die Stürme der Bürgerkriege aus Rom verscheucht waren und die jetzt (das bedeuteten auch die Worte: virtus — clementia — iustitia — pietas auf dem in der Curia Julia zu Ehren des Kaisers aufgestellten goldenen Ehrenschild) unter des Kaisers Augustus weiser Regierung wieder zurückkehren sollen: Genügsamkeit, Mannhaftigkeit, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Selbstverleugnung und Gottesfurcht. Alle sechs Oden stimmen darin überein, daß sie, wenn auch in der verschiedensten Weise, einer und derselben Empfindung Ausdruck geben: es muß notwendig eine sittliche Besserung in der Rückkehr zu der Väter Sitte eintreten, wenn anders das Römertum bestehen soll. Möglich, daß Horaz diese sechs Gedichte nicht von vornherein zusammen gedacht, zusammen empfunden und zusammen komponiert hat, bei der Herausgabe aber hat er sie zusammengesucht und zusammengestellt und hat, um den Odenzyklus als geistig und ästhetisch zusammengehörig zu bezeichnen, die Eingangsstrophe der ersten und die Schlußstrophe der letzten Römerode zugefügt. Diese Römeroden, sagt ebenso treffend wie geistvoll Theoder Plüß, sind eine Reihe tragischer Chorlieder, welche eine der bedeutungsvollen Handlungen auf der Weltbühne begleiten. Sie gehören zusammen, wie die Chorlieder einer und derselben Tragödie zusammengehören: derselbe Chor singt sie, dieselbe Handlung in ihren verschiedenen Akten ruft sie hervor, dieselbe Grundstimmung des Stückes gibt ihnen Form und Ton. Wie die Chorlieder des tragischen Dramas den Kampf des Helden wider Welt und Schicksal begleiten und die Empfindungen der Mitfurcht und des Mitverlangens, der Mitfreude und des Mitleides wechselnd zum schönen Ausdruck bringen, so begleiten die Römeroden jenen Kampf des römischen Volkes, worin es nach den Bürgerkriegen und den Zeiten der Aufklärung und der Überkultur unter dem Fluch alter Geschlechtsschuld um ein neues, befriedigendes Dasein kämpft. Aber diese Oden sind auch etwas Neues, nie Vernommenes, indem sie der eigentümliche Ausdruck eigentümlicher Empfindungen einer bedeutungsvollen Zeit sind.

Wer diesen Zyklus mit seinen farbenreichen Bildern des Lebens und Strebens in sich aufgenommen hat, der ist eingedrungen in das Ringen und Wirken des Römergeistes beim Übergange von der Republik zur Monarchie, der hat den Geist dieser merk- und denkwürdigen Epoche der Entwicklung des Menschengeschlechts treu und wahrhaft begriffen; denn mehr und mehr ringt sich die Erkenntnis durch, daß Horaz das Fühlen und Denken der Gesamtheit seiner Zeit zum Ausdruck gebracht hat.

Den Aufstieg zu den Römeroden bildet II 15.

Die Voraussetzung aller Tugenden ist die Genügsamkeit (III 1), aus dieser ergibt sich die Mannhaftigkeit (III 2); diese Mannhaftigkeit muß aber ergänzt werden durch Gerechtigkeit (III 3) u. Gesittung (Besonnenheit) (III 4). III 5 entwirft das Idealbild eines Römers (Ehre) (Vaterlandsliebe bis zur Selbstverleugnung), III 6 beschließt den Odenzyklus mit einem Appell zur Gottesfurcht.

Vgl. „Probleme der augusteischen Erneuerung" S. 72.

„Wie sucht Hor(az in der Römerode) das Reformwerk des Augustus zu unterstützen?"

III. 1. Odi profanum vulgus et arceo

An das ganze Volk.

Die 1. Ode will die Einfachheit des bäuerlichen Lebens (d. h. der alten römischen Bauern) wieder herbeiführen.

Genügsamkeit.

DESIDERANTEM QUOD SATIS EST . . .

Also Hor ist gläubig, fast Monotheist!

Die erste der Römeroden beginnt mit einer herrlichen Schilderung der göttlichen Allmacht: Gefürchtet gebieten die Könige über der Untertanen Scharen, über die Könige selbst gebietet der höchste Gott. Alles steht unter seiner gesetzmäßigen, allmächtigen Regierung; vor ihm gibt es keine Ausnahme, vor ihm ist alles gleich. Hienieden in der Welt des Scheins, da erhebt sich zwar der eine gebrechliche Sterbliche über den andern, da sind des Lebens Güter, Ehre, Talent und Charakter, ungleich unter der Menschen flücht'gem Geschlecht verteilt, da trennt eine weite Kluft den Vornehmen und den Niedrigen. Aber dem Höchsten ist alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber hoch und reich. Ein Wink der Augenbrauen des Gigantensiegers, und die Großen vergehen vor dem Glanze seiner Herrlichkeit.

> Rauch ist alles ird'sche Wesen;
> Wie des Dampfes Säule weht,
> Schwinden alle Erdengrößen,
> Nur die Götter bleiben stät.
>
> (Schiller.)

Wer aber gar durch Frevel seine Machtstellung oder seinen Reichtum erworben hat, der kommt nicht zu ihrem Genusse, den quälen Gewissensbisse, der fühlt das Damoklesschwert über seinem Haupte schweben, der sieht die Gespenster der Gewissenspein über seine Mauern klettern, wird wie das

Wild in scheuer Angst aus seinem Schlupfwinkel aufgeschreckt und kann den Schreckensbildern nicht entfliehen; mitten in all seiner Herrlichkeit ist er unglücklicher als der ärmste Mann, der sein Haupt auf das Ruhekissen seines guten Gewissens zu friedlichem Schlummer hinlegen kann. Denn nur der ist wahrhaft glücklich, den seine Genügsamkeit und Zufriedenheit unabhängig von den Launen des Schicksals machen.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz.

Wessen Herz an dem Besitze äußerer Güter hängt, der quält um seine Güter sich ab in ewiger, sorgender Angst, die sich an seine Fersen heftet, wohin er ihr auch entfliehen will. Steigt er zu Schiffe, sie ist bei ihm, springt er auf ein jagendes Roß, hinter ihm sitzen die Gespenster der blassen Sorge auf.

Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her,

sagt Schiller und an anderer Stelle:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Wer also wahres Glück erlangen will, verzichte auf das Sinnenglück; wer einer von den wenigen Glücklichen auf der Welt unermeßnem Rücken sein will, lobe es sich niedrig zu stehen, sich verbergend in seiner Schwäche:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.

So lösen die großen Dichter den Streit des Lebens. Hier stehen Schiller und Horaz und reichen sich verständnisvoll die Hand. Das Schöne und Wahre ist nicht draußen in Marmorhallen, im Purpurgewand, im gaumenkitzelnden Genusse, — da sucht er das Tor! In der idyllischen Ruhe deines trauten Heims, da lebe dir selbst, da genieße deinen Seelenfrieden. Das Glück ist nur in dir, du bringst es ewig hervor.

Thema: Was bietet die Ode III 1 für die Lebensauffassung u. für die Weltauffassung des Horaz?

Im deutschen Volke wird heute der Geist der Wehrhaftigkeit bewußt gepflegt. daß der Geist von „Cannae" und nicht wirkt, haben wir am besten in den Nachkriegsjahren an dem Verhalten der Völker uns gegenüber gesehen; der „Geist von Potsdam" ist es, den wir brauchen.

III. 2. Angustam amjce pauperiem pati

An Heer u. Beamtenschaft.

Die 2. Ode wendet sich mit ganz besonderer Betonung an die Jugend.

Mannhaftigkeit.

(Wehrhaftigkeit)

VIRTUS RECLUDENS IMMERITIS MORI CAELUM

„Mir ekelt vor dem jetzigen Säkulum, wenn ich von den jungen Römern der Samniter-, Pyrrhus- und Punierkriege lese. Damals lernte die Jugend, sobald sie kriegsfähig geworden, unter Mühen praktisch den Lagerdienst; sie fand ihre Lust an schönen Waffen und kriegstüchtigen Rossen, nicht bei Weibern und Gelagen. Solchen Männern, die eine solche Jugend hinter sich hatten, war die Arbeit nichts Ungewohntes, kein Feld zu rauh, kein Berg zu steil, kein gewappneter Feind ein Gegenstand des Schreckens, — die Manneskraft hatte alles sich untertänig gemacht! Bürger stritten mit Bürgern um den Preis der Mannhaftigkeit. Und jetzt? Seitdem das Geld Ehre, Ansehen und Macht gibt, ist der Mannessinn allmählich stumpf geworden. Üppigkeit, Egoismus, Aufgeblasenheit ist in die Jugend gedrungen, Feiglinge haben den Bundesgenossen geraubt, was jene Helden den besiegten Feinden übriggelassen hatten. Männer sind zu Weibern geworden, Weiber stellen ihre Keuschheit zum Verkauf, Länder und Meere werden nach Leckerbissen durchsucht. Hat die Jugend ihr väterliches Vermögen verpraßt, so vermag sie die gewohnten Genüsse nicht mehr zu entbehren und sucht die Mittel zur Befriedigung der Sinnenlust, wo und wie sie dieselben finden kann." So Sallust in der markigen Einleitung zu seiner meisterhaften Darstellung der catilinarischen Verschwörung. Aus ähnlichen Empfindungen heraus hat Horaz diese Ode gedichtet. Die jeunesse dorée

kannte damals nur den einen Lebenszweck, mit Anstand Geld auszugeben, das, was der Vater zusammengescharrt hatte, in galanten Abenteuern und im Jeu zu vertun. Dieser an Körper und Geist verweichlichten und vergifteten Jugend hält Horaz, um sie für hohe Mannestugend zu begeistern, das durch den Hauch der Dichtkunst verklärte, aus der Bewunderung einer großen Vergangenheit geflossene Bild eines echten Manneslebens vor und geht damit Hand in Hand mit dem Kaiser, der, um die Jugend aus ihrem moralischen und physischen Sumpf emporzuheben, eine Jugendwehr geschaffen hatte.

Der Römer soll von Jugend auf — so schließt diese Ode sich eng an die erste an — freudig die knappe Armut zu ertragen lernen, soll durch harten Kriegsdienst sich stählen, in Not und Gefahren eines Kriegerlebens unter freiem Himmel zu einem Helden heranwachsen, der die Feinde zu Paaren treibt, der die feindlichen Mütter und Bräute auf den Mauern der belagerten Stadt für ihre Söhne und Verlobten zittern macht. Fällt er aber in der Schlacht, so stirbt er den Ehrentod und erntet Heldenruhm, wo der Feigling, der sich dem Kampf entzieht, Verachtung erntet, ohne etwas zu gewinnen; denn der Tod verfolgt und packt auch ihn.

Aus einem Heldenjüngling so zum echten Mann geworden, kennt er nicht das niedrige Buhlen um die Gunst des gemeinen Haufens, die aura popularis, beweglich wie die Luft, die nicht nach Verdienst die Ehren, sondern nach Laune austeilt. Um diese Gunst zu verkaufen, müßte er eben seiner Mannheit sich entkleiden, dem süßen Pöbel schmeicheln, vor den Großen kriechen. Lieber erfährt er eine Zurückweisung bei der Wahl; das entehrt (sordida) ihn nicht; schmutzig ist es, ein Amt mit unsauberen Mitteln zu erlangen. Und alles Schmutzige ist seiner Tugend fern (nescia). In dieser Zeichnung des Mannesideals folgt Horaz der stoischen Tugendlehre, folgt nun auch weiter ihrer Seelenlehre, die Cicero so gibt: der Tod ist gewissermaßen eine Wanderung und Veränderung des Lebens, die bei den edlen Männern und Frauen in den Himmel führt, bei den andern (das sind die Horazischen coetus vulgares) an der Erde (humi) zurückgehalten wird.

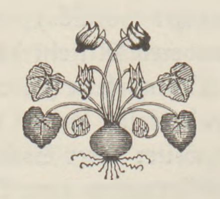
Daß solch ein Held des Todes Raub nicht werde,
Führt Tugend ihn zum Himmel, macht ihm Bahn
Wo keiner ging, indes des Pöbels Wahn
Die Seelen hält im dunst'gen Kreis der Erde.

(Übers. frei nach Günther.)

Aber nicht Tapferkeit und Selbstbewußtsein machen schon die Mannhaftigkeit aus, es müssen mit ihnen die Treue gegen Götter und Menschen und die Ehrfurcht vor allem Heiligen verbunden sein. Die dem Menschen ins Herz geschriebenen Gesetze sollen ihm die Wege des Lebens weisen, er soll sie nicht in verbrecherischer Vermessenheit ertöten, sie nicht sophistisch wegphilosophieren. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; was der Mensch säet, das wird er ernten. Der Böse wird Böses ernten, wird der Strafe, wenn sie eine Zeitlang auch zu zaudern scheint (pede claudo), nicht entgehen. Drum Pfui über den Sünder, keine Gemeinschaft mit mit ihm!

Wahrhaft herzerhebend ist die Lektüre dieser Ode mit ihrem Idealbilde eines Mannes von echtem Schrot und Korn: Anspruchslosigkeit und Todesverachtung, innere Unabhängigkeit und ideales Streben, endlich Ehrfurcht vor dem Heiligen: diese Worte, sagt Meichelt, umfassen alles, was dem römischen Manne wahren Wert verleiht, was ihn befähigt, ein fester Pfeiler des Staatsgebäudes zu werden. Auch dem deutschen Jüngling seien sie ins Album und ins Herz geschrieben!

Thema: Übersetzung der 2. Römerode und Interpretation unter besonderer Berücksichtigung der Wehrerziehung.



III. 3. Iustum et tenacem propositi virum

Gerechtigkeit.

SED BELLICOSIS FATA QUIRITIBUS
HAC LEGE DICO

Die in voriger Ode gerühmte Tugend verleiht dem Mann die wahre Größe. Aber der Mann soll nicht nur für sich allein groß sein, er soll es auch als ein Glied des Ganzen, des Gemeinwesens sein. Deshalb muß, soll das Zusammenleben der Menschen, soll das Staatswesen gedeihen, der Mannhaftigkeit die Gerechtigkeit sich zugesellen, die nicht nach links, nicht nach rechts blickt. Wenn nämlich die Mannhaftigkeit der Gerechtigkeit bar ist und nicht für das Gemeinwohl, sondern für Sonderinteressen ficht, kann sie schädlich wirken. Horaz hatte das Tun und Treiben vieler gewaltiger Männer gesehen, die propositi tenaces, aber nicht iusti waren, die nicht gefragt hatten: Was ist recht? sondern: Was nützt mir und meinem Ehrgeiz? Was verschafft mir Gewinn und Macht? Sie hatten den römischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht. So gibt denn auch Cicero, gleich erfahren in der Philosophie wie im Staatswesen, in dem Wettstreit der Pflichten der Gerechtigkeit die Palme, weil ohne diese erste der praktischen Tugenden die Existenz der menschlichen Gesellschaft undenkbar ist. Wenn also die Mannhaftigkeit, um zu segensreicher Tätigkeit geführt zu werden, der Gerechtigkeit bedarf, so bedarf umgekehrt die Gerechtigkeit zu ihrer Betätigung der Charakterfestigkeit, die mit unentwegter Kraft, mit unerschütterlicher Ruhe wie ein rocher de bronce im tobenden Meere dasteht. Einen solchen Mann, man denke an Sokrates, an Coriolan,

Macht nicht des Pöbels blinde Wut erzittern,

ein solcher Mann, man denke an Tell,

Erbebet nimmer vor Tyrannenwut.

Selbst wenn das Weltall krachend bricht, stirbt er, doch er banget nicht.

Ein Vertreter der mannhaften Gerechtigkeit ist Augustus. Ihm geht das allgemeine Wohl über sein eignes, über seine Sonderinteressen. Er vereint die Parteien zu segensvoller Wirksamkeit durch das Band der Gerechtigkeit. Entzweie und gebiete, welch trauriges Wort! Wir wollen unsere Helden gut und einfältig, sie sollen Freunde der Wahrheit sein, ohne Tücke, das gehört zum innersten Wesen der Gerechtigkeit, sagt Cicero. Der Himmel ist ihr Lohn. Die Helden, die sich die Gerechtigkeit zur Richtschnur ihres Handelns machten, sind zu den Göttern erhoben worden, so Pollux und Herkules, so Bacchus, und so wird auch der Kaiser, der das römische Volk mit sicherer Hand und gerechtem Sinne leitet, den der Name Augustus schon über das Irdische erhob, verklärten Leibes im olympischen Saal Nektar schlürfen, den Trank der Unsterblichkeit. Und nachdem wir einmal Zutritt zum Olymp bekommen haben, verweilen wir in dem Rate der Götter. Dabei entrückt uns der Dichter den menschlichen Formen von Raum und Zeit. Von der Apotheose des jüngsten Römerhelden führt er uns über Jahrhunderte hinweg zurück zu der Götterversammlung, in der Romulus-Quirinus, der Gründer des Römertums, der typisch geworden ist für das spätere Heidentum seines Volkes, in die Zahl der seligen Götter aufgenommen wurde. Horaz läßt die Feindin des Troertums, die Götterkönigin, sprechen. Lautlose Stille begleitet ihre gewaltigen Worte:

Der Krieg, den unser Zwist so lang gedehnet,
Ist aus, ich habe meinen zorn'gen Sinn
Mit Mars und seinem Enkel ausgesöhnet,
Den ihm gebar die Troerpriesterin.
Ich will es dulden, daß er in die helle
Behausung trete, daß bei unserm Mahl
Er Nektar schlürfe und sich beigeselle
Zu unsrer Götter ewig sel'ger Zahl.

(Übers. v. Bürger.)

Aber eine Bedingung: Der Zusammenhang mit dem Troertum sei aufgehoben! Alle trojanischen Liebäugeleien seien aus dem Römertum verbannt! Ist es denn ein Stolz, ist es denn eines Römers wert, von diesem meineidigen Geschlecht den Ursprung abzuleiten? Troja, die Stadt der Ungerechtigkeit und Charakterlosigkeit bleibe vernichtete! Ein abermaliger Aufbau Trojas hat abermaligen Sturz im Gefolge. In diese Bedingung für den Bestand des Reiches flicht Horaz noch eine andere hinein. Sein Herz drängt ihn, auch hier sein ceterum censeo hineinzuschleudern, der Goldgier als dem Grundübel der Zeit zu fluchen und die Römer von dieser Pest zu retten.

> Mit edlem Stolze sei das Gold verachtet,
> Das spurlos in der Erde besser ruht,
> Als wenn der freche Übermut
> Zum eignen Vorteil es zu zwingen trachtet.
>
> (Übers. v. Günther.)

Wozu wird ein solcher Nachdruck auf den dauernden Untergang Trojas gelegt? Der Biograph Caesars berichtet uns von seinen Plänen, Troja wiederaufzubauen und die Residenz dorthin zu verlegen, um mit den Traditionen der Republik zu brechen. Auch Antonius hatte daran gedacht. Er hatte schon die Reiche der Kleopatra erweitert zurückgegeben und wollte aus Armenien und Syrien für seine Bastarde Dependenzstaaten machen, sich selbst das eigentliche römische Ostreich vorbehalten und Ilion zu dessen Hauptstadt machen. Nun mutmaßte man — aber wohl mit Unrecht — von Octavian dasselbe. Hatte er nicht Vergil veranlaßt, seine Abstammung von Aeneas zu besingen? Hatte er nicht die trojanischen Spiele eingeführt, in denen die zu einer Jugendwehr organisierten Söhne der Adligen unter der Führung des jungen Thronfolgers ihre Reiterkünste zeigten, wie dereinst die trojanischen Jünglinge unter Julus, dem Sohne des Aeneas? Und fingen nicht die bei Hofe verkehrenden Familien an, ihre trojanische Abkunft geltend zu machen in Nachäffung der fürstlichen Familie? Der Schimmer, der den Enkel des Anchises und der Venus umfloß, sollte auch auf die Familien

überfließen, die in der Sonne der neuen Hofgunst leuchten wollten. Damit hätte aber Augustus sich an der Gerechtigkeit vergriffen, hätte zugunsten seiner Sonderinteressen das Band zerrissen, das ihn mit dem Volke verknüpfte. So erhob denn unser Dichter seine Stimme gegen das Schwelgen in den trojanischen Erinnerungen, gegen den ardor civium prava iubentium, d. h. derer, die das Projekt, Rom zu verlegen, guthießen. Und er tat es in der damals beliebten Form des Symbols. Die Geschichtsbetrachtung war in augusteischem Zeitalter stark von der moralisierenden Tendenz beherrscht. Die Geschichte war das große Arsenal, aus dem die Gegenwart sich die Beispiele für alles holte, was sie lehren wollte. Die Ereignisse der Vergangenheit wurden zu Gleichnissen der Gegenwart, die Moral kleidete sich ins Gewand des Symbols. So hat denselben Plan in ebendemselben Jahre in ebenderselben Verhüllung Livius bekämpft durch eine Rede des Diktators Camillus und ebenso selbst Vergil, der offizielle Sänger der trojanischen Abstammung; er spricht durch die Götterkönigin das Verlangen aus,

> Daß man den Namen der Lateiner ehre,
> Daß sie nicht Troer oder Teukrer heißen
> Und ihre Sprache nicht, noch Kleidung wechseln.
> Nur Latium! Nur Könige aus Alba!
> Und Rom sei groß durch röm'sche Tapferkeit!
> Und wie schon Troja selber hingesunken,
> So sei ihr Name auch auf ewig hin.

Wie Horaz dem Kaiser nie eine eximierte Stellung außerhalb des Zusammenhanges der Entwicklung der römischen Geschichte zugesteht, wie er in ihm immer nur den ersten Diener des göttlichen Willens und Geschickes sieht, den leuchtenden Zielpunkt in der großen Reihe der Römerhelden, so auch hier. Troja soll nicht wieder aufleben. Wie könnte denn das meineidige, ungerechte Troertum das Römertum adeln? Wurde doch Mark Anton, der famosus hospes, dem Römertum abtrünnig, als er, verführt von der mulier peregrina, der Ausländerin, betört durch die Reize dieser gefährlichen adultera, der Habsucht, Sittenverderbnis und Treulosigkeit anheimfiel.

Von dem dunkeln Hintergrunde dieser orientalischen Laster heben sich hell ab die Genügsamkeit, Gerechtigkeit und Charakterfestigkeit, die, ebenso wie sie Rom groß gemacht haben, auch in dem neuen Reich des Augustus die Tugenden des Römertums bilden sollen. Aber dazu ist es nötig, daß Rom nicht verlegt werde. Rom ist in Rom oder es ist nirgend. Diesen seinen politischen Überzeugungen und patriotischen Gefühlen hat Horaz dichterischen Ausdruck verliehen. Mit welcher Kraft, mit welcher Kunst! Entrückt den beengenden und beängstigenden Fesseln von Raum und Zeit, frei von dem Zwange der Gegenwart und ihrer Verhältnisse, schwebt er im Reiche der Idee, im göttlichen Olymp, belehrt, warnt, erhebt und ergötzt in Bildern und Gleichnissen, ein echter Dichter, ein Lehrer seines Volkes. Die realen Verhältnisse zu verklären, sie ihrer endlichen Hülle zu entkleiden, die Idee des Schönen und Guten herauszuschälen, selbst spröden Stoff poetisch zu formen — es ist dem Meister herrlich gelungen, der dies Gedicht erfunden und gestaltet. Und nachdem er begeistert und unerschrocken, ein gerechter, charakterfester Dichter, für die Würde und das Wohl seines Volkes eingetreten, da nimmt er wieder bescheiden seinen Platz unter den Dichtern leichterer Weisen; da entschuldigt er sich ob seiner Kühnheit, seines poetischen Schwunges, der ihn fortgerissen, da bittet er um Vergebung dafür, daß er so hohe Stoffe durch sein geringes Talent erniedrige. Aber die letzte Strophe ist nicht nur aus seinem anspruchslosen, liebenswürdigen Sinne geflossen, der sich in allen seinen Liedern so freundlich bekundet, sie ist auch gedichtet im Hinblick auf den Zorn des Machthabers. War er doch vielleicht seinen Plänen, sicher aber seinen unrömischen, trojanischen Liebäugeleien mutig entgegengetreten. Nur ein so liebenswürdiger, kluger Sinn durfte es ungestraft wagen.

Wie recht hatte Horaz mit seiner Warnung! Wie schnell trat für das römische Reich nach der Verlegung des Kaisersitzes nach Ilion, dann nach Byzanz x) der Untergang ein! bedeutungsvoll ist an dieser Ode die Mahnung an den Kaiser selbst!

x) durch Kaiser Konstantin

III. 4. Descende caelo

Besonnenheit

VIS CONSILI EXPERS MOLE RUIT SUA
VIM TEMPERATAM DI QUOQUE PROVEHUNT
IN MAIUS

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Als Repräsentanten dieser sinnlos waltenden Kräfte schuf die Phantasie der Alten die Titanen, die wilden Söhne der Erde. Die Reliefs des Pergameneraltars, auf deren Besitz Deutschland stolz sein kann, zeigen uns diese Unholde im Kampfe mit den Göttern des Lichts, die alle rohen Kräfte hassen. Die großartigen Reliefs dieses Weltwunders, sei es, daß der Dichter sie aus eigner Anschauung oder nur aus Beschreibung gekannt hat, haben ihm wohl vor seinen geistigen Augen gestanden, als er die Verse niederschrieb:

Ha! Welch ein Schrecken war's! Sie kam zu stürmen,
Die trotz'ge Jünglingsschar, des Himmels Thron
Und mit gewalt'gen Armen aufzutürmen
Auf des Olympus Haupt den Pelion.

Nichts aber konnte Mimas' Kraft erreichen
Und des Porphyrion drohende Gestalt,
Und Rhötus und Enceladus, der Eichen
Entwurzelt, und Typhoeus' Allgewalt,

Da Pallas mit der Ägis grausem Tone
Entgegenstand und hohen Mutes voll
Hier Gott Vulkan, hier Juno, die Matrone,
Und Pataras und Delos' Fürst, Apoll.

(Übers. nach Bürger.)

Diesem, dem Ferntreffer, wird dann noch eine besonders schöne Strophe gewidmet, die ihn unseren Sinnen ganz besonders einprägen soll:

Es ruht des Gottes schwirrende Sehne nicht,
Bis all die Frevler fällte das Strafgericht;
Dann labet er die Glieder, wo frisch und hell
Zum Bade lädt Kastaliens reiner Quell.

(Übers. v. Meichelt.)

Warum diese Götter- und Riesenkämpfe gerade an jenem Altar? Warum ihre Erwähnung, ihre poetische Ausmalung in unserem Gedichte? Die Alten erblickten in dem Auflehnen der Titanen und Giganten gegen die Olympischen das Streiten der brutalen Gewalt und wüsten Stärke gegen die Kräfte der Weisheit und des Verstandes. Kraft ohne Weisheit aber wird zuschanden vor maßvoller Kraft und milder Weisheit. Darum liebten es kluge Herrscher, an öffentlichen Denkmälern diese Kämpfe und Siege der olympischen Götter durch Künstlerhand darstellen zu lassen. In unserer Römerode bedeutet die Titanomachie den Kampf der Caesarmörder, der Furie des Bürgerkrieges im Bunde mit orientalischer Sittenverderbnis gegen die maßvolle Kraft des starken Einigers und Wiederherstellers von Ordnung, Zucht und Sitte, des erhabenen Augustus. Jene Gewalten gingen — das war eine Notwendigkeit — zugrunde; denn

Kraft ohne Weisheit muß sich selbst erdrücken.
Wer aber weise mäßigt seine Kraft,
Den wird der Götter Segen reich beglücken.
Verflucht die Kraft, die nur das Böse schafft!

(Übers. v. Ed. Bürger.)

So war es denn eine gleiche Notwendigkeit, daß Augustus obsiegte mit seiner Einsicht und Milde (lene consilium), mit seiner durch Selbstbeherrschung gezügelten Kraft. Diese Fürstentugenden sind eine Gabe der holden Musen, d. h. eine Errungenschaft tiefer Bildung und edler Freude an literarischem Genusse. Darum tritt Apollo, der Musenführer, so in den Vordergrund, der Gott des Lichtes, der Gott der neuen Ordnung, der seit kurzem auf dem Palatin thront in einem

neuen Tempel mit der Statue des Apollo Citharödus, des Musischen, von Skopas' Hand. Es ist also der Gott der Kultur und des Friedens, der nun über Rom herrscht. Der Musendienst, der sich an die Verehrung Apollos anschließt, soll Weisheit, Bildung und die harmonische Mischung von Maß und Kraft im römischen Volk verbreiten. Darum ruft der begeisterte und entzückte Dichter die Muse Kalliope vom Himmel, zu dem sie sich im vorigen Liede verstiegen hatte, herunter zu einem langen Liede, zu einem episch-lyrischen Gesange, begleitet von der sanften Musik der apollinischen Leier. Und um den entfesselten Busen des Dichters spielt „der holde Wahnsinn" und entrückt ihn in musische Märchengefilde.

Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab;
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.
(Shakespeare.)

Die musische Welt ist des Dichters Heim, und er triumphiert in allen Gefahren, von den Musen als Lehrer milder Weisheit geliebt und geschätzt. Und nun denkt Horaz an die Zeit seiner Kindheit, wo er noch im wilden Waldrevier Apuliens weilte, und schwelgt in der Erinnerung an die schönen Landschaftsbilder seiner Heimat mit ihren ragenden Felsen, waldreichen Schluchten und fruchtbaren Fluren, die sich seiner Phantasie dauernd eingeprägt. In diesen wilden Wäldern hatte er als Kind gespielt, und nichts hatte ihm ein Leid angetan, denn die Musen hatten über ihm gewacht, Tauben hatten ihn mit einer Hülle von jungem Laub zugedeckt, so daß er sicher vor den Bissen der Schlangen und dem Zahne wilder Tiere schlummerte. Wie Horaz nämlich, um sich als Dichter zu kennzeichnen, nach dem Muster von Anakreon, Alkaios und Archilochos in der Schlacht seinen Schild verloren haben mußte, so läßt er aus demselben Grunde sich von Tauben mit Laub zudecken, weil man dies sich von Stesichorus und Pindar erzählte. Und daß es das Laub des dem Apollo heiligen Lorbeerbaumes und der

der Venus heiligen Myrte ist, deutet seine Berufung zum erotischen Lyriker an. Der Schutz der Musen hatte ihn geleitet, wo er auch weilte, in Tibur, Bajä oder Präneste; ihre schützende Hand hatte ihn selbst auf der Flucht aus der verlorenen Schlacht und auf den rasenden Meereswogen sicher geleitet, ihn vor dem Tod durch den Unglücksbaum bewahrt, überall waren die Musen waltend und schirmend um ihn gewesen. So sind sie waltend und schirmend um jeden, der sie verehrt, der, ihnen ergeben, maßvolle Kraft und milde Weisheit liebt, so um Augustus, der sein Wirken in ihren Dienst gestellt hat, der nur so lange mit zorniger Faust und grausamer Strenge vorging, als es nötig war, um die Geister des Umsturzes und der Gewalttätigkeit niederzuwerfen, der dann zu vergessen und seinen Gegnern, so auch Horaz, zu verzeihen verstand, der jetzt sich dem Musendienst in demütiger Unterordnung unter die Göttermacht widmet, der seinen im Kampfe ermüdeten Geist durch die Lieder der Dichter erquickt, der nach seiner Rückkehr aus blutigen Kriegen sich an den friedlichen Versen Vergils von den Segnungen der Arbeit in Feld und Flur erfreut. Und indem Horaz den Musendienst des Augustus in schwungvollen Versen feiert, geht er Hand in Hand mit ihm in dem Wirken für Kultur und Gesittung, der Sänger mit dem Herrscher auf der Menschheit Höhen wandelnd.

Schon früher ist darauf hingewiesen, daß Horaz nicht an eine plan- und ordnungslose Vielgötterei glaubt, daß ihm Jupiter allein der Herr ist, der Himmel und Erde in der Fülle göttlicher Kraft mit starker Hand regiert, daß die übrigen Götter Horaz nur dichterische Personifikationen sind, die des allmächtigen Gottes Wirken nach einer bestimmten Richtung hin anschaulich machen. Auch in unserer Ode hebt Horaz diesen seinen Glauben mit besonderem Nachdruck hervor, sagt vom höchsten Gott:

> Er, dessen Allmacht über das feste Land,
> Über das Meer, die Städte, die Unterwelt,
> Der Götter und der Menschen Scharen
> Herrschet allein mit gerechtem Zepter.
>
> (Übers. v. Scheffler.)

Die Musen repräsentieren in unserer Ode die ordnungschaffende, bildungfördernde Kraft des höchsten Gottes. Ihr Walten schildert unsere Ode in zwei Teilen. Zuerst wird ihr positives Wirken gesungen, wird gezeigt, wie sie ihre Jünger schützend umschweben und sicher geleiten. Dann wird negativ gezeigt, daß alles unmusische, d. h. rohgewaltsame, maßlose Treiben und Wesen zugrunde geht, daß die sinnlos wütenden Mächte der Finsternis rettungslos der Verdammnis verfallen. Das Leitmotiv dieser in pindarischem Geiste gedichteten schwungvollen Ode, das immer wieder durchklingt, ist die kraftvolle Sentenz des Musenpriesters:

Vis consili expers mole ruit sua.



III. 5. Caelo tonantem credidimus
Iovem regnare

Selbstverleugnung.

HOC CAVERAT MENS PROVIDA REGULI

Wieder steigt der Musenpriester, wie in der dritten der Römeroden, in die Rüstkammer der Geschichte und holt sich hier aus der großen sagenhaft ausgesponnenen Epoche der Punierkriege eine Heldengestalt hervor, um sie den Römern, namentlich der jungen Generation, denn ihr gelten ja in erster Linie diese Lieder, tief in die Seele zu prägen. An dem Bilde des Regulus, das er mit aller Sorgfalt eines nach bewußten Zwecken arbeitenden Künstlers bis ins kleinste Detail ausgearbeitet hat, sollen die jugendlichen Herzen sich erwärmen, sich aufraffen zu schöner Heldengröße nach dem Muster der alten, mit Abscheu sich abwenden von dem unpatriotischen Verhalten, wie es — kaum glaublich! — in den Partherkriegen sich als möglich gezeigt hat. Wahrlich, es war an der Zeit, einen Appell an die patriotische Entrüstung zu richten: die Jugend fing an, sich dem Legionsdienste zu entziehen. zehntausend Römer, untreu der altrömischen Parole: „Sieg oder Tod!" hatten sich bei Carrhä von den Parthern gefangen nehmen lassen, hatten, um ihr Leben zu retten, ihr Römertum preisgegeben, die Schande dem Tode vorgezogen. Aus jedem Worte der herrlichen Ode tönen uns edle Entrüstung und patriotischer Eifer eines Dichters entgegen, der begeistert ist für die Geschichte und die Mission seines Volkes:

Noch donnert Jupiter, der Römergott, im Himmel; als sein Stellvertreter auf Erden wird Augustus gelten, wenn er seine von Caesar ererbte Aufgabe erfüllt, und — wieder erklingt dies Monitum — die Schmach von Carrhä gerächt

hat. Weh! Wie haben sich die Sitten gewandelt! Rom steht in voller Macht da, und doch haben Römer in schimpflicher Gefangenschaft sich mit den Barbaren vermischt, römischer Sitte und römischen Wesens vergessend. Auf welchen Präzedenzfall kann sich so schmachvolles Unterfangen berufen? Und so eid- und pflichtvergessene Römer sollen wir aus ihrer selbstgewählten Gefangenschaft erlösen? Sie loskaufen unter Schmach und Buße? Nimmermehr! Was tat der gefangene Regulus? Lassen wir die Erinnerung an seine Aufopferungsfreudigkeit und Selbstverleugnung in unseren Herzen lebendig werden: er sollte, aus der Gefangenschaft nach Rom geschickt, für einen Austausch der Gefangenen wirken, er durfte, wenn er dies durchgesetzt, zu Hause bleiben, im Vaterlande, bei der teuern Gattin, den süßen Kindern. Was hinderte ihn? Seine Seelengröße und Vaterlandsliebe. Was tat er also? Er kam in den Senat und stimmte nicht für, sondern gegen die Lösung seiner selbst und seiner Mitgefangenen. Und wie er das getan, das kann kein Geschichtschreiber, kein Redner lebendiger in Worte kleiden, als es der Dichter unserer Römerode getan hat. Mitleidslos müssen die Gefangenen ihrem Schicksal überlassen werden. Mit diesem Ausruf wirft Regulus jede nachgiebige Schlaffheit, jedes unpatriotische Mitleid mit einem Schlage zu Boden! Er schildert den Eindruck, den er im Feindeslande gewonnen: Tiefste Friedensruhe in Karthago, als ob es keinen Feind mehr gäbe, römische Waffen römischen Kriegern ohne Schwertstreich vom Leibe gerissen, als Siegestrophäen an punischen Tempeln, Römerhände auf dem Rücken zusammengeschnürt! Krieger, die diese Schmach geduldet, werden nie zu neuer Mannhaftigkeit erwachen. Sie lösen, heißt das Geld wegwerfen. Der Mut, einmal entschwunden, zieht nie wieder in die feigen Seelen ein.

Ja, wenn der Hirsch, der sich dem Garn entwunden,
Sich keck wird gegen seine Feinde wehren,
Dann wird zum andern Male mutig schlagen
Den Punier der, der feig sich ihm ergeben,
Der an den Armen Riemen hat getragen
Und vor dem Tode fühlte Angst und Beben

Nicht wissend, wie das Leben zu verdienen,
Dankt er's der Schlacht nicht, lieber feigem Frieden.
O Schande! O Karthago, die Ruinen
Italiens haben deinen Ruhm entschieden!

So steht der trauernde Held plastisch vor uns: düster, verbittert, größer als sein Schicksal. Unerschütterlich hält er an dem, was er als Sühne für notwendig erkannt hat, fest, ein „trefflicher Verbannter“, unerschütterlich auch in dem letzten und schwierigsten Kampfe, dem Kampfe mit der Liebe zu Weib und Kind. Als er dann mit „einem vordem noch niemals gegebenen Rate“ dem Senate den für Rom einzig möglichen Weg gewiesen hat, da atmet er auf, da erheitert sich seine düstre Miene, und mit dem Frieden des Bewußtseins erfüllter Pflicht schreitet er durch die ehrfurchtsvoll platzmachenden Freunde, um, getreu seinem Worte, in die Ketten zurückzukehren, um die Schmach des römischen Namens abzuwaschen durch sein Blut. So ruhig und friedlich wandelt er dahin, als ob er nach Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten zu süßer Erholung auf einem lieblich gelegenen Landgute fortginge. Mit dem versöhnenden Bilde des Mannes, dem im freudigen Bewußtsein erfüllter Pflicht das schwerste Schicksal als eine leichte Last erscheint, schließt dieses großartige Denkmal schönster patriotischer Gesinnung.

So handelt ein Römer, wie er sein soll!

Die Verhandlungen und Vorschläge zur Lösung der römischen Gefangenen im Partherland hatten die Seele des Dichters erregt und dies Gedicht von echtem Patriotismus veranlaßt; das Gefühl der Empörung, das die ersten Strophen durchströmt, kam zur Ruhe bei der Darstellung des Helden, der ein Beispiel gegeben für alle Zeiten dafür, daß ein echter Römer lieber stirbt, als daß er um seines Lebens willen durch Vertrag mit dem Feinde die Ehre seiner Nation verletzt.

So gehet denn hin, ihr deutschen Jünglinge, und tuet desgleichen! Denn

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.



III. 6. Delicta maiorum immeritus lues

An das ganze Volk.

Gottesfurcht.

(Sittenlosigkeit u. Unglaube.)

DIS TE MINOREM QUOD GERIS, IMPERAS

Das ist das Tragische, daß späte Geschlechter noch für die Sünden der vergangenen büßen müssen. Das weiß schon die mosaische Urkunde, die den starken, eifrigen Gott die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied der Nachkommenschaft heimsuchen läßt, das ist vertraut der griechischen Tragödie und ist heute ein unbestrittener Satz der Pathologie, der auf dem Gebiete der modernen Literatur in Zola und Ibsen energische Vertreter hat. Die Sünde vererbt sich wie die Tüchtigkeit, jene vermöge ihrer größeren Macht in höherem Grade. So sind denn die folgenden Generationen in gewisser Beziehung unschuldig an ihrer Schuld — ein Prinzip, das heute manche Ärzte auf die Spitze treiben — unschuldig erst recht an der Schuld der Väter, und doch, soll die moralische Abwärtsbewegung nicht lawinenartig anschwellen, soll ihr ein Hemmschuh entgegengestellt werden, soll nicht durch Gleichgültigkeit und Fortschreiten auf dem lasterhaften Wege die Strafe verdient und das Übel fortgepflanzt werden, so muß die junge Generation zur Einkehr und Umkehr kommen, muß dahin streben, das gutzumachen, was das vorige Geschlecht verschuldet hat. In ihrer Hand liegt die Zukunft des Staates. Daher wendet sich der Dichter an sie. Tuet Buße! Stellt den Kultus der Religion wieder her, beuget euch demütig unter die göttliche Allmacht, und es wird besser werden.

Die Übel, die Rom getroffen haben, sind die Strafe der Götter für die Gottlosigkeit. Seinen stolzen Heeren haben sie Niederlagen bereitet, Barbarenhorden haben es gewagt, ihm mit Vernichtung zu drohen, und beinahe wäre es ihnen gelungen, ihre Drohungen an dem durch Bruderzwist geschwächten Reiche zu erfüllen.

Schmach und Schande, daß die Enkel derer,

> Die einst gefärbt das Meer mit Punierblut,
> Die Pyrrhus und Antiochus den Großen
> Zermalmt und Hannibals ergrimmten Mut,
> (Übers. v. Ed. Bürger.)

sich vor dacischen Bogenschützen und äthiopischen Ruderknechten fürchten. Und das alles ist eine unausbleibliche Folge der Religionslosigkeit. Löst sich das Volk von der Religion, so löst es sich auch bald von seinen anderen idealen Gütern und versinkt in Demoralisation. Zumal für die Frau fallen mit den Schranken des Glaubens leicht alle Schranken, und ihre Parole heißt dann „sich ausleben". Das eheliche und häusliche Leben ist dann vergiftet, die Jugenderziehung verseucht.

> Und diese Quelle war's, woraus das Wehe
> Aufs Volk und Vaterland in Strömen kam,

sagt Horaz und entwirft nun ein Bild von der römischen Zuchtlosigkeit seiner Tage, wie es nur ein Meister der Beobachtung und des Konterfeis zu entwerfen imstande ist. Ein Realist, schildert er die Dinge, wie sie sind, ohne etwas zu idealisieren oder zu verschweigen; er will die Tatsachen zum festen Substrat für seine Reformpläne machen. Der Realismus hat in der Kunst seine Berechtigung, wenn er durch die Darstellung des Häßlichen bessern will, wenn er die Sünde nicht durch lockende Darstellung interessant machen, sondern sie geißeln will. Um das Böse in seiner Wirklichkeit, in seiner abstoßenden Gestalt bloßzustellen, um es ins Herz zu treffen, sind die Schilderungen unserer Ode grell und sollen es sein. Jung-Rom soll vor seinem Spiegelbild erschrecken und umkehren: Schon als Kinder werden die Mädchen auf die Künste der Koketterie und üppige Tänze abgerichtet. Als Produkt dieser Erziehung sinnt sie im Übergangsalter

vom Kinde zur Jungfrau nichts als Unkeuschheit. Eine Heirat nach der Mode wird geschlossen, ohne Liebe, konventionell. Jeder der Gatten geht den eigenen Freuden nach. Die Frau treibt, um mit ihrem Leibe Geld zu verdienen, Ehebruch mit voller Billigung, ja auf Geheiß ihres Mannes und verkauft sich, wenig wählerisch, selbst einem Hausierer und Schiffskapitän. Dieser vorurteilslose Schurke von Gemahl, die ausgeputzte Dame des Hauses, die edlen Gäste des Gastmahls, die dem Gastgeber seine Unkosten und seine Schande brav bezahlen müssen — man meint des tief empörten Dichters Ächzen zu hören über die bodenlose Schamlosigkeit dieses Gesindels. Und solchen Verbindungen soll die Generation entsprießen, die das sinkende Reich durch die Kraft ihrer Tugend halten soll? Spott und Hohn! Wie anders einst! Die Jugend, die einem Pyrrhus Bewunderung abnötigte, die einen Antiochus, einen Hannibal zu Boden zwang, das war die Jugend, die in Sitteneinfalt in den italischen Gebirgen heranwuchs und nach verrichteten Heldentaten in ihre bescheidene Armut zurückkehrte, dem kargen Boden die Nahrung abrang in kindlichem Gehorsam gegen die Eltern:

Die Krieger waren jugendstark,
Entstammt gesundem Bauernmark,
Die harte Arbeit man gelehrt
Und, wie der Sohn die Mutter ehrt.

Denn nach des Tages Müh' und Schweiß
Trug spät er noch auf ihr Geheiß,
Wenn längst dem Stier man gönnte Rast,
Gehaunen Holzes schwere Last.

(Übers. v. Meichelt.)

Ein köstliches Idyll inmitten der erschütternden Tragödie unserer Ode. Und wie der Dichter sich mit der Schilderung des tiefen, den Arbeitsmüden labenden Abendfrieden hineingeträumt hat in die gute alte Zeit, da überkommt ihn ein Grauen vor dem Volke seiner Tage. Er schrickt auf. Mit schrillem Mißklang springen die Saiten seiner auf das Lob des Vaterlandes gestimmten Leier, jäh bricht er ab. Wozu mahnen und raten, wo doch die Stimme wie die eines

Predigers in der Wüste verhallt! Keine Hoffnung! Jeder Tag nagt an dem vergifteten Marke der Generationen. Unaufhaltsam geht es abwärts. Zornige Verzweiflung über das ganze Elend ungesühnter Schuld führt dem Dichter die Feder bei der Schlußstrophe dieser Ode, die zugleich die Schlußstrophe des ganzen Römerodenzyklus ist. Die Entsittlichung von vier Generationen zusammenfassend, grollt er:

> Wie hat doch alles durch die Zeit verloren
> An Wert! Schon unsre Väter wurden schlecht;
> Wir sind noch schlimmer; und von uns geboren
> Entsproßt ein noch entarteter Geschlecht.
>
> (Übers. v. Ed. Bürger.)

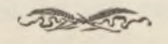
Den rasenden, unaufhaltsamen Verfall der Römerwelt von Stufe zu Stufe innerhalb der letzten Generationen, den völlig hoffnungslosen Ausblick in die Zukunft in drei Versen zu schildern, das ist ekstatische Kunst im Bunde mit der eigenartigen Wucht der lateinischen Sprache, die hier geradezu zerschmetternd wirkt. Ein gigantisches Gedicht, aus heiligem Zorn geboren. Mit einem gellenden Verzweiflungsschrei schließt der Dichter: Laßt alle Hoffnung fahren!

Der Schlußgedanke in Hor carm III 6 paßt wenig zu den Mahnungen in den Römeroden und entspricht damit nicht unserer Grundauffassung: Hor ist pessimistisch, kein [illegible], kein Kämpfer (vgl. die in Sall Cat. u. Cic Verr geschilderte Korruption). Und dagegen hat jetzt Ad. Hitler den Glauben an unser Volk wiedergegeben.

Schlußwort zu den Römeroden.

Besonders in diesem Odenzyklus, in dem der sonst so verskarge Horaz mit 336 Versen seinem bedrängten Herzen Luft macht, zeigt sich unsers Dichters Größe. Durch ihn hat Horaz sich einen würdigen Platz unter den edelsten Geistern aller Zeiten erworben, ein Liebling der Musen, deren Heiligtum er treu gehütet hat, kein Mietling, sondern ein würdiger Priester, ein Apostel edler Humanität, ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Mit diesen Oden und ihren erhabenen Lehren von Sinnenglück und Seelenfrieden, von Jünglingsehre im Leben und Sterben für das Vaterland, von Mannesart und heldenfester Entsagung, von Gerechtigkeit und Charakterfestigkeit, von Betätigung maßvoller Kraft und Selbstüberwindung, von edler Aufopferungsfreudigkeit, von Gottesfurcht und Keuschheit hat Horaz die hohe Mission erfüllt: ein Lehrer der Jugend zu sein, nicht nur der Jugend seines Volkes, nein, der Jugend überall da, wo es gilt, die heiligsten Güter der Nation und der ganzen Menschheit hochzuhalten und ihren Wert einzuschärfen mit den erhabenen Klängen der Poesie, die sich ihrer Aufgabe bewußt ist, die Menschheit aus dem Staube der Gemeinheit in das Reich der Ideale zu erheben, sie zu ermahnen, zu belehren, zu begeistern, daß sie ihrer Würde nicht vergesse, daß sie den Kampf des Lebens kämpfe mit hohem Mut und opferfreudigem Sinn. So auch unserer deutschen Jugend. Auch an dem Marke unseres Volkes nagt der Zahn der Decadence. Auch bei uns machen sich Luxus und Genußsucht breit, verdrängen immer mehr die gute, alte, gesunde Einfachheit, Zufriedenheit und Sparsamkeit, die, wie Posadowsky sagt, ein Zeichen innerer Selbstzucht ist, den Menschen unabhängig macht und seinen inneren Wert hebt. Unzufriedenheit und Habgier erheben ihr widerliches Haupt und treiben oft genug dazu, durch Verbrechen sich die Mittel zum luxuriösen Leben zu verschaffen.

Bilder ehelicher Verworfenheit, wie sie Horaz gezeichnet hat, sind auch heute keine Seltenheit. Tout est bien qui sert à faire bouillir le pot. Schamlos drängt sich überall der Schmutz in Wort und Bild hervor und vergiftet die Herzen der Jugend und ertötet in ihnen alles Gefühl der Scham und Ehrbarkeit. Geht das so weiter, so steuert unser Reich demselben Ausgang zu wie das römische. Soll doch ein französischer Reisender die Hoffnung heimgenommen haben, daß aus dieser Entsittlichung Deutschlands für Frankreich ein Tag der Rache erwachsen werde. Umkehr tut not. Periculum in mora Wann wird ein Horaz kommen unserm Lande, der ebenso eindringlich der deutschen Jugend die alte gute Sitte predigt? Da haben wir Sänger, die, blind gegenüber diesen Übeln, nur von Deutschlands Größe und Herrlichkeit singen, auf der anderen Seite Dichter (sit venia verbo!), wie A. O. Weber und Konsorten, die alles, was einem deutschen Jüngling heilig sein soll, herunterreißen, die mit Spott den begeifern, dem noch ein Gewissen schlägt. Gegen diese Schundliteratur muß noch energischer Front gemacht werden, soll die Fäulnis nicht weitergreifen, soll es nicht weiter mit uns bergab gehen. Aber nicht mit Erlassen und Gesetzen, mit den Beispielen muß gewirkt werden von oben herab, die führenden Klassen müssen zurückkehren zur altdeutschen Einfachheit und Gediegenheit, vielleicht haben wir dann noch die Kraft zur Umkehr und Erneuerung, ohne daß, was viele schon als alleiniges Heilmittel ansehen, ein großes Unglück, sei es ein schwerer Krieg, sei es eine Revolution, uns dazu zwingt. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Noch hat ein gut Teil des deutschen Volkes seinen gesunden Sinn, noch darf der Lehrer der Jugend hoffen, die Mehrzahl der Jünglinge und Mädchen für das Reine und Edle begeistern zu können, und wenn alle Gutgesinnten sich um das Panier deutscher Gesittung scharen, so werden noch Jahrhunderte mit Inbrunst singen können von deutschen Frauen und deutscher Treue!



III. 7. Quid fles, Asterie

Treue um Treue.

ADHUC INTEGER

In dem voraufgegangenen Römerodenzyklus haben wir gesehen, wie Horaz die höchsten Güter der Menschheit als Dichter zu lehren vermag. Nun ist über die großartigen Gemälde der Vorhang gefallen und andere, leichtere Bilder stellt uns der Dichter jetzt aus, namentlich Szenen des Liebeslebens in Leid und Lust. Nicht immer kann man Tragödien genießen, das Gemüt will sich auch an lieblichen Bildern erlaben. So wenden wir uns denn diesem freundlichen Liede von Liebe und Treue und teilnehmender Freundschaft zu.

Tröstend, ermutigend, warnend spricht der Dichter zu einem schönen Mädchen mit dem holden Namen Sternenmaid. Tränen trüben die hellen Augen, Tränen um den Geliebten, den das Toben brausender Winterstürme wider Willen in der Ferne festhält. Er weilt in dem Hause eines Gastfreundes, dessen Frau sich in ihn verliebt hat und mit allen Mitteln ihn zu verführen trachtet; sie sendet ihm einen verschlagenen Liebesboten und läßt ihm Geschichten erzählen, die ihn sündigen lehren sollen. Und er kann nicht von hinnen, denn die Stürme rasen auf dem Meere und verwehren die Schiffahrt. Wie Anteia, wie Hippolyte versucht die Buhlerin den keuschen Jüngling und droht ihm, falls er ihr nicht zu Willen ist, mit Verderben, wie jene treulosen Weiber zur Verleumdung griffen und den verdarben, gegen den sich verschmähte Liebe in Haß gewandelt hatte. Aber er steht fest in der Versuchung wie ein

Fels im Meer und verzehrt sich auf seinem kalten, einsamen Lager in Sehnsucht nach seinem geliebten Sterne. Aber noch von anderer Seite drohen dem Liebespaare Gefahren. Auch Asterie wird bestürmt. Mädel, sei auf deiner Hut! warnt der treue Eckart. Dein schöner Nachbar, der so süße Lieder vor deinem Fenster girrt, ist ein eleganter Courmacher, der einem Mädchen wohl gefährlich werden kann, ein flotter Reiter, ein kühner Schwimmer. Nimm dich in acht! Öffne nicht dein Fensterlein, wenn er dir ein Ständchen bringt! Verriegle beizeiten die Tür! Treue um Treue! Denk an den Geliebten in der Ferne, der sich in schlaflosen Nächten nach dir bangt, der dir im Frühling wiederkehren wird, mit Schätzen reich beladen. Der Gedanke an ihn stärke dich in jeder Versuchung.

Wir sehen also folgende Gruppe: ein Liebespaar, durch des Schicksals Ungunst lange getrennt, beide Liebende in Sehnsucht sich verzehrend. Auf jeder Seite eine böse Macht, die das Herzensbündnis in eigennütziger Absicht zu zerreißen strebt, zwischen ihnen der befreundete Dichter, bemüht, die Liebenden zu trösten und zu stützen. Wie leicht kommt die Liebe jugendlicher Herzen in Gefahr, wenn lange Trennung zwischen ihnen liegt und verführerische Kräfte ungestört spielen! Da ist ein erfahrener, treuer Freund ein Retter in der Not, der alles hinwegräumt, was sich zwischen die jungen Herzen stellt, um das Glück der Liebe zu stören.

Eine Fülle von Wohllaut liegt in diesem Liede, das ganz besonders stimmungsvoll genannt zu werden verdient.



III. 8. Martiis caelebs quid agam Kalendis

Eine Gedächtnisfeier.

HIC DIES ANNO REDEUNTE FESTUS

Wieder war Maecenas des Kaisers Stellvertreter. Als solcher zeigte er eine unermüdliche Energie, wie man sie dem weichlichen Lebemann kaum zugetraut hätte. Um so mehr freute sich der sorgenfreie Dichter, wenn er einmal dem sorgenbelasteten Staatsmann einige heitere Stunden bereiten, wenn er den ihm über alles teuren Freund wieder einmal bei sich haben konnte ohne den Zwang der Etikette, ohne Prunk und Pracht, so recht gemütlich bei einem Becher Wein und traulichem Gespräch. Heute blüht ihm die Freude, in seinem trauten Heim den Freund begrüßen zu dürfen, mit dem ihm das Herz aufgeht, den er am Busen hält, mit dem er genießt, mit dem er Gedanken austauscht über das, was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht.

Sein Freund und Gönner tritt, der Einladung folgend, ein und betrachtet das wunderliche Beginnen des kleinen, runden Musen- und Bacchuspriesters, wie er geschäftig um den aus Rasenstücken improvisierten Altar sich zu schaffen macht, wie er die Weihrauchpfanne schwingt und Blumen streut. Und das alles heute, am 1. März? Am Ehrentag der Geburtsgöttin? Am Matronenfeste? Das ist doch kein Fest für einsame Hagestolze? — Horaz lächelt seinen hohen Gast pfiffig an: Du furchtbar gescheiter Mann, der du die ganze Schulweisheit beider Sprachen intus hast, was mit mir heute los ist, weißt du doch nicht. Gerade darum, weil ganz besonders an einem solchen Familienfesttage dem Junggesellen öde zumute ist, habe ich mir den liebsten Freund

eingeladen. Und wie die Männer an diesem Tage ihre bessern Hälften beschenken, so habe ich dich, meine bessere Hälfte, meinen alter ego, zu mir gebeten, um dich — und bei diesen Worten überreicht ihm Horaz unser köstliches Gedichtlein — mit einem Geschenke, wie du es liebst, zu überraschen. Auch haben wir eine iusta causa bibendi. Gerade ein Jahr ist nämlich verstrichen seit dem vermaledeiten Baumsturz, der mir beinahe das Leben gekostet hätte. Heraus denn mit dem wohlverpichten Kork aus dem Halse dieses Kruges, der sich in Rauch satt getrunken hat seit dem Konsulat des Tullus! Hundert Becher sollst du leeren auf das Wohl deines geretteten Freundes! Die Lampen sollen bis zum hellen Morgen wachen; wir wollen uns einmal unser selbst erfreuen ohne den Lärm großer Feste! Aber sei mir auch recht fröhlich! Gib den Sorgen der hohen Politik den Laufpaß!

Laß fliehn den Ernst und nimm mit frohem Sinn
Die flücht'ge Gunst des Augenblickes hin.

Wir kennen Horaz als Meister in der Kunst, seinen einfachen Gaben durch persönliche Beziehung in feiner Weise einen gewissen Wert zu verleihen. — So datiert er hier Maecenas gegenüber den Krug aus dem Konsulatsjahr des Tullus, d. h. aus dem Jahre, in dem er das Sabinergütchen von seinem hohen Gönner geschenkt erhielt. Der Wein in diesem Kruge ist also der erste Jahrgang, den Horaz eigenhändig eingekeltert hat auf seinem kleinen Eigentum, das er dem verdankt, dem er den Wein kredenzt.

Der scherzhaft-feierliche Ton der Ode, die frohe Veranlassung des Festes, die Bestimmung des Gedichtes, das gemütliche tête-à-tête, die Liebe und Sorge um den geliebten Freund, die überall hervorbricht, alles dieses verleiht diesem Liede einen Zauber, der herzerfreuend wirkt.



Diese Ode ist in ihrem dreistufigen dramatischen Aufbau mit der feinen Ironie am meisten der Ode I 27 verwandt. Das Ganze ist ein typisches Stück Menschenleben. III 9 ist noch weit besser gelungen als I 27. – III 9 ist das meist übersetzte Gedicht der Weltliteratur (Immelmann).

Horaz verdankt seine Unsterblichkeit der Tatsache, daß er nicht nur ein bewundernswerter eingehender Künstler ist, sondern ein wirklicher Dichter, der aus innerer Notwendigkeit bewußt und unbewußt in seinen Werken sich selbst gestaltet. – Der Gehalt u. zwar der nationale Gehalt macht die Gedichte zu e. monumentum aere perennius.

III. 9. Donec gratus eram tibi

Ein Schmoll- und Versöhnungsduett.

QUID, SI PRISCA REDIT VENUS

Die Königin der Oden! Süßer als Ambrosia und Nektar nach Scaliger, der lieber Dichter solcher Oden als König von ganz Aragonien sein wollte. In kunstvoller Form eine Fülle des Liebeslebens!

Nach langer Trennung trifft Horaz unerwartet seine einstige Herzenskönigin, diese untreue, ausgescholtene, verketzerte, verhöhnte und — so heiß geliebte Lydia, die ihm so viel Leid bereitet, die ihn seliger gemacht, als der Perserkönig es je gewesen. Mag er Grund zu flammender Eifersucht gehabt haben, jetzt beherrscht ihn nur ein Gedanke: zurück zu ihr! Versöhnung! Aber wie das anfangen? Sie bitten, wieder gut zu sein? Unmöglich! Aber ihr sagen, daß die Zeit ihrer Liebe schön war, das darf er, ohne sich viel zu vergeben; so hebt er denn an:

> Als ich, noch geliebt von dir,
> Zärtlich an mein Herz dich drückte,
> Tauscht' ich, der allein Beglückte,
> Persiens Krone nicht dafür.
>
> (Übers. v. Günther.)

Diese warmen Worte der Sehnsucht nach Versöhnung machen Eindruck. Auch Lydia ist einer Versöhnung geneigt; aber schlau genug, ihm keinen Schritt weiter entgegenzukommen als er ihr, erwidert sie deshalb auch nur: o ja, es war recht schön:

Als an mir dein Herz nur hing,
Die blonde Chloë mir mußt' weichen,
War mit mir sich zu vergleichen,
Eine Göttin zu gering.

(Übers. nach Günther.)

Nun versucht er es mit der Eifersucht:

Jetzt hält Chloë mich umstrickt,
Lieblich singt sie, spielt die Zither,
Nimmer ist der Tod mir bitter,
Weiß ich sie durch ihn beglückt.

(Übers. nach Günther.)

Sie aber durchschaut die Spiegelfechterei mitsamt ihrem Zweck und zahlt ihm mit der gleichen Münze, nur reichlicher:

Calais entflammt mein Herz,
Liebe glüht aus seinem Blicke;
Gern, schont ihn des Todes Tücke,
Leid' ich zwiefach Todesschmerz!

(Übers. nach Günther.)

Die schnippische Abweisung hat ihren Zweck erfüllt. Es bleibt ihm nichts übrig, als die so lange mit Mühe zurückgehaltene Bitte, wieder gut zu sein, auszusprechen; zögernd und schüchtern tut er es:

Wie, wenn alter Liebe Glück
Nun vereinte, die sich fliehen?
Wenn ich Chloe ließe ziehen,
Die Verstoßne käm' zurück?

(Übers. v. Günther-Menge.)

Voll und innig, wenn auch mit übermütig neckischem Hiebe, sagt sie zu:

Wild wie Wellen scheinst du mir,
Leicht wie Kork. Dem Glanz der Sterne
Gleichet jener. — Doch wie gerne
Leb' ich, sterb' ich nur mit dir!

(Übers. v. Scheffler.)

Der Hauptreiz dieser Ode ist die dramatische Anlage in der Form eines Duetts und die einfache und dabei kunstvolle Gliederung in drei Strophenpaaren auf Vergangenheit,

Gegenwart und Zukunft bezüglich, von denen die zweite stets der ersten in Gedanken und sprachlicher Form genau entspricht, doch zugleich im Ausdruck sie überbietet.

Die ebenso anmutige wie schalkhafte Schilderung der Regungen zweier verliebter Herzen, verbunden mit köstlichem Wohllaut der Sprache und temperamentvoller Pikanterie machen das Gedicht zu einer Perle erotischer Lyrik.



III. 10. Extremum Tanain si biberes, Lyce

Ständchen.

INGRATAM VENERI PONE SUPERBIAM

Grimmige Kälte, sternklare Nacht. Ein wütender Nordwind durchtobt die menschenleeren Straßen Roms, durchheult die Säulenhallen der prächtigen Paläste, daß die Bäume der Innenhöfe ächzen und stöhnen. Vor der verschlossenen Tür eines solchen Prachtbaues steht der Dichter, singt, starrend vor Frost, seiner Angebeteten ein Werbelied und begehrt Einlaß. Alle Mittel werden aufgeboten. Sie aber, eine verheiratete Dame, ist unerbittlich. Hab Erbarmen! bittet der amoroso:

Wenn du wohntest in des Donstroms abgelegensten Gefilden
Als die Gattin eines Scythen, eines eifersücht'gen, wilden,
Und ich läg' an deiner Schwelle, Lyce, starr von Schnee und Eis:
Jammern würde meine Not dich, gäbst mich nicht dem Wetter preis.

Hörst du, wie die Türen knarren, von des Sturmes Faust gerüttelt?
Wie der Park, die Windsbraut grüßend, die entlaubten Wipfel schüttelt?
Hörst du, wie der Schnee, der ringsum Erd' und Baum und Strauch beschwert,
Bei dem wolkenlosen Himmel sich in lauter Eis verkehrt?

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Vergebens! Keine Spur von Mitleid regt sich in ihr. Da versucht er es mit Hohn: „Was zierst du dich? Du eine Tyrrhenerin und keusch? Das gibt es ja nicht! Auch will's die Venus nicht. Sieh dir deinen Herrn Gemahl an, er geht dir mit dem besten Beispiel voran. Es wird einmal

die Zeit kommen, wo es dir leid tut, mir gegenüber die Penelope gespielt zu haben.“ Wie auch das nicht verfängt, ruft der Arme: „Nun, dann laß ab von mir (parcas), höre auf, mich durch deine Koketterien zu reizen, grausame Schöne. Ich habe es satt, droht er schließlich, an deinem Triumphwagen zu ziehen, ich werde nicht mehr vor deiner Tür schmachten.

Und Lyce? Sie ist noch taub solchem Liebeswerben, rächt sich für die Untreue ihres Gatten nur dadurch, daß sie sich mit einem Hofstaat von Anbetern umgibt und mit diesen flirtet. Erhört wird aber keiner, auch Horaz nicht, der hierdurch gereizt, seiner verbitterten Stimmung in unserem nicht übermäßig zarten Ständchen Luft macht. Doch es sollte anders werden. Wir erfahren das aus einer später gedichteten Ode.

Ist das derselbe Horaz, der uns die letzte Römerode gedichtet hat? Jedes menschliche Herz ist den verschiedensten Stimmungen unterworfen, namentlich das des Dichters, das ganz besonders leicht in Schwingungen gerät. Die Gefühle, die in dem Augenblick sein Innerstes bewegen, in Verse auszuströmen, ist nun eben das Wesen des lyrischen Dichters. Goethe läßt in der Einleitung zu Wahrheit und Dichtung einen Freund an sich schreiben, daß in den einzelnen dichterischen Produktionen, die meistens von besonderen Veranlassungen hervorgebracht seien, gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Überzeugungen obwalteten, so daß man oft kaum glauben möchte, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien. Und wie Goethe, so ist es wohl jedem Lyriker, also auch Horaz gegangen. Vielleicht aber ist die Veranlassung zu diesem Gedicht der Wunsch des Dichters gewesen, damit der Kranz seiner erotischen Gedichte keine Lücke aufweise, auch ein *παρακλαυσίθυρον* einzureihen.



III. 11. Mercuri, nam te docilis magistro
Movit Amphion.

Ein kaltes Herz.

AUDIAT LYDE SCELUS ATQUE NOTAS
VIRGINUM POENAS

Horaz ist verliebt, sehr verliebt in eine frische, wilde, kleine Dirne, die wie ein junges, unbändiges Füllen herumspringt und vor jeder Berührung ausreißt, die nichts von Liebe wissen will, die so hart und grausam ist wie — ja, wie die Danaiden, so übertreibt Horaz in seinem Scherze, die es über sich gewannen, ihre treuen Gatten kalten Blutes abzuschlachten; so würdest auch du, Lyde, scherzt der Dichter, kalten Blutes mich töten, ja, du tötest mich schon mit deiner Hartherzigkeit, ich muß ja, wenn du mich nicht erhörst, vor Liebe umkommen. Aber nimm dich in acht, nimm dir ein Beispiel an jenen unnatürlichen Weibern, ich werde dir singen, wie es ihnen ging. Und nun schlägt der Dichter in seiner schalkhaften Art einen pathetischen Ton an, als ob es gelte, das Höchste, das Beste und Schönste in einem feierlichen Hymnus zu besingen: Du Meisterin im Gesange, wohlan, du Laute, die du, früher nur eine verachtete Schildkrötenschale, jetzt Menschen und Göttern eine Freundin bist, singe der grausamen Lyde ein Lied. Du hast Tiger und Wälder bezaubert, stürzende Waldbäche gehemmt, mit deinen Schmeicheltönen selbst den Cerberus gebändigt, du wirst auch meine Lyde bändigen. Meine? Sie ist es noch nicht, wird's aber werden, wenn sie hört, welch trostlose Strafe die Danaiden

für ihre fluchwürdige Grausamkeit getroffen hat, sie wird der einen Schwester nachahmen, „einer für ewige Zeiten rühmenswerten Jungfrau“, die ganz ihrem Geliebten gehörte, die in treuer Liebe ihr Leben hingab, um das seinige zu retten.

Das Gedicht ist viel getadelt worden, aber nur, weil man der komischen Ader unseres Dichters zu wenig Rechnung getragen hat.



III. 12. Miserarum est

Armes Mädchen!

TIBI QUALUM CYTHEREAE PUER ALES AUFERT

Eine Spielerei! Um zu beweisen, daß er in allen metrischen Sätteln gerecht ist, hat Horaz für dieses kleine Scherzgedicht die ionischen Weisen des Anakreon gewählt und will in Anlehnung an das Gedicht *ἔμε δείλαν, ἔμε παισᾶν κακοτάτων πεδέχοισαν* seines verehrten Ideals Alkaios es einmal mit ein paar Dutzend dieser seltsamen Takte probieren: 4 × 10 hat er zusammengebunden zu einem einzigen logischen und musikalischen Satze. Man lese sie ohne Pause, allegro, in langsamem Walzertakt, mit einem kräftigen Atemzuge, und die beabsichtigte komische Wirkung der ergötzlich-kläglichen Weise wird nicht ausbleiben.

Diese neckische Form birgt einen neckischen Inhalt. Ein Wandbild in Pompeji zeigt uns einen Eros, wie er der Leda den Wollkorb wegträgt. So stiehlt auch in unserm Liedlein der geflügelte Sohn der Venus der verliebten Neobule den Wollkorb. Sie soll arbeiten, aber ihre Ruh' ist hin, ihr Herz ist schwer, sie findet sie nimmer und nimmermehr; all ihr Sinnen wird beherrscht von Hebrus; seit sie ihn gesehen, ihn, der aus Lipara, der Glanzstadt, stammt, ist sie für alles andere wie geblendet, sieht ihn allein, wohin sie auch blickt; wie im wachen Traum schwebt sein Bild ihr vor, taucht aus tiefstem Dunkel heller nur empor, bald wie seine ölgesalbten Schultern auftauchen im Schwimmbad des Tiber, bald wie

er mit festem Schenkeldruck auf wildem Rosse dahinjagt; sie sieht ihn, die strotzenden Muskeln gespannt, im männlichen Wettkampfe auf dem Marsfeld, sieht ihn dem über das freie Feld gehetzten Hirsch den Wurfspieß antragen, den Keiler im filzigen Unterholz gewandt abfangen. Gern möchte sie hin zu ihm, gern möchte sie bei Spiel und Wein den Freuden der Liebe nachgehen, aber ein strenger Oheim hält sie — gottlob! — etwas kurz. Armes Mädchen! spottet in gutmütigem Scherze Horaz.

Benutzt ist ein Motiv der Sappho:

Ach, süße Mutter,
Ich kann nicht weben;
Vor Sehnsucht nach ihm
Meine Pulse erbeben.

Der Gedanke an ihn
Verscheucht mir die Ruh',
O grausame Venus,
Wie mächtig bist du!



III. 13. O fons Bandusiae

Quellenweihe.

FIES NOBILIUM TU QUOQUE FONTIUM

Ein kleines Gedicht, übergossen mit der ganzen Anmut des Dichters, verfaßt am 12. Oktober, am Vortage der fontanalia, des Quellenfestes. Eduard Bürgers schöne Nachbildung der Horazischen Ode in Form eines Sonetts mit einigen Änderungen (zumeist nach Menge) lautet:

O Quell Bandusia, wie Kristall so helle,
Du süßen Weins und duft'ger Blumen wert,
Für morgen ist ein Böcklein dir beschert;
Mit rotem Blut soll's färben deine Welle.

Umsonst zu Brunst und Kampf ihm Hörnchen schwellen,
Dem lust'gen Sprößling aus der Ziegenherd'! —
Des Hundssterns Hitze läßt dich unversehrt;
Die Lämmer nahen deiner Flut, der hellen;

Die Stiere kommen, Kühlung zu erreichen,
Wenn von dem schweren Pfluge sie ermatten.
Auch du wirst nun berühmt sein, denn besingen

Soll dich mein Lied, samt jenen hohen Eichen,
Die deine Felsengrotte überschatten,
Woher geschwätzig deine Wasser springen.

Bandusia nennt der Dichter die kristallreine Quelle, die geschwätzig schnell aus einer mit Eichen bestandenen Grotte hervormurmelt. Er steht zu ihr in einem religiösen Verhältnis, er verehrt und liebt sie, dankbar für die Kühle und die Labung, die sie seinem Vieh und ihm, dem Herrn, spendet;

dafür soll ihr ein niedliches Böckchen geopfert werden, das er mit Interesse beschreibt; es ist ihm nicht zu teuer für die geliebte, ihm heilige Quelle. Seiner Verehrung und Dankbarkeit will er durch dies anmutige Lied Ausdruck geben, das ihr Unsterblichkeit verleihen soll und wirklich verliehen hat. Diese naive Freude an der Quellenschönheit ohne Beimischung eines Gefühls von Sentimentalität ist echt antik.

Um den Unterschied zwischen antiker und moderner Dichtung hervorzuheben, stellt Hermann Meier neben das Horazische folgendes Gedicht Höltys:

Wie Bandusiens Quell, rausche der Enkelin
Deine Lispel, o Bach; tanze der Horchenden
Silberblickend vorüber;
Grünt, ihr Erlen des Ufers, ihr!

Dein Gemurmel, das leis über die Kiesel hüpft,
Euer zitterndes Laub, duftende Freundinnen,
Gießt ein lindes Erbeben
Durch die Saiten der Seele mir.

Hier, auf schwellendem Moos, horch' ich der Nachtigall,
Die hier liebender klagt, horche dem Schilfgeräusch
Und dem Plätschern des Aales,
Der im Schatten der Erle schwebt.

Und ein magischer Hain säuselt um mich empor,
Eine Hütte darin winkt mir, mit Wein umrankt,
Und ein freundliches Mädchen
Hüpft durch Blumen und lächelt mir.

Von des sinkenden Tags Golde gerötet, säumt
Hinter Rosen sie her, eilet und küßt mich sanft;
Fleucht und lächelt und birgt sich
Wieder hinter dem Rosenbusch.

Weil, ich fliege dir nach! Warum entflohest du?
Plötzlich lispelt der Strauch; Himmel! sie bebt hervor,
Und es schüttet der Strauch ihr
Einen Regen von Blüten nach.

Höltys Gedicht ist nicht der Ausdruck andächtiger Verehrung für die Wohltaten, die die Quelle bietet; im Vordergrunde steht seine Person, er reflektiert über den Eindruck,

den das leise Gemurmel der Quelle und das Zittern des Laubes ihrer Freundinnen, der Erlen des Ufers, auf ihn macht, fühlt, daß ein lindes Erbeben durch die Saiten seiner Seele zieht, und auf diese Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Horaz verhält sich künstlerisch objektiv, Hölty subjektiv, sein Liebesleben in der Natur ist ein sentimentales Idyll. Als recht charakteristisch für die Empfindungsweise des modernen Menschen verdient daneben noch Goethe-Werthers Brunnenschilderung, eine sentimentale Elegie, gestellt zu werden: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die ringsumher den Platz bedecken, die Kühle des Ortes, das hat alles" — so was Herzerfreuendes, würde der antike Dichter sagen — „so was Anzügliches, Schauerliches" (Nixen, Melusine, Kühleborn, Undine!), sagt der sentimentale Dichter. Man unterscheidet deutlich beim Vergleich und Genuß dieser drei Dichtungen das allgemeine menschliche Interesse, das Interesse des antiken und das des modernen Menschen und gewinnt durch Vergleichung dieser drei Gedichte die wichtigen der Ästhetik angehörigen Begriffe der naiven und der sentimentalen, sowie als Unterabteilung der letzteren, der elegischen und der idyllischen Naturauffassung. Eine interessante Parallele bietet auch der Vergleich des Horazischen Liedes mit Goethes „Fischer", um den Unterschied zwischen naiver und sentimentaler Empfindung begreifen zu lassen. Trotzdem hat Schiller recht, wenn er in seinem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung Horaz als den Dichter eines kultivierten und verdorbenen Weltalters, der die ruhige Glückseligkeit seines Tibur preist, den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennt und ihn in derselben für ein noch nicht übertroffenes Muster erklärt. Auffallend ist es, daß Schiller an dieser Stelle den empfindsamen Tibull vergißt, der mehr als

alle anderen römischen Dichter des Gegensatzes zwischen Natur und Kunst sich bewußt ist und die Freuden eines zurückgezogenen, ungestörten Naturgenusses gepriesen hat mit einer Innigkeit und Wahrheit, wie kein anderer vor ihm, und doch ist von einem „Mitfühlen", von einem „Versenken" in die Naturstimmung auch bei ihm keine Rede; plastische Gebilde treten uns vor Augen, nicht malerische wie bei den Modernen; vorzugsweise werden die sinnlichen Genüsse verherrlicht, die das Leben in einer reich gesegneten ländlichen Gegend bietet.

Als Rückert der Bandusia seinen Besuch abstattete, gab er seinem Erstaunen über die „dürftige Quelle hinten im Sabinerland" in folgenden Versen Ausdruck:

Im Horatius eine Stelle
Las ich, wo viel schöner stand
Alles, als ich hier es fand!

Wir, die wir unsern Horaz kennen, sind darüber nicht erstaunt; wir wissen, wie der Dichter auch in der Betrachtung eines geringen Stoffes eine Welt von Schönheit in sich aufgehen lassen konnte. Und wie er sie fühlte, so gab er sie. Da ist nichts Erkünsteltes, nichts Gemachtes. Sein Herz war voll von seinem Sabinum; gerade die schmucklose Einfachheit seines kleinen Landsitzes liebte er, aus dem Getöse und dem giftigem Brodem der Großstadt rettete er sich gern in sein idyllisches Dorado voll ländlicher Stille, wo alles und jedes, selbst das Kleinste für ihn Bedeutung hatte. Er studierte die Reize seines Sabinums wie ein Verliebter die Reize seiner Geliebten, für die andere nicht zu schwärmen verstehen, entdeckte, ein wahrer Künstler im Genusse der einfachen Wonnen seines Landaufenthaltes, immer Neues, was ihn entzückt. Und wir lieben ihn darum.

Wie die von Horaz verfaßten Gedichte unsterblich sein werden (cf. II 20 u. III 30), so auch die von ihm besungene Quelle.

Diese Ode gehört zu den Naturdichtungen wie I 4. I 7. I 9. I 11. I 17. III 18.

III. 14. Herculis ritu modo dictus

Heil dir im Siegerkranz!

HIC DIES VERE MIHI FESTUS

Welch ein Jubel in der deutschen Reichshauptstadt, als der alte Kaiser Wilhelm nach glorreichen Siegen über den Erbfeind seinen Einzug hielt! Mit welcher Sorge hatte man den geliebten Herrscher scheiden sehen! Der Lorbeer, der in dem gewaltigen Kriege zu gewinnen war, konnte viel Blut kosten, große Opfer heischen. Das stolze Heer erweckte Vertrauen, der gefährliche Feind, der überschätzte, Besorgnis. Und als nun alles so herrlich, so über alle Erwartungen glücklich geendet, da zog die treue Gattin diesem „einzigen Gemahl" jubelnd entgegen, da empfingen ihn festlich geschmückte Scharen von Kindern und Jungfrauen. Alles grüßte, jauchzte, segnete den Tag. Und dann, nachdem der festliche Teil der Feier beendet, machte sich die Freude auch in ausgelassener Weise Luft, bei festlichen Gelagen, bei Sang und Wein. Ähnlich lagen die Verhältnisse, die unseren Dichter zu diesem freudigen Einzugsliede anregten. Mehrere Jahre war der geliebte Herrscher fern im schönen Spanien gewesen, nicht zu Lust und Scherz, sondern um die immer wieder rebellierenden Feinde im äußersten Nordwesten endlich zur Ruhe zu bringen. Tückische Krankheit hatte ihn niedergeworfen; die bange Sorge um sein Leben hatte jede freudige Regung niedergedrückt. Düstere Trauer hatte das Volk ergriffen, als man ihn tot gesagt. Doch nun war er wieder da und hielt seinen Einzug in das um so freudiger jubelnde Rom.

O Volk, dein Kaiser kehrt im Siegesglanz,
Von Spaniens Küsten dir zurückgegeben,
Der, wie wir fürchteten, den Lorbeerkranz
Gleich Herkules erkauft mit seinem Leben!

(Übers. nach Günther.)

Eine große Empfangsfeier wurde beschlossen. Ihre besondere Weihe erhielt sie dadurch, daß Livia, die Gemahlin des Kaisers, und Octavia, seine Schwester, an der Spitze der Mütter und Bräute der heimkehrenden Sieger ihm feierlich entgegenzogen. Zu dem Festzuge gehörten auch Chöre von Jungfrauen und reiferen Knaben. Welche Hoffnungen erweckt, welche stolzen patriotischen Gefühle nährt solch ein Tag!

Und nachdem der öffentliche Teil der großen Feier sein Ende erreicht hatte, ging es bei festlichen Gelagen lustig, oft mehr als lustig zu. Wer hätte auch der Freude an solch einem Tage wehren wollen! Einen alten Krug herbei, ruft Horaz, aus des Aufruhrs Tagen, als die Sklavenbanden Italien, namentlich das Weinland Campanien ausplünderten! Der Zecher Spartacus wird wohl noch manchen unentdeckt gelassen haben. Auch die schöne Neära soll mit ihrer Zither kommen. Ziert sie sich und macht viele Umstände, na, dann eine andere. Nur keinen Lärm deshalb! Wir sind bereits in gesetzten Lebensjahren. Ja früher, so anno 23 unserer Jugendblüte, hätten wir uns das nicht gefallen lassen.

So gliedert sich das Erinnerungslied nach einer Eingangsstrophe in zwei Teile zu drei Strophen, die, die Feier des Festes nach seiner offiziellen und nach seiner intimen Seite hin skizzierend, in den allgemeinen Jubel mit einstimmen. An des Kaisers zwei Augen hing der Friede des Reiches, das noch so wenig gefestigt war, daß sein Tod — das wußte jeder Einsichtsvolle — ein erneutes Ringen um die Herrschaft veranlassen, den Hexensabbat des Bürgerkrieges von neuem hervorrufen würde. Daher die Freude des Dichters über die gesunde Rückkehr des Herrschers. Diesen Gefühlen seines Herzens hat er hier ungekünstelten und ungeschminkten Ausdruck verliehen und damit zugleich in schöner Form verewigt, was die Besten seiner Zeit gedacht und gefühlt.



III. 15. Uxor pauperis Ibyci

An eine alte Kokette.

NON, SI QUID PHOLOEN SATIS
ET TE, CHLORI, DECET

Ein widerliches Sittenbild, das heute in unseren Großstädten oft genug sein Konterfei findet: eine Mutter in Konkurrenz mit ihrer hübschen Tochter auf dem Liebesmarkt. Alle möglichen „Anstrengungen" macht sie, um Männer einzufangen, schmückt sich, mannstoll, sie, die Verblühte, mit den Purpurblüten der Rose, sucht bei den Gelagen ausgelassen zu sein wie die Jüngsten. Horaz weist zornig sie in die Schranken: Nicht Blumen und Zitherspiel paßt zu dir, an den Spinnrocken in deines Mannes Hause gehörst du hin; mit ihm erwirb dir dein Brot, das ist anständiger und nicht so garstig.

Der sittliche Ernst des Dichters, der bessern will, versöhnt uns mit dem häßlichen Bilde.



III. 16. Inclusam Danaen turris ahenea

Macht des Goldes.

CRESCENTEM SEQUITUR CURA PECUNIAM

Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles! Qui caret nummis, was hilft's, daß er fromm ist? Ja, das Gold regiert die Welt.

Diese Allmacht des Goldes wird in großem Stile besungen im ersten Teile unseres Gedichtes. Schon in dem Mythus von der Danae zeigte sich dem Dichter diese Macht ausgeprägt, gegen die kein Schloß, kein Riegel, kein Wächter etwas vermag. Der frommen, alten Zeit lag diese rationalistische Deutung fern; vielmehr ist es der Himmelsgott Zeus, der durch das finstere Gewölbe zu der Gefangenen dringt. Aber seit den Zeiten der Stoiker war es Mode geworden, die Mythen der Vorzeit allegorisch zu nehmen. Einer solchen Auslegung des goldenen Regens begegnen wir schon in einem allerdings vielleicht unechten Euripidesfragment, und so folgt Horaz in dieser Auffassung des Danaemärchens nur den malitiösen, aber naheliegenden Insinuationen zahlreicher Vorgänger. Der goldene Regen, der durch das Gewölbe dringt, was kann er anders bedeuten als die Kraft des blinkenden Metalls, dessen Glanz die Wächter und selbst die Jungfrau blendet? Ja, das Gold nimmt gern seinen Weg mitten durch die Reihen der Trabanten und durchbricht Felsenmauern mit noch gewaltigerer Kraft als der flammende Blitzstrahl. Und wie oft hat diese Macht des gleißenden Metalls sich als verderblich, unheilvoll erwiesen! Sage und Geschichte beweisen es. Dem Golde fiel Amphiaraus zum Opfer; seine Gemahlin Eriphyle, für ein goldenes Halsband zur Verräterin an ihm geworden, erlitt darum den Tod durch die Hand ihres Sohnes.

Mit Gold erkaufte sich Philipp von Macedonien den Vaterlandsverrat und ließ, getreu dem Orakel

Ἀργυρέαις λόγχαισι μάχου καὶ πάντα κρατήσεις

Kämpfe mit silbernen Lanzen, so wirst du alles besiegen,

seine goldbeladenen Esel über die höchsten Festungsmauern steigen. Und für Gold hatte vor kurzem den jüngern Pompejus sein Flottenführer verlassen. Aber nicht nur den verdirbt das Gold, der es sich durch Preisgabe seiner Ehre erkauft, sondern auch den, der es besitzt. Denn es ist nun einmal Menschenart, daß, wer viel hat, noch mehr will und im Banne dieses Verlangens nach mehr bald zum Götzendiener des Mammons herabsinkt. — Dies der allgemeine Teil; von hier ab wendet der Dichter die ausgeführten Gedanken auf seine eigenen Verhältnisse an: Mich vermag des Goldes Glanz nicht zu berücken, mein Sinn steht nicht darauf, mit Hilfe des Mammons eine große Rolle zu spielen. Denn je mehr man sich von den irdischen Gütern lossagt, fährt er dann mit Anwendung stoischer Lehren fort. desto reicheren Segen wird man von der Götter Huld erhalten, namentlich die Zufriedenheit. Und nun malt Horaz mit sichtbarer Liebe sein kleines Sorgenfrei, was es ihm versagt und was es ihm gibt. Von seinem mächtigen Freunde würde er mehr erhalten, er stellt dies Verlangen nicht. Die Not, die des Lebens Blüten abstreift, sie kennt er nicht. Und das genügt ihm. Bedürfnislos, entbehrt er nichts, lebt glücklicher wie der reichste Mann.

Ein schönes Glaubensbekenntnis gegenüber dem die Zeit beherrschenden Materialismus.

Der Dichter blickt kundigen Auges in die Vergangenheit, schaut um sich in die Gegenwart und findet König Mammon überall knechtisch verehrt; sein Gold gibt Ehre und Ansehen. Auch Glück? Nimmermehr! Denn wer in äußeren Gütern sein Glück sucht, wird nie beseligende Ruhe finden: hat er eine beneidete Stufe erreicht, so reizt ihn bald eine höhere, ihr wird er zustreben mit Hintansetzung alles dessen, was ihm heilig und teuer sein sollte, zu ihr wird er sich emporoder drängen, — bis er stürzt. Mit energischem Pinsel hat uns G. Rochegrosse dieses Drängen und Ringen der Menschheit

in seinem ergreifenden Gemälde la course au bonheur vor Augen gestellt: Eine bunte Menge jedweden Alters, jedweder Lebensstellung, Männer, Mädchen, Greise, Arbeiter, Herren in Frack und weißer Binde, alte Weiber, Damen in den vornehmsten Toiletten sehen wir in wildem Durcheinander dem sonnenbeschienenen Gipfel eines Berges zustürmen. Schon von fern strecken alle ihre Arme nach dem dort geglaubten Glücke aus. Die meisten werden schon auf dem Wege dorthin beiseite gestoßen, zu Boden geworfen, sinken ermüdet von dem heißen Ringen ohnmächtig nieder, werden zertreten, und über sie weg rast weiter die wilde Jagd nach dem Glück. Die wenigen, die oben ankommen, greifen mit krampfhaft ausgespannten Händen in ein — Nichts, um dann, von den Nachdrängenden gestoßen, in die bodenlose Tiefe zu stürzen. Ein ergreifendes Bild! Es spricht dieselbe kräftige Sprache wie unser Gedicht: bezähme den Trieb nach den Gütern der Erde, sei zufrieden mit dem, was du hast, und du wirst dich glücklich fühlen. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Warum spricht der Dichter von seinem Entsagen, seinem Verhältnis zu Maecenas, der auch zu entsagen wußte, der Ritter geblieben, trotzdem er mehr zu bedeuten hatte als alle Senatoren zusammengenommen? Den Anstoß dazu haben wohl Stimmen aus dem Publikum gegeben, die dem Verhältnis des Dichters zu dem Staatsmanne unlautere Gedanken unterlegten, ihm vorwarfen, daß er seine Freundschaft mit dem reichen und vielvermögenden Staatsmanne in unwürdiger Weise ausnütze. Diese Insinuationen veranlaßten unser poetisches Bild von der gewaltigen Macht des Goldes, die aber machtlos abprellt an einem zufriedenen und deshalb glücklichen Herzen.

So erhebt sich des Dichters Schöpfung, durch das Leben angeregt, über Zeit und Raum, bis sie in den Regionen schweben bleibt, zu denen wahrheitsuchende und schönheitdürstende Menschenkinder bewundernd emporschauen.



III. 17. Aeli vetusto nobilis ab Lamo

Anmeldung.

CRAS GENIUM MERO
CURABIS

Wer ist der alte Lamos? Ein König über Riesen und Menschenfresser von hervorragend gutem Appetit; genügte doch einem seiner hochgeborenen Nachkommen ein Gefährte des Dulders Odysseus geradeso zum Frühstück. Homer verlegt das Land dieser Kannibalen in das Reich der Mitternachtssonne, wo der eintreibende Hirt den austreibenden begrüßt und wo, wer nie schliefe, sich zwiefachen Lohn verdiente. Nach der römischen Version ist ihre Heimat die Gegend um Formiä, wo der Liris dem Meere zuschleicht. Ja, wer von so gutem Adel ist, daß er einen Lamos zum Urheber seines Geschlechtes hat, der darf schon pochen auf seine Abstammung. Und der späte Enkel, den Horaz so neckt, saß noch im Lande seiner Väter; eine Villa dort, ein Formianum, nannte er sein Eigen. In dieses alte Ahnenschloß will Horaz zu einer Feier einziehen, um süße Stunden dem Genius der edlen Familie der Lamier im allgemeinen und ihrem jüngsten Sproß insbesondere zu weihen, den der Freundschaft innige Bande mit unserem Dichter verknüpften. Aber das alte Haus mit seinen Ahnensälen konnte recht ungemütlich sein, wenn Sturm und Regen draußen tobten, und die alte Krähe, die Wetterprophetin, weissagt nichts Gutes. Darum schickt der Dichter ein poetisches Billet voraus und meldet sich an zum Geburtstage, damit der edle Freund, der bei dem bösen Wetter sich

keines Besuchs vermutet, für behagliche Wärme, einen Krug alten Weines und einen saftigen Spanferkelbraten sorge. Die Feier wird im engsten Kreise gewünscht, aber nach alter, guter Sitte wird das ganze Haus bis zum letzten Diener teilnehmen.

Ein anspruchsloses Liedchen, voll neckischer Laune, das im Zusammenhang mit I. 26 gewürdigt werden muß, dem es nach Umfang, Metrum, Ton und Anlage verwandt ist, ein scherzhaftes Geburtstagsgeschenk mit seiner drolligen Verleihung des neuausgesonnenen Stammbaums.

Der du vom alten Könige Lamus stammst, —
Denn weil laut sichrer Chronik die Lamia
    Von alters her bis zu der Enkel
        Spätem Geschlechte nach ihm benamst sind,

So stammst auch du vom Blute des Ahnherrn ab,
Der, wie man sagt, als mächtiger Fürst geherrscht
    In Formiäs Burg und, wo der Liris
        Leise versumpft an dem Strand Marikas: —

Täuscht nicht der alten Krähe Prophetenruf,
Tost morgen schon mit Regen und Sturm der Ost
    Und spült viel Seetang ans Gestade,
        Deckt dir den Boden des Hains mit Blättern.

Drum beizeiten sorge für trocknes Holz;
Denn morgen labst du froh deinen Genius
    Mit Wein und mit zweimonataltem
        Ferkel und feierst mit deinen Leuten.

(Übers. v. Menge.)



III. 18. Faune nympharum fugientum amator

Erntefest.

CUM TIBI NONAE REDEUNT DECEMBRES

Der Herbst ist da, die Ernte ist geborgen, des Landmanns Jahresarbeit ist getan: er feiert, mit ihm feiert das Vieh, das treu mit ihm gearbeitet. Tiefe Ruhe, stiller Frieden waltet über den Fluren. Noch spielt warmer Sonnenschein über den Feldern, noch sättigt sich die Herde auf der Weide. Aber schon streut der Wald sein Laub dem Faunus als Abschiedsgruß, dem Repräsentanten der Vegetationskraft, dem Nymphenjäger; denn er scheidet, um mit der neuen Vegetation im holden Lenz zurückzukehren. Wie man seine Wiederkehr am 13. Februar, so feierte man sein Scheiden am 5. Dezember.

Der Dichter fühlt das gnädige Walten des Faunus, er weiß, daß der Gott gern bei ihm weilt und ihn besonders beschützt und seine Herden segnet, feiert daher sein Scheiden mit einem Dankesfest und bittet ihn, vor seinem Abschiede noch einmal seine Fluren segnend zu durchwandeln. Ihm dampft der Altar von Düften, ihm ist ein Bock als Opfer gefallen, ihm fließt der Weihetrank, an dem sich heute alles gütlich tut, der Liebe nicht vergessend. Der Friede erstreckt sich sogar auf die wilden Tiere; unter dem Einfluß des Herdengottes haben sie ihre Räubernatur abgelegt. Ein lustiger Tanz der Bauern beschließt das Fest.

Ein antikes Herbst- und Erntedanklied; es liegt in ihm etwas von der Seele des Altertums verborgen. Milder Frieden, Lebensfreude, andächtige Stimmung verbreiten sich aus diesen Zeilen über das Gemüt des hingebungsvollen Lesers.



III. 19. Quantum distet ab Inacho Codrus

Wildes Zechen.

INSANIRE IUVAT

Das Gedicht ist in toller Zecherlaune verfaßt unter dem mächtigen Einflusse des Bacchus, aus weinberauschtem Kopfe herausgesprudelt. Unter den sogenannten anakreontischen Liedern haben wir einige von ähnlicher Stimmung.

Ἄφες με, τοὺς θεούς σοι,	O laßt mich, bei den Göttern,
πιεῖν, πιεῖν ἀμυστί·	Nur ganze Becher trinken,
θέλω, θέλω μανῆναι.	Jetzt will ich rasen, rasen.
Ἐμαίνετ᾽ Ἀλκμαίων τε	Es raste ja Alkmäon,
χὠ λευκόπους Ὀρέστης,	Mit nacktem Fuß Orestes,
τὰς μητέρας κτανόντες·	Die Mörder ihrer Mütter.
ἐγὼ δὲ μηδένα κτάς,	Ich mordete zwar niemand,
πιὼν δ᾽ ἐρυθρὸν οἶνον	Doch roten Wein jetzt schlürfend
θέλω, θέλω μανῆναι.	Will rasen ich, will rasen.
Ἐμαίνεθ᾽ Ἡρακλῆς πρὶν	Auch Herkules, er raste
δεινὴν κλονῶν φαρέτρην	Und schwang den wucht'gen Köcher
καὶ τόξον Ἰφίτειον.	Des Iphitos und Bogen.
Ἐμαίνετο πρὶν Αἴας	Auch Aias hat geraset
μετ᾽ ἀσπίδος κραδαίνων	Und schüttelte des Hektor
τὴν Ἕκτορος μάχαιραν.	Gewalt'gen Schild und Schlachtschwert.
Ἐγὼ δ᾽ ἔχων κύπελλον	Ich aber mit dem Becher
καὶ στέμμα τοῦτο χαίταις,	Und diesen Kranz im Haare
οὐ τόξον, οὐ μάχαιραν	Hab' Bogen nicht, noch Messer, —
θέλω, θέλω μανῆναι.	Doch will ich rasen, rasen.

Θέλω, θέλω μανῆναι! Das ist der tolle Lustruf eines berauschten Zechers, das Goethesche

Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Insanire iuvat! Fort mit dem langweiligen Kram, dem gelehrten Gespräch,

> Wie lange Kodrus nach dem Inachos
> Sich kühn fürs Vaterland dem Tode weihte,
> Wieviel entsprossen sind von Aiakos,
> Und wer gekämpft in Trojas heil'gem Streite.
>
> (Übers. v. Günther.)

Viel wichtiger ist die Frage, wie teuer ein Krug Chierwein ist, wer den Wein temperiert, in wessen Heim wir jubeln, und wie lange es noch dauern wird, bis ich endlich die sibirische Kälte los werde. Hallo! Lustig! Schenke vorerst drei Becher ungemischten Weines! Wem bring' ich wohl den ersten? Den ersten aufs Wohl des heutigen Tages, den zweiten auf eine vergnügte Nacht, den dritten auf unsere Gastgeber, auf das Wohl Seiner Hochwürden, des soeben in das Augurenkollegium kooptierten Herrn, Murena. Nun die richtige Mischung! Dreimal drei ist die Zahl der Musen. Noch drei Teile Wein das wäre zu viel, das mißfiele den Grazien. Ein begeisterter Musenpriester bin ich für dreimal drei. Musik dazu! Musik! Flöte, Leier und Schalmei! Rosen her! Und nun forsch ans Zechen! Hört der Nachbar den Skandal? Soll ihn hören, soll sich ärgern, daß er berste vor Neid, der alte Isegrim. Hören soll's auch die schöne Nachbarin. Was will denn der Alte mit der? Du, Telephus, schön wie der Abendstern, hast Glück in der Liebe, ich leider muß mich schier zu Tode schmachten.

Die ausgelassene Stimmung eines, der „des Gottes voll" geworden ist, mit seiner ganzen Rücksichtslosigkeit, seinen Gedankensprüngen ist ganz vorzüglich getroffen. Von dem Odi profanum vulgus bis zum Insanire iuvat, welch ein Sprung! Horaz tummelt sein Musenroß in allen Gangarten.



III. 20. Non vides, quanto moveas periclo

Eine Löwin.

GRANDE CERTAMEN

Ein neues on dit der chronique scandaleuse durchschwirrte die römische Gesellschaft und gab dem Dichter Stoff zu diesem Gedichte.

Zwei Nebenbuhler, ein weiblicher, symbolisch Leaena, „Löwin" genannt und mit einer solchen verglichen, und ein männlicher, *Πυρρός*, der Rotblonde, streiten um einen schönen Preis, den Besitz eines Jünglings, namens Nearch (*νέος ἀρχός*), schon jung ein Gebieter durch die Macht der Schönheit. Sein Bild stellt uns die schöne letzte Strophe plastisch vor Augen:

> Und linde Kühlung fächelt er dem Haupte,
> Von duft'gen Locken reich umwallt,
> Dem Jüngling gleich, den Zeus vom Ida raubte,
> Und Nireus' reizender Gestalt.
>
> (Übers. nach Günther.)

Dieser Jüngling ist der Löwin in ihrer Abwesenheit von Pyrrhos abspenstig gemacht worden, auf daß er ihm ein Ganymed sei. Nun naht sie wütend, „die Zähne wetzend". Pyrrhos rüstet seine Pfeile zur Verteidigung seines Raubes. Wird er den Kampf bestehen gegen die Angriffe des gereizten Weibes? Für die Zuschauer muß der Kampf äußerst belustigend sein: das leidenschaftliche Weib, der verblüffte Räuber, solch eines Kampfes höchst ungewohnt, dazu die völlige Gleichgültigkeit des eitlen Schönen, dem die Geschichte höchst

langweilig ist. Der Ausdruck, daß der Preisrichter, der zugleich der Kampfpreis ist, seinen nackten Fuß auf die Siegespalme gesetzt hat und seinen duftenden Backen Kühlung fächelt, ist die Bezeichnung der souveränsten Rücksichtslosigkeit. Dieser Kontrast zwischen der Leidenschaftlichkeit der beiden Verliebten und die Gleichgültigkeit des geliebten Knaben, um den sich die beiden reißen, bildet die Pointe des Gedichtes. Man vergleiche Stucks: „Der Kampf um das Weib.“

Das Gedicht, das die Ausmalung der angedeuteten Verhältnisse der angeregten Phantasie des Lesers überläßt, ist mit seiner komischen, Homer parodierenden Kampfszene, in der die geschilderten Personen in plastisch-greifbarer Klarheit hervortreten, ein drolliger Einschlag in dem Gewebe horazischer Poesie.

Die Freunde des Dichters, orientiert über die hier nur angedeuteten Intimitäten, werden sich bei der Lektüre dieser kleinen pikanten Schöpfung köstlich amüsiert haben.



III. 21. O nata mecum consule Manlio

Der Freudenkrug.

DESCENDE

Horaz steht andachtsvoll vor einem mächtigen, bemoosten Weinkruge, der genau so alt ist wie er selbst — seine Etikette besagt es — in Erwartung all des Schönen, das ihm und seinem Gast der Genuß des edlen, alten Weines erzeugen soll, und ladet freundlich winkend ein, sich herab zu bemühen von dem Standorte, wo er so lange geträumt hat. Er spricht mit dem Krug wie mit einem alten Vertrauten: Für einen besonderen Festtag aufbewahrt, steig jetzt herab, alter Freund! Denn ein solcher Tag — Heil ihm! — ist erschienen. Ein Bruder in Apoll, Messala Corvinus, ein feiner, vornehmer und gelehrter Herr, läßt meinem Hause die große Ehre seines Besuches widerfahren. Er ist, trotzdem er von Gelehrsamkeit „trieft", kein solcher „Unmensch", Massiker Auslese nicht gebührend schätzen zu können. Und leichten Kaufes soll er nicht davonkommen, der gelehrte Herr! Mußte doch selbst der strenge Cato an die Macht des Weines glauben. O, der Wein vermag schon etwas! Er bewirkt, daß denkträge Hirne witzige Einfälle bekommen; er übt auf harte und verschlossene Geister eine lösende Wirkung aus, daß sie zugänglicher werden; mit Hilfe des schelmischen Sorgenlösers beichten sie ihre sorgfältig versteckten Pläne und Sorgen, mit deren Geheimhaltung sie sich wunder wie weise vorkamen; im Weine belebt neue Hoffnung den Betrübten, dem Gedrückten schwillt der Kamm, er renommiert, kriegt Courage, zornige Königskronen, die

wilde Furie des Krieges imponiert ihm nicht mehr. Und alle diese Kräfte birgst du in dir, du alter Krug. Jetzt sollen dich öffnen die großen Freudenspender Bacchus und Venus; alles Rohe und Gemeine — dieser edlen Auffassung vom Trinken begegnen wir in allen Horazischen Gedichten — soll dem Feste ferne sein. Die holden Grazien sollen bannen bösen Klatsch, schmutzige Witze, Brüllen und Lärmen und Schlagen mit der Faust auf den Tisch.

Das ist der Monolog, den, durch den angemeldeten Besuch freudig erregt, der Dichter an den alten Weinkrug richtet. Es sind die Worte eines freudigen Zechers, der in die Poesie des Weines eingedrungen ist, der durch den Weingenuß begeistert, nicht trunken wird, aber auch eines frommen Zechers, der dem wirkungsreichen Gott des Weines seinen ehrfurchtsvollen Dank ausspricht. So nennt denn auch Weißenfels dieses Trinklied zugleich ein religiöses. So nur faßt man es richtig auf und lernt so zugleich die sympotische Poesie des Horaz im Lichte der weltfreudigen Religion des Altertums erblicken. Aus dieser Stimmung heraus nennt Horaz den Krug pius fromm. Pius nämlich bezeichnet den Gerechten, der jedem das Seine zukommen läßt. So wird auch der Weinkrug jedem das zukommen lassen, was er verdient, wessen er würdig ist; er birgt in sich Scherz und Laune, verrückte Liebe, Zank und Streit, lieblichen Schlummer und graues Elend. Alle diese Geister werden beschworen, wie der Hals geöffnet wird, und dann werden die Gaben verteilt je nach dem Charakter des Trinkenden.

Mirza Schaffy singt:

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines;
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Tor vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelszungen,
Und von Glut sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken.

Horaz stand dem Kreise des Messala, der mit Maecenas auf dem Gebiete der Literatur rivalisierte und zu dem auch der junge Tiberius, der spätere Kaiser, gehörte, ferner; um so mehr gibt er sich alle Mühe, dem seltenen, ehrenvollen Besuche etwas Gutes zu bieten, zumal Messala auch ein Weinkenner war. Legt doch Maecenas in seiner Beschreibung des Gastmahles, das er ihm, Vergil und Horaz gab, gerade Messala ein begeistertes Lob des Weines in den Mund mit den Worten: dieser Trank verklärt die Augen, er verschönt alles und gibt uns wieder das Glück der heiteren Jugend. Ein schönes Lob, doch wie mager gegenüber dem grandiosen hohen Lied auf den Wein, das Shakespeare singt! Hören wir, wie der köstliche dicke Ritter Fallstaff sein Lebenselixier preist: Der Wein steigt euch ins Gehirn, zerteilt da alle die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern. Er erleuchtet das Antlitz, welches wie ein Wachtfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft, und dann stellen sich alle die Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen, welches, durch dieses Gefolge groß und aufgeschwellt, jegliche Tat des Mutes verrichtet.



III. 22. Montium custos nemorumque virgo

Votivtafel.

TUA PINUS ESTO

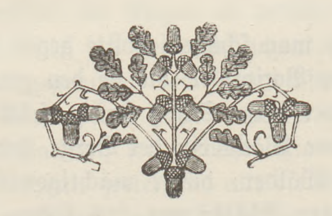
Bäume, die man schützen wollte gegen frevelhaften Unfug, erhielten eine Votivtafel, die sie den göttlichen Mächten zueignete und unter ihren Schutz stellte; solch ein Baum war heilig. Diana, der Wächterin der Berge und jungfräulichen Bewohnerin der Wälder, dieser mächtigen Göttin, die den Eintritt der jungen Weltbürger ins Leben schützt, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde mächtig ist, wie ihre Dreigestalt andeutet, ihr weiht der Dichter die Pinie, die das Dach seiner Villa überragt, und fügt nach guter, alter Sitte, wie es der Ritus vorschrieb, um das Interesse der Göttin zu fesseln, ein Gelübde hinzu, das ihn binden soll, jährlich die Wurzeln des Baumes mit dem Blute eines Frischlings zu netzen. Der zweistrophige Weihespruch ist bestimmt für eine Tafel, die am Baume befestigt wurde. So verfeinerte der fromme Dichter das prosaische haec pinus sacra esto Dianae zu einem poetischen Denkmale antiker Gottesverehrung.

Horaz war, wie viele denkende Männer seiner Zeit, überzeugter Monotheist. Öfters hat er diesen seinen Standpunkt in Oden von hohem dichterischem Schwunge voll idealer Begeisterung auf das deutlichste kundgetan. In Gedichten von idyllischem Charakter dagegen, wie in diesem, paßte er sich gern dem naiven Volksglauben an. Göttlich war dem antiken Menschen die ganze Natur, die ganze Welt, nicht bloß in dem Sinne, daß göttliches Walten in ihr lebt und webt.

Die treibende, göttliche Kraft der Natur verkörperte sich ihm zu göttlichen Gestalten in schöner Menschenbildung. „Alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur."

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

(Schiller.)



III. 23. Caelo supinas si tuleris manus

Wohlgefälliges Opfer.

IMMUNIS ARAM SI TETIGIT MANUS

Zu den freundlichsten Seiten des antiken Lebens gehört der Kultus der Haus- und Familiengötter, der Laren und Penaten, deren Bilder bei den Vornehmen im Atrium oder gar in einer Hauskapelle, bei einfachen Leuten in kleinen Nischen an dem Herde standen, das Glück der Familie repräsentierend. Alles, was die Familie Teures, Heimatliches und an schönen und lieben Erinnerungen besaß, was sie in Freud und Leid bewegte, die wichtigeren Momente des Tages wie des Jahres, Geburtstage, Hochzeiten, Sterbefälle, Abreise und Wiederkehr des Hausvaters, alles pflegte man diesen Göttern ans Herz zu legen, mit ihnen zu beraten, zu ihnen dafür zu beten und bei dem Gebete fromme Gaben darzubringen. Dafür beschützten und segneten sie das Hauswesen, Reben, Saaten und Herden. Die Pflicht, für die Larenopfer zu sorgen, hatte die Hausfrau. Hier ist es eine Bäuerin, ihr Name „Sparerin" deutet an, daß sie nur wenig hat und mit diesem wenigen haushalten muß, selbst bei den Opfern. In ihrer Einfalt macht sie sich Sorgen, ob ihre kleinen Gaben auch genügen möchten, ob sie Gnade finden könnten. Hatte sie doch die der Reichen gesehen, kannte sie doch die verschwenderischen Opfer der Priesterschaften, die sich eigens dazu große Herden in den Eichenwäldern auf den schneeigen Höhen des Algidus oder auf den kräuterreichen Triften von Alba hielten. Diese Bedenken verscheucht unser Dichter: nicht auf das Was, sondern

auf das Wie kommt es beim Opfer an. Nicht die Großartigkeit des Opfers gewinnt die Gnade der Götter, sondern der Sinn des Opfernden. Die Spenden sollen nur Symbole der Herzensstimmung und wahrer, aufrichtiger Frömmigkeit sein.

Dem Dichter, der stets das Maßhalten predigt, ist nichts verhaßter als Verschwendung selbst beim Opfer, daher wirft er einen mißbilligenden Seitenblick auf die großartigen Opfer der Oberpriester mit den berüchtigten cenae pontificales, den Oberpriesterschmäusen. Darum lehrt er also: Bekränze die Bilder mit Rosmarin und Myrte, erhebe betend deine Hände, stelle deine kleinen Spenden hin, und du hast mit deiner Gabe, wenn sie aus frommem Herzen kommt, ist es auch nur Salz und Gerstenschrot, mehr gegeben, ein wohlgefälligeres Opfer dargebracht als der Geldprotz, der sich die Gunst der Götter ohne wahre Frömmigkeit auch durch das größte Opfertier nicht erkauft.

Aus unserem Gedichte spricht etwas wie die Vorahnung einer geistigeren Frömmigkeit. In seiner rührenden Einfachheit und Wahrheit erinnert es an die zwei Scherflein der armen Witwe, die damit mehr in den Gotteskasten gelegt hat denn alle, die eingelegt haben.



III. 24. Intactis opulentior
Thesauris Arabum

Der Urquell alles Übels.

QUID LEGES SINE MORIBUS
VANAE PROFICIUNT

Ein deutscher Dichter, Emanuel Geibel, schließt ein patriotisches Lied mit den Worten:

Zieh ein zu allen Toren,
Du starker, deutscher Geist,
Der, aus dem Licht geboren,
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und gründ in unsrer Mitte,
Wahrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!

Auf Freiheit, Zucht und Sitte gegründet, ist das Staatsgebäude wie auf festem Fels gebaut; der Anprall der finstern Mächte zerschellt daran. Wo aber, wie in Rom zu unseres Dichters Zeit, das Gold der Menschen Sinn knechtet, so daß alles für Gold feil ist, wo Zucht und Sitte dem schnöden Mammon gewichen sind, wo Tür und Tor, durch Gold erkauft, allen Lastern offen stehen, da muß das Staatswesen zugrunde gehen. Das sah Horaz und mit ihm und schon vor ihm mancher einsichtsvolle Patriot, so auch Sallust. Als nach der Unterwerfung Karthagos, heißt es in seiner interessanten Einleitung zur catilinarischen Verschwörung, alle Meere und Länder den Römern offen standen, fing die mächtige Fortuna an, ihre Tücke zu üben und alles durcheinander

zu werfen: die Römer, die früher Mühen, Gefahren, Anstrengungen und Wagnisse gern auf sich genommen hatten, verfielen nun dem Müßiggang; der Reichtum wurde zur Ursache großen Elends. Erst wuchs die Geld-, dann die Machtgier; sie wurden zum Grundstoff alles Übels. Man fing an, die Armut für Schande zu halten. Gegen diesen sozialen Übelstand macht Horaz in diesem Gedichte Front, versucht das römische Volk aus seinem Sündenleben aufzurütteln und legt damit die Sonde an eine schwärende Krankheit der Zivilisation, die viele führende Geister vor und nach ihm bekämpft haben, gegen die wir im Neuen Testament manch schönes Wort geprägt finden, an jene unsinnige Verblendung, die den Besitz des Reichtums über alles andere stellt, dem Menschen die Fähigkeit zu genießen raubt und ihn zu einem schlimmeren Sklaven macht, als es die Armut vermag.

Unheilvoll ist der Mammon, der in Rom seinen gleißenden Thron aufgeschlagen; er ist der Urquell alles Übels. Die Gier nach Gold beherrscht den Sinn der Römer, erstickt alle guten Triebe. Um Geld wagt der Mann alles, verkauft die Frau ihre Ehre. Mehr, immer mehr! ist die Losung. Und wenn der Mammon auch maßlos wächst, immer noch fehlt irgendeine Kleinigkeit:

> Je mehr er hat, je mehr er will,
> Nie schweigen seine Wünsche still.

Und was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an seiner Seele? Wenn er mehr besitzt, als die Schatzhäuser Arabiens und Indiens bergen, daß er enorme Parks und Fischteiche, wie es die Mode damals gebot, anlegen, daß er Paläste weit in das Meer hinausbauen kann? Mit markigen Donnerworten, die die üppigen Reichen aus ihrer geträumten Sicherheit aufstören sollen, ruft Horaz ihnen zu: Nichts hilft's! Mit all eurem Reichtum werdet ihr nicht glücklich, denn ihr macht dadurch euer Herz nicht von Angst, euer Haupt nicht von den Schlingen des Todes frei: des Schicksals Spruch steht unverrückbar fest. Wollt ihr wahrhaft glücklich werden, wollt ihr, daß euer

Haus, daß euer Staat in der alten Herrlichkeit dasteht, so müßt ihr euch ändern, Römer, müßt von der schnöden Geldgier lassen; denn sie ist alles Übels Urquell.

Die Dichter sollen die Lehrer der Menschheit sein, nicht in Moralpredigten wie die Stoiker, indem sie nachweisen, daß das Sittliche auch das Nützliche ist, sondern indem sie das Gute als das Schöne empfinden und darstellen. Horaz schaut ahnenden Geistes das Verderben seines Volkes, er sieht die Herrschaft des Goldes weit und breit, sieht, wie die Parze die stählernen Nägel einschlägt, — da stellt sich ihm weit in der Ferne ein Volk dar, das kennt die Macht des Goldes nicht, da sieht er Keuschheit und Sitte walten. Wie Tacitus seinem entarteten Volke die Sittenreinheit und Keuschheit der alten Deutschen als Spiegel vor die Seele hält, so tut dasselbe hier mehr als hundert Jahre vorher Horaz mit dem Bilde, das er von dem Leben der Scythen entwirft. Schwärmte man in dieser Zeit doch von der Sittenreinheit und dem Edelmut der Völker, die man bis dahin als Barbaren verachtet hatte, die, auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung, noch im Besitze der Vorzüge zu sein schienen, die dem eigenen Volke abhanden gekommen waren. An diesen Naturvölkern hebt Horaz gerade die beiden Tugenden hervor, deren Mangel bei seinem Volke im Verlauf des Gedichtes so lebhaft beklagt wird, die den Gegensatz bilden zur Habsucht und zur Schwelgerei des Römertums. Bei jenen Völkern gibt es keinen Besitz, kein Geld, sagt Horaz, also auch keine Üppigkeit, keine Unsittlichkeit:

> Dort pflegt die Frau aus mütterlichem Triebe
> Das Stiefkind wie ihr eignes voller Liebe;
> Ihr reicher Brautschatz knechtet nicht den Mann,
> Sie hängt sich keinem schmucken Buhlen an.
> Die beste Mitgift ist der Eltern Treue
> Und eine strenge Keuschheit, welche Scheue
> Vor Fremden trägt nach heil'gem Pflichtgebot;
> Der Lohn der Sünde ist allda der Tod.
>
> (Frei nach Bürger.)

So soll es und so muß es auch im römischen Staate werden. Dreierlei tut dazu not: gute Gesetze in der Hand einer straffen

Regierungsgewalt, sittliche Umkehr, strenge Jugenderziehung. Aber nicht halb dürfen die Gesetze sein, energisch müssen sie in das Lasterleben der Römer eingreifen, energisch müssen sie durchgeführt werden trotz alles Murrens und Widerstrebens der versumpften Massen. Mit dieser Forderung wendet sich der Dichter an die Stätte, von der aus am ehesten die Heilung erfolgen kann, drängt den Herrscher, der ebenso denkt, der bereits angefangen hatte mit Gesetzesmaßnahmen in diesem Sinne zu wirken, zu noch kräftigeren, durchgreifenderen Maßregeln. Anerkennung zwar dafür wird er zunächst nicht finden, erst die Nachwelt — so ist der Menschen Art — wird ihn segnen.

Denn wir — o Schande! — hassen, voller Neid,
Die Tugend der noch lebenden und loben
Voll Sehnsucht solche, die der Welt enthoben!
(Übers. nach Ed. Bürger-Menge.)

Die zu Zucht und Sitte hinführenden Gesetze werden auf Widerstand stoßen, und dennoch müssen sie durchgeführt werden. Aber selbst mit den besten Gesetzen allein ist noch nicht geholfen:

Was können eitle Satzungen uns nützen,
Wenn gute Sitten sie nicht unterstützen?
(Übers. v. Ed. Bürger.)

Bei den Germanen vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze, sagt Tacitus. So kommt Horaz zur zweiten Forderung: Es muß der redliche Wille geweckt werden, sie zu befolgen. Dieser Wille kann aber nur da Wurzel schlagen, wo nicht die maßlose Geldgier herrscht und zu allem Schlechten treibt. Also fort mit dem Mammon, diesem Urquell alles Verderbens, er sei dem Jupiter geweiht, oder noch besser, er werde versenkt ins Meer, wo es am tiefsten ist. Dies ist der einzige Weg zur sittlichen Wiedergeburt des Volkes. Kann man aber hoffen, daß ein in Geldgier versunkenes Geschlecht sich ändert? Kaum! Also muß man die Hebel da ansetzen, wo man sich noch Erfolg versprechen kann: an die Jugend. Dies ist die dritte Forderung, mit der Horaz ebenfalls sicher war, eine sympathische Seite des Augustus zu berühren, der um

ihrer moralischen und physischen Hebung willen die Jugendwehr geschaffen hatte. Aber auch sie ist stark verlottert, ihr Lebenszweck ist, das Geld zu vertun, um das der Vater, damit die Herren Söhne vornehm auftreten können, den Sozius oder den Gastfreund — jenes nach römischer, dieses nach griechischer Auffassung der schlimmste Betrug — geprellt hat. Dem Spiel im allgemeinen und besonderen Sinn ergeben, haßt sie jede persönliche Anstrengung, meidet Reiten und Jagen, diese beiden Jungbrunnen für Leib und Seele. Daher muß ihr Sinn gewandelt, muß auf andere, höhere Güter gerichtet werden, muß das gleißende Gold verachten lernen; das heranwachsende Geschlecht muß wieder in harter Zucht gestählt werden.

So erhebt sich das Gedicht, ein von religiösem Geist getragenen, der nationalen Wiedergeburt gewidmeter Hymnus auf die Vorzeit, zu einer Apologie des Idealismus in seiner ewigen Berechtigung gegenüber dem schnöden Materialismus, und der Dichter wird zu einem Kämpfer für die ewigen Güter der Menschheit.

> Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
> Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt:
> Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
> Und was uns die Zukunft versiegelt;
> Er saß in der Götter uraltestem Rat
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat.
>
> (Schiller.)



III. 25. Quo me, Bacche, rapis

Verzückung.

NIHIL PARVUM AUT HUMILI MODO
NIL MORTALE

Eine neue Zeit des Friedens, der Ordnung, der Kultur war angebrochen, und zum Dank dafür wurde Octavian durch die Verleihung des Titels Augustus über die menschliche Existenz hinausgehoben. Die durch die Bürgerkriege gestörte Weltordnung war wieder ins gleiche gerückt, Jupiter herrschte wieder über Himmel und Erde, der Kaiser unter ihm als der Zweite in der Welt.

Dies erfüllt mit übermächtiger Freude das Herz des Dichters. Die Segnungen unter des Kaisers Regiment begeistern seine Sinne, befruchten seine Phantasie, er fühlt sich entzückt, entrückt aus Raum und Zeit, fühlt den Taumel der Verzückung, wie sie der Bacchuskult hervorrief, fühlt den Drang und die Lust, durch die Phantasie dem Dunstkreis des Irdischen entführt, in bacchischen Gefilden, Wäldern und Grotten zu schwärmen und zu jubeln, ein großes, begeisterungsvolles Lied auf das außerordentliche Ereignis, auf des Kaisers neue Erhöhung zu dichten.

Wohin, o Bacchus, deines Geistes voll
Entführst du mich? In welchen Felsenschlünden
Irr' ich bezaubert? Welchen Grotten soll
Den ew'gen Ruhm des Kaisers ich verkünden?
In welchem Hain heb' ich zum Sternenchor,
Zum Rat des Donnergottes ihn empor?

Feierlich soll auf erhabenen Schwingen
Tönen ein neuer Gesang;
Großes und Herrliches will ich besingen,
Was noch kein andrer besang.

Wie die Bacchantin auf felsigem Pfade
Staunend den Schneeglanz erblickt,
Thraciens Berge und Hebrus' Gestade
Schaut und vor Freude erschrickt:

Also entzücken mich rauschende Bäume,
Quellen und einsamer Hain,
Wo ich durch nimmer betretene Räume
Wandle beseligt allein.

(Übers. v. Menge frei nach Günther und Bürger.)

O du, der lenket der Najaden Schwarm,
Von dem begeistert die Mänaden schwingen
Gar mächt'ge Bäume mit dem schwachen Arm:
Nichts Sterbliches, nichts Schwaches will ich singen.
Mit grünem Weinlaub in dem duft'gen Haar
Dir folgen, schaurigsüß ist die Gefahr.

(Übers. v. Scheffler.)

Wir fühlen aus diesem in Rhythmus, sowie in Auf- und Ausbau kunstvoll gegliederten Dithyrambus die Freude des Dichters über die anbrechende Segenszeit und fühlen uns ästhetisch befriedigt durch den ideal-phantastischen Ausdruck, den er dieser gehobenen Stimmung gegeben hat.

Und während Horaz noch sagt, daß er ein Lied singen will, da ist es schon fertig, voll hohen Schwunges und poetischer Begeisterung.

In den Dichtern pulsiert die poetische Ader nicht immer in gleicher Kraftfülle. Auch von Schiller und Goethe ist nicht alles, was sie geschaffen haben, erstklassig. So sind denn auch bei Horaz viele Gedichte nichts weiter als schöne in schöne Form gegossene Gedanken, hauptsächlich reflexiver Natur, Erzeugnisse eines reifen Verstandes. Oft genug aber tritt uns Horaz als Dichter von Gottes Gnaden entgegen, von hohem poetischem Schwunge, kraftvoller Begeisterung. Einen solchen Augenblick hat er eben erlebt, sein Herz zittert noch in freudigem Schreck, ihm ist zumute wie einem vom Taumel der Ekstase ergriffenen Bacchanten, und aus dieser Stimmung ist unsere Ode geboren.



III. 26. Vixi puellis

Ein Schelmenlied.

TANGE CHLOEN SEMEL

Der ganze Schalk Horaz springt uns aus diesen drei Strophen entgegen.

Jeder, der liebt, ist Soldat und schwört zu der Fahne Cupidos

ist das Thema, das Ovid in seiner geistreichen Weise zierlich zu einer Elegie ausgearbeitet hat. Mars wie Cupido verlangen jugendliches Alter. Der Liebende steht Posten vor dem Fenster seiner Geliebten und muß alle Unbill der Witterung aushalten.

Jener belagert wichtige Städte, die Schwelle der lieben
Grausamen dieser. Der bricht Tore und dieser die Tür.

Und

Wer die Lieb' Untätigkeit nannte, der tu' es nicht länger;
Liebe erfordert Genie; Findigkeit zeichnet sie aus.

Horaz rühmt sich, solch ein findiger Kämpfer im Dienste der Liebesgöttin gewesen zu sein. Er hat bis jetzt sich als kriegstauglich bewährt in dem Liebesstreite und ruhmvoll gekämpft. Doch nun ist es damit vorbei: Militavi! Und wie ein Veteran nach der missio honesta, dem ehrenvollen Abschied seine Waffen zum Ausdruck seines Dankes und der Beendigung seiner Tätigkeit im Tempel des Mars aufhängt, so weiht der Dichter seine Waffen im Liebeskampfe der Venus. Er weilt in ihrem Tempel. Alles legt er ab, seine Laute, die nächtlichen Leuchten, die Brecheisen, mit denen er die verschlossenen Türen gesprengt, und des Liebesgottes Waffe, den Bogen. Und noch ein Gebet an die Göttin, die ihn so lange beschützt. Mit feierlicher, stilvoller Anrede setzt

das Gebet ein, das Abschieds- und Dankgebet, und wird unversehens ein — heißes Liebesgebet. Aus der Maske des frommen Büßers springt neckisch der schneidige Krieger der Venus hervor: Göttin! Nur ein einziges Mal peitsche die kleine Chloë mit hochgeschwungener Geißel, daß sie aufschreit in wilder Liebessehnsucht nach mir. Das ist eine Wendung, die den Vergleich mit Heine förmlich aufdrängt. Dieser heuchlerische Liebesveteran vor dem Bilde der Aphrodite mit dem wunderbar ins Gegenteil umspringenden Stoßgebete, — eine Welt voll Humor in zwölf Versen! Die frische Strophe des Alkaios paßt vortrefflich zu der übermütigen Stimmung.

Jüngst folgt' ich noch, ein kühner Ritter,
Der Liebe Fahnen, manchen Sieg
Erfocht' ich, doch nun soll die Zither,
Die müde, ruhn vom holden Krieg!

Im Tempel Anadyomenen
Zur Linken sei sie aufgehängt
Samt Axt und Hebel, die der Schönen
Verschloßne Türen oft gesprengt.

O, die du wohnst in Cyperns Reiche,
In Memphis' schneebefreiter Flur, —
O triff mit hochgeschwungnem Streiche
Die stolze Chloë — einmal nur!
(Übers. v. Gebhardi nach Stadelmann.)

Venus als Herrin von Memphis und mit der Peitsche schlagend war neu in Rom. Sie verdankte das ihrer Verschmelzung mit Isis, der es nach mehrfachen vergeblichen Versuchen zur Zeit der Triumvirn gelungen war, in Rom durch den Bau eines Tempels festen Fuß zu fassen. Auch Isis wurde als regina und marina verehrt, und diese Äußerlichkeit hatte wie so oft genügt, beide zu verschmelzen. Nun trug Isis als Zeichen ihrer Herrschaft eine Geißel und sagte in einer Inschrift von Jos: ich zwinge die Frauen, sich von den Männern lieben zu lassen. Daher des Dichters Bitte um den zur Liebe zwingenden Peitschenschlag.



III. 27. Impios parrae recinentis omen

Entsagung.

SIS LICET FELIX

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine Tochter, die war wunderschön. Täglich ging sie ans Meer und scherzte und spielte dort mit ihren Freundinnen, suchte Blumen und bunte Muscheln. Da kam einmal ein prächtiger Stier, näherte sich zutraulich den Mädchen und tat so zahm, daß sie alle Furcht verloren und allerlei Kurzweil mit ihm trieben. Namentlich der Königstochter gefiel er ausnehmend. Sie bekränzte ihn, und als er sich niedergelegt, setzte sie sich jauchzend auf ihn. Da plötzlich sprang er auf und trug sie fort trotz alles Jammerns und Schreiens weit übers Meer. So das Europamärchen. Anders Horaz. Bei ihm hat Europa ihren schneeweißen Leib dem falschen Stiere willig anvertraut. Von dem „eben vielgeliebten Ungeheuer" schnöde verlassen, gerät das arme Mädchen deshalb in Verzweiflung, bereut in heftigen Klagen ihr Unrecht, das sie schamlos an ihren Eltern begangen.

O wie konnt' in rasendem Vermessen,
Vater, ich die Kindeslieb' vergessen
  Und der Tochter heil'ge Pflicht!
Wohin bin seit gestern ich gekommen?
Einer Jungfrau, die gefehlt, hinweggenommen
  Wird die Schuld durch einmal sterben nicht.

(Übers. nach Leisering.)

Sie hört in Gedanken, wie der Vater, damit sie der entehrenden Lage einer Buhle entgehe, ihr den Tod gebietet,

und, von aufrichtiger Reue gepackt, ist sie bereit, in der vollen Blüte ihrer Schönheit den Tod zu suchen. O, wenn der Verräter da wäre, zerfleischen wollte sie ihn, seine Hörner ihm brechen! — Venus und ihr Sohn, der sein Werk getan, hören mit schelmischem Lächeln diese Ausbrüche zerknirschten Jammers: Lieb Närrchen! Wenn der verwünschte Stier nun wiederkehrt, wird es mit aller Verzweiflung vorbei sein. Lerne dein großes Glück ertragen, Jupiter hat dich zum Weibe erkoren, ein ganzer Erdteil wird deinen Namen tragen!

So dramatisiert Horaz das alte Märchen. Und für wen? Es gilt einem schönen Mädchen, das er Galatea nennt nach jener schönen Meeresjungfrau, die den plumpen Polyphem mit heißer Liebe erfüllte, die aber den jugendlichen Acis liebte, den der Zyklop in seiner Eifersucht erschlug. Diese schöne Galatea will den Dichter verlassen, der sie liebt, sie geht fort, wohl über die Lande und weiter gar über das Meer. Es gilt Abschied zu nehmen, ein lang gewohntes Band der Liebe zu lösen. Sie hat Treue versprochen, doch hält sie ihr Wort nicht. Also Abschied, Entsagung! Und diese große Kunst des Lebens hatte Horaz früh geübt, in ihr war er Meister: Magst, Galatea, glücklich sein, wo du auch weilst, gedenke mein! Bittersüße Abschiedsworte! Worte des durch philosophische Selbstzucht gedämpften Schmerzes eines gereiften Mannes über die Untreue seiner Geliebten, die, durch Reichtum und Glanz geblendet, ihr Treuwort bricht und einem anderen in die weite Welt folgen will. Aber noch zittert eine leise Hoffnung in seinem Herzen, daß vielleicht die Furcht vor den Schrecknissen einer Seefahrt sie ihm erhält:

> Doch sieh, wie drohend sich Orion neiget
> Zum Untergang! Ich hab' es selbst erprobt,
> Wie hoch die adriat'sche Woge steiget,
> Wie unheilbringend der Nordwestwind tobt.

Doch abergläubisch, wie es alle Römer und besonders die Frauen waren, konnte die Ungetreue dieser Schilderung der Tücken des Adriatischen Meeres eine böse Bedeutung unterlegen, sie für einen bösen Wunsch des verletzten Geliebten nehmen. Darob beruhigt sie der Dichter und wünscht die

Wirkungen des drohenden Sturmes auf die Häupter der Feinde herab. Dir wünsche ich kein Unheil, ruft er, preßt all sein Weh zurück und will unbefangen und heiter erscheinen, während sein Herz so traurig ist. Nur gottlose Menschen möge ein böses Vorzeichen geleiten; dir werde ich durch mein Gebet einen Glücksraben herbeilocken. Und nun wirft er in komisch wirkendem Pathos herum mit technischen Namen von Unglückstieren und glück- und unglückverheißenden Vögeln aus dem Jargon der römischen Auguralsprache. Es sieht zwar übel aus da draußen in der Natur, doch fürchte dich nicht, auch übel in meinem Herzen, doch ich grolle nicht. Behüt' dich Gott!

Und die Parallele aus dem Europamärchen? Nun, ohne Zweifel hat sich Galatea durch große Versprechungen bewegen lassen, einem andern zu folgen, der, zum Tribun vielleicht oder Prokurator im fernen Orient ernannt, sie ihren Eltern und ihrer Heimat entführen will über das Meer nach fernen Ufern. Noch hängt sie an Vater und Mutter und vielleicht — mit dieser Hoffnung schmeichelt sich der Dichter — an ihrem bisherigen Geliebten. Sie wird die Trennung anfangs schwer empfinden, vielleicht toben und wüten gegen ihren Entführer, sich ins Meer stürzen — wollen. Aber der neue stolze Buhle und das Glück, das er ihr bietet, wird sie trösten. Glanz und Macht werden triumphieren. Möge sie glücklich sein!



III. 28. Festo quid potius die Neptuni faciam?

Ein Feiertag.

SUMMO CARMINE QUAE CNIDON
TENET DICETUR

An Lyde, wohl dieselbe spröde Schöne, die er in einem frühern Gedicht dieses Buches mit dem Drohen der Danaidenstrafe seinen Wünschen gefügig machen will. Hatte er seinen Zweck erreicht? Kaum. Denn in unserem Liede spricht der Dichter von ihrer verschanzten Weisheit.

Es ist der 23. Juli, das Neptunsfest. Horaz schlendert ziellos an den Laubhütten voll trubelnden Volkes vorbei durch die Straßen und findet sich, er weiß nicht wie, vor Lydes Wohnung, und in der Hoffnung, in der allgemeinen Festesfreude sie zugänglicher zu finden, tritt er bei ihr ein und fordert sie auf, dem Neptun zu Ehren ein Fäßchen anzustechen. „Wie kann man besser das Fest des feuchten Neptun feiern?" Ei, Marke Cäkuber aus dem Jahr, wo Herr „Pichler" Konsul war? Recht vielversprechend! Na, denn heraus mit dem Naß aus dem Faß! Auch die Laute her! Ich werde dem heutigen Tage gemäß auf Neptun und seine Nixen singen. Du wirst natürlich die keusche Diana und ihre strenge Mutter preisen, sie bitten, deine spröde Weisheit noch mehr zu verschanzen. Aber sie wird dich nicht erhören, und so wird denn zum Schluß von uns vereint der Göttin der Liebe das Lob ertönen und der Nacht, unter deren Schutz diese Göttin ihres seligen Amtes waltet.



III. 29. Tyrrhena regum progenies

Staatsmann und Lebensphilosoph.

QUOD ADEST MEMENTO
COMPONERE AEQUUS

Den Geist des Altertums in den Seelen unserer Jugend lebendig zu machen, dazu ist, sagt Heußner, kein Schriftsteller geeigneter als Horaz. Er sammelt gleichsam in sich die Hauptstrahlen antiker Kultur. Er wird, indem er über seiner Zeit steht und auf ihm sozusagen der reine Geist des Altertums ruht, zum Hauptrepräsentanten und glücklichsten Interpreten antiker Denk- und Empfindungsweise. Und in diese uns einzuführen, ist namentlich unsere Ode ein vorzügliches Mittel; denn gerade in ihr stellt sich seine Lebensweisheit einfach und durchsichtig dar, in ihr reflektiert er mit besonders klarem Bewußtsein über die Richtung und das Streben seines echt antiken Wesens. Sie ist aber auch ein vorzügliches Mittel, die antike Poesie, sowohl überhaupt, wie insonderheit der Lyrik kennen zu lernen und zu würdigen, weil in ihr die dichterische Technik, mit der Horaz seine anscheinend weit voneinander liegenden Gedanken zu einem poetischen Ganzen zu gestalten weiß, scharf markiert hervortritt. Logisch und bilderreich erweitert sie sich zu allgemeiner Lebensweisheit, erhebt sich zu idealem Fluge und geht dabei doch von realen Zufälligkeiten und persönlichen Verhältnissen aus — und Gelegenheitspoesie in diesem Sinne hält Goethe für die einzig wahre und berechtigte Lyrik —, nämlich von der Aufforderung, Maecenas möge sich aus dem Brodem der Großstadt zu ihm in das Idyll seines Sabinums flüchten.

Schon längst, Maecen, tyrrhenischer Könige
Urenkel, wartet deiner ein Krug bei mir,
Ein unberührter, linden Weines,
Blühende Rosen dazu und Balsam,
Gepreßt für dein Haar extra. Drum zaudre nicht!
(Übers. nach E. Geibel.)

Komm aus der heißen Großstadt in die Kühle meines kleinen Landgutes, verbanne für kurze Zeit wenigstens deine schweren Sorgen um Stadt und Staat. Wohlweislich hat die Gottheit die Zukunft in tiefes Dunkel gehüllt und lächelt, wenn der arme Erdensohn sich abmüht, sie zu entschleiern. Die Gegenwart (quod adest, τὸ παρόν) ist dein, die genieße. Alles übrige rollt — ein prachtvolles Gleichnis — wie ein Strom dahin, der bald friedlich seinem Meere zuwallt, bald in wildem Tosen Felsblöcke und entwurzelte Bäume und Vieh und Häuser unter dem donnernden Widerhall der Berge mit sich fortwälzt. Nur der kann als Herr seiner selbst und in voller Heiterkeit die Gottesgaben genießen, der täglich mit dem Leben abzuschließen vermag, der sagen kann: ich habe gelebt, meinem Leben Inhalt zu geben gewußt und bin zum Sterben bereit. So gesonnen nehme ich mit Gleichmut hin, was immer das Glück mir bringt: geht es gut, so schwelge ich nicht in ausgelassener Freude; geht es schlecht, so hülle ich mich in den Mantel meiner Tugend und sehe ruhig zu, wie das Glück in seinem launenhaften Spiel mir heute nimmt, was es mir gestern geschenkt. Wenn mich des Lebens Stürme umbrausen, ist es nicht meine Art, zu elenden Bitten herabzusteigen, zu beten: Hilf, Gott, nur dieses Mal, ich werde dir auch einen Tempel bauen, dir einen weißen Stier schlachten. Denn an den Gütern, die entreißbar sind, hängt nicht mein Herz. Das ist meine Lebensphilosophie, mit der ich mein kleines Lebensfahrzeug sicher durch die Wellen steuere.

Diese Lebensphilosophie ist inhaltreicher und ernster, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Oberflächliche Beurteilung könnte ihr vorwerfen, sie bestünde in leichtsinnigem Genusse des Augenblicks. Vertiefen wir uns aber, so werden wir bald eines Bessern belehrt werden:

Horaz lacht über die, die an der Gegenwart nicht genug haben, die viel von bessern Tagen reden und träumen, er hält es für töricht, sich Pläne für die Zukunft zu machen, er weiß, wie oft die getäuscht werden, die von der Zukunft Entschädigung für die karge Gegenwart erhoffen, weiß, daß sicherer Besitz nur die Gegenwart ist, und fordert uns auf, diese zu genießen. Denselben Rat gibt uns Goethe:

Schaue froh verständig
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben!

Was wir einmal genossen haben, ist unentreißbar unser. Lassen wir aber den Augenblick ungenutzt vorüber, dürfte es uns später gereuen. Was wir von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Wenn die hohläugigen Gespenster der unfruchtbaren Reue über ungenutzte Stunden ihre Macht über uns gewinnen, dann: Glück — fahre wohl. So wird der Genuß des jedesmaligen Jetzt zur Quelle zukünftigen Genusses oder trübt denselben wenigstens nicht. So sorgt man durch das Genießen der Gegenwart zugleich für die Zukunft, ohne es zu beabsichtigen.

Aber wie soll man genießen? Aequus und laetus, sagt Horaz.

Wer nicht aequus, wer nicht mit dem Gleichgewicht der Seele genießt, dessen Blick wird leicht von Leidenschaft getrübt, der verliert bald die Herrschaft über den Genuß, geht in ihm unter, erniedrigt sich zum Sklaven der Lust. Wahre Lust ist mit der Herrschaft der Seele über dieselbe verbunden. Herrschest du über sie, dann bist du „deiner mächtig“. So wird weise Mäßigung zu einem Haupterfordernis für den richtigen Genuß. Ebenso lehrt uns Goethe im „Vermächtnis“:

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Laetus soll man genießen, sich voll und ganz der Freude hingeben. So sagte unser Kaiser, als er den Kronprinzen auf die Universität brachte, zu den Bonner Studenten: „Wenn der Becher fröhlich kreist und ein frisches Lied erschallt, dann soll Ihr Geist sich voll des schönen Augenblicks erfreuen und darinnen aufgehen, wie es lebensmutigen deutschen Jünglingen ziemt. Doch die Quelle, aus welcher Sie Ihre Freude schöpfen, sie sei rein und lauter wie der goldene Saft der Reben." Die Quelle der Freude vermag aber nur dem rein und lauter zu sprudeln, der reinen Herzens ist. Wer Böses getan und Strafe zu fürchten hat, wem, wie Horaz in der ersten Ode dieses Buches sagt,

> Wem blitzend überm schuld'gen Haupte hängt
> Das Schwert, dem wird ein Königsmahl zu Galle;
> Trotz Zitherklang, trotz süßer Vöglein Schalle
> Kein Schlaf sein müdes Auge mild umfängt.
>
> (Übers. v. Ed. Bürger-Menge.)

Möglich, daß er in unbändigem Genusse sich betäubt, daß er im Sinnentaumel die Gewissensbisse zurückdrängt, aber nur um so grimmiger wird er hinterher von den Furien gepeinigt werden; wahrer Genuß ist ihm versagt, ist vorbehalten dem, der von Herzen froh in die Welt schaut. Deshalb bitten wir Christen:

> Der ewig reiche Gott
> Woll' uns bei unserm Leben
> Ein immer fröhlich Herz
> Und edlen Frieden geben.

Liegt somit in der Lebensphilosophie unseres Dichters die Forderung eines reinen, frommen Herzens, so liegt in ihr vor allem auch die Forderung eines zufriedenen Herzens. Denn wer froh genießen soll, darf nicht neidvoll aufblicken zu denen, die höher stehen, darf den Reichtum anderer nicht scheel ansehen. Ist es doch meistens so in der Welt, daß, wer hoch steht, noch höher strebt, daß, wer viel hat, immer mehr haben will. Und dieses rastlose Streben und Jagen scheucht aus dem Herzen die Ruhe, die zum wahren Genuß notwendig ist.

Und wenn nun gar das Glück den Rücken kehrt, wehe, dann ist der Sturz des Großen viel vernichtender, der Verlust des Reichen viel empfindlicher. Wessen Herz aber nicht am Irdischen klebt, wer das Glück nicht im Besitz von Gütern, sondern in sich selbst sucht, ist auf einen Wechsel des Geschicks gefaßt und bereit, lächelnd dem Glück zurückzugeben, was es ihm geschenkt.

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schutz im Herzen trägt.
(Schiller.)

Ein so beratener Mensch ist auch allzeit bereit, mit dem Leben abzuschließen (vixi), lebt, als ob er jeden Tag sterben müßte, besitzt die Todesbereitschaft, die der heilige Antonius bei seinem letzten Besuche der Mönche auf der anderen Seite des Berges von diesen forderte mit den Worten: *ὡς καθ᾽ ἡμέραν ἀποθνήσκοντες ζήσατε.*

Was mag des Dichters Herz bewegt, sein Gemüt in lyrische Schwingungen versetzt haben, daß er dieses hohe Lied komponierte von dem Glücke des Augenblicks, von dem Stolz des Herzens den Schicksalsschlägen gegenüber, von der hohen Kunst in Gemütsruhe zu verzichten? Mitgefühl, Mitleid mit Maecenas, der mitten in der copia fastidiosa seines Lebens nicht froh werden konnte, dessen Herz nicht zu verzichten verstand, als das Geschick ihm übel mitspielte, ihm raubte, was es ihm geschenkt. Vor kurzem hatte es ihn sein schönstes Glück finden lassen, ihm die verführerische Terentia als Gattin zugeführt. Wie er sich nun von ihr mit Augustus betrogen sah und sich scheiden lassen mußte, da verlor er die Fassung, da war er nicht Manns genug, die Schuldige zu verachten, die Erinnerung an die Treulose aus seinem Herzen zu verbannen. Diese Herzensqualen im Bunde mit dem ihn peinigenden Fieber raubten ihm völlig das Gleichgewicht der Seele, und Mitleid mit dem bejammernswerten Zustand seines Freundes ergriff den Dichter; er sah die ringenden Gewalten des Lebens, das Bleibende in der Erscheinungen Flucht und goß seine milde Weisheit in eine schöne Form, bis die Glocke fertig wurde, die nun nicht mehr seinen hohen Freund allein, son=

dern alle, die seine Gedichte lesen und ihn verstehen, als kleine, auserwählte Gemeinde in den Tempel der Schönheit ruft. Und Maecenas? Er wäre glücklich geworden, so glücklich wie der arme Horaz, wenn er den Lehren seines Freundes gefolgt wäre. Können die irdischen Güter, die Maecenas dem Dichter geschenkt, in Vergleich gezogen werden mit den Schätzen, die jenem aus dem vertrauten Verkehr mit einem so edlen und guten Menschen, wie es Horaz war, lange Jahre in reicher Fülle zuströmten? Und wenn uns alle seine Gedichte verloren gegangen wären, und wir hätten nur dies eine großartige Gedicht übrig, wir müßten in dem Verfasser einen edlen Menschen verehren.

Hier, am Schlusse dieser Gedichtsammlung, haben wir des Dichters philosophisches, d. h. für die damalige Zeit religiöses Glaubensbekenntnis absichtlich in die Form gekleidet, die ihm die liebste war, die an seine Lieblingsidee erinnert, seinem Volke ein nationaler Alkaios zu sein. Und er ist es in dieser Ode. Denn sie ist gleich ausgezeichnet durch den Schwung der Sprache wie durch innern Gehalt. Ein Meisterstück ist die Schilderung des Treibens in der Hauptstadt mit ihrem ewigen Hin und Her, ihrem verworrenen, dem Großstädter zu Musik gewordenen Brausen des Menschengewühls, mit dem Qualm und Dunst und Staub in den engen Straßen. Großartig schön ist der Vergleich des Lebens mit einem Strom, köstlich das liebliche Idyll eines heißen Julitages auf ländlicher Flur:

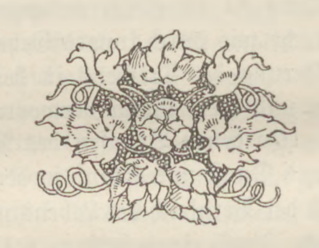
Schon sucht mit lasser Herde der müde Hirt
Den schattenkühlen Quell und des zottigen
Waldgottes Dickicht auf, und nirgends
Flüstert im schweigenden Schilf ein Lüftchen.
(Übers. v. E. Geibel.)

Von den vielen Nachdichtungen dieser Ode dürften die Verse interessieren, die Friedrich der Große in bewußter Anlehnung an sie dichtete, als er nach der düsteren Stimmung von Kolin seinen Gleichmut wiedergewonnen hatte:

Connaissez la Fortune inconstante et légère:
La perfide se plaît aux plus cruels revers,

On la voit abuser le sage, le vulgaire,
Jouer insolemment tout ce faible univers;
Aujourd'hui c'est sur ma tête
Qu'elle répand ses faveurs,
Dès demain elle s'apprête
A les emporter ailleurs.

Fixe-t-elle sur moi sa bizarre inconstance,
Mon cœur lui saura gré du bien qu'elle me fait;
Veut-elle en d'autres lieux marquer sa bienveillance,
Je lui remets ses dons sans chagrin, sans regret,
Pleine d'une vertu plus forte
J'épouse La Pauvreté,
Si pour dot elle m'apporte
L'honneur et la probité.



III. 30. Exegi monumentum

Unsterblichkeit.

NON OMNIS MORIAR

Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der Tat.

Ein kräftiges, herzerlösendes Wort unseres Goethe. Im beglückenden Hochgefühle, das jeden Schriftsteller durchbebt, wenn er sein Werk als die reife Frucht seines Schaffens vor sich sieht, läßt Horaz ein stolzes Jubellied erschallen und stabiliert sein kühnes Exegi monumentum aere perennius wie einen rocher de bronce: Ich hab' ein Denkmal aufgeführt, dauerhafter als Erz und majestätischer als der Königsbau der Pyramiden. Winde daher, Muse des ernsten Weihegesanges, mir, dem lateinischen Alcäus, willig den verdienten Lorbeer um die Dichterstirn.

Was Horaz am Schlusse des zweiten Buches bescheiden in allegorischer Form angedeutet hat, hier, in dem zur Herausgabe der drei Bücher Oden verfaßten Schlußgedichte ist's ihm zur Gewißheit geworden. Stolze Worte sind es. Sie atmen die Freude errungener Selbstkenntnis und bringen die Gewißheit zum Ausdruck, seine ihm vom Schicksal gestellte Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Er fühlt, daß er nicht völlig sterben, daß ein gut Teil seiner Persönlichkeit auf die Nachwelt kommen und in der Zukunft immer neuen, größern Ruhm erringen wird, — solange der Pontifex mit der schweigenden Jungfrau die Stufen des Kapitols hinaufsteigt.

Hoc erat in votis. Auctius atque di melius fecere. Das war sein Wunsch. Die Götter gaben ihm mehr. Denn keine Vestalin steigt mehr zum Kapitol, und Rom ist nicht mehr die Beherrscherin der Welt, aber der Dichter lebt, geliebt und geehrt und gelesen bei allen Kulturvölkern.

Ich hab' ein Werk vollendet, das fester steht als Erz;
Kühn wie die Pyramiden, so strebt es himmelwärts;
Es trotzet Regenströmen, es trotzt des Sturmes Wut,
Und nimmer wird versinken es in der Zeiten Flut.

Ja, dessen bin ich sicher, — ich sterbe nimmer ganz,
Den Tod wird überdauern des Lebenswerkes Glanz.
Solang mit der Vestalin zur Burg der Priester zieht,
Solange wird erklingen in aller Mund mein Lied.

Die Welt wird von mir rühmen: An des Ofanto Strand,
Wo Daunus einst geboten, dort im Apulerland,
Da stand des Mannes Wiege, der aus der Armut Nacht
Zum Licht sich aufgeschwungen durch seines Geistes Macht.

Ihm ist es ja zu danken, daß jener Liederstrom,
Der Hellas einst entquollen, jetzt rauscht im ew'gen Rom. —
Drum strahle, Muse, nieder auf mich des Ruhmes Glanz
Und leg auf meine Locken den wohlverdienten Kranz.

(Übers. nach A. Kellerbauer.)

Ein feinsinniger Essayist unserer Tage, Zitelmann, hat in seinem Totentanz und Lebensreigen gesagt, leben heißt immer neu geboren werden, heißt schaffen im Vertrauen, Ewiges zu schaffen, heißt glauben an einen liebevollen Gott und ihn ergreifen mit allen Kräften der Seele, in einer großen Liebe ganz verbrennen, sich opfern, um zu erlösen, als ein Freier zu sterben wissen und im Werden und Schaffen und Glauben und Lieben und Opfern und Sterben sich selbst behaupten. Hat Horaz ein solches wahres Mannesleben gelebt? Gewiß; er hat an sich gearbeitet, hat sich zu Wiedergeburten durchgerungen, hat sich von den religiösen Irrlehren der Epikureer befreit und an einen allmächtigen Gott geglaubt, war entflammt von heiliger Liebe zum Vaterlande, ist gewillt, für seinen treugeliebten Freund, die Hälfte seiner Seele, das

Leben zu opfern, ist allzeit bereit, wie er das in seinem in der vorigen Ode niedergelegten Glaubensbekenntnis betont, wenn der Tod ihn ruft, mit mannhafter Ruhe zu sterben, ist in seinem Werden, Schaffen, Glauben und Lieben ein Ganzes und hat geschafft im Vertrauen, Ewiges zu schaffen. Und diesem Vertrauen gibt unsere Ode selbstbewußten Ausdruck.

Welche Umstände sichern den drei ersten Odenbüchern des Horaz Ewigkeitswert?

A. Die Bedeutung des Horaz (od: Mängel der Oden).

B. Die Vorzüge der ersten drei Odenbücher:

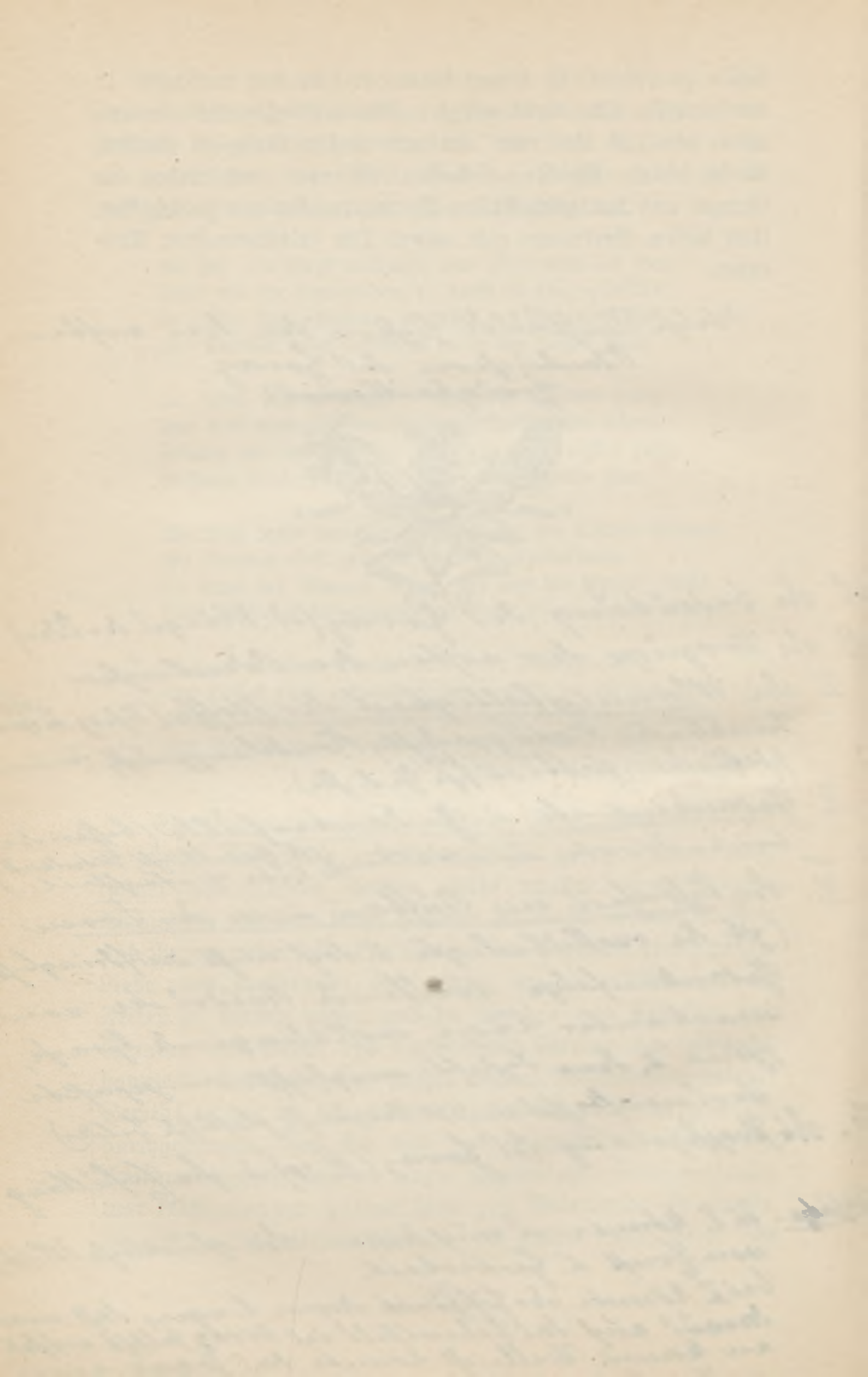
I. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe (Scherz- u. Liebes-, Trinklieder, Naturgedichte, Kondolenzgedichte, Freundschaftsoden, patriotische (politische) Gedichte).

II. Gedankentiefe u. Gedankenfülle (besser: die beiden Worte umstellen) (z. B. Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Einfachheit).

III. Die Schönheit im Aufbau u. in der Form (z. B. die wohlüberlegte u. doch nicht aufdringliche Gedankenfolge, treffende Ausdrücke von markanter Kürze, wohlklingende Sprache, schöne u. dem Inhalt möglichst angepasste Versmaße, lebendige Vergleiche, plastische Bilder).

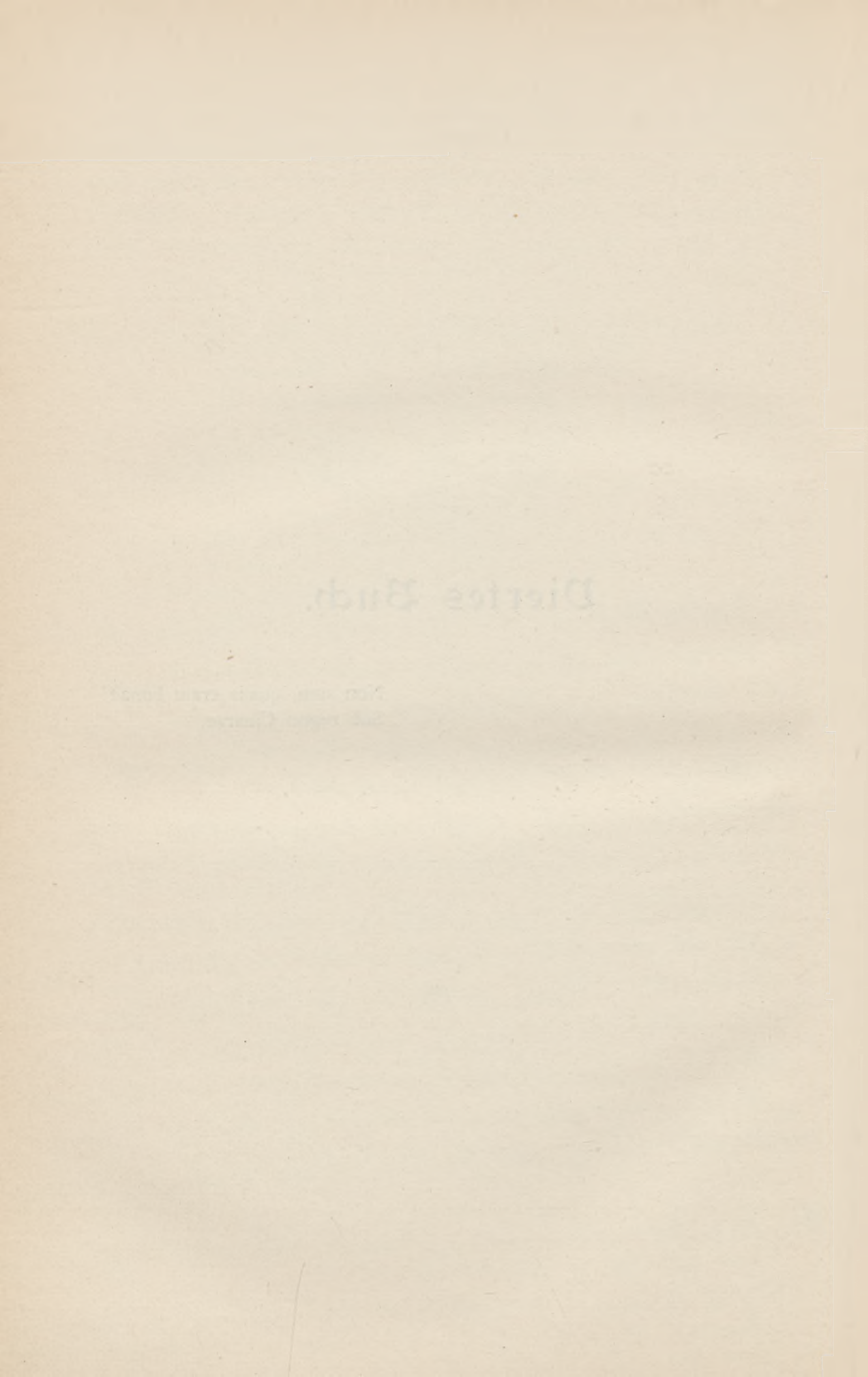
C. Die Prophezeiung des Horaz (III 30) u. ihre Erfüllung.

Zusätze: Zu I könnte es auch heißen: Die glückliche Mischung von Ernst u. Heiterkeit.
bei II könnte der Schwerpunkt darin liegen, daß man daraus auch das Lebensbild des Horaz selbst ergänzen kann. Vielleicht könnte das sogar ein neuer Hauptteil sein.



Viertes Buch.

Non sum, qualis eram bonae
Sub regno Cinarae.



IV. 1. Intermissa, Venus, diu Rursus bella moves?

Späte Liebe!

PARCE PRECOR, PRECOR

Das vierte Buch, den Nachfrühling seiner Poesie, beginnt Horaz mit einem dem Nachfrühling seiner Liebe entsprungenen Gedicht.

Zehn Jahre sind seit dem Erscheinen der ersten Odensammlung vergangen. Mehr und mehr hatte sich unser Dichter in die Lehren von der Lebensweisheit vertieft und die reifen Früchte dieses Studiums in den Episteln abgelagert. Die Zeiten der Liebestorheiten lagen weit hinter ihm; der grausamen, süßen Liebesmacht hatte er sich entwunden. Da macht Jugendschönheit seine ganze Lebensweisheit zuschanden. Der Dichter fühlt die Angriffe der Liebesgöttin und wehrt sich, verteidigt sich, bittet sie, seiner zu schonen. Wenn sie durchaus ein Opfer haben will, so will er ihr ein anderes, passenderes, weil jugendlicheres, zeigen, einen jüngern vornehmen Freund, den herrlichen Paullus Fabius Maximus. Er malt ihr diesen Jüngling recht verführerisch: er ist jugendschön, ich bin alt, er ist von Adel, ich habe einen Freigelassenen zum Vater, ihn ziert Anmut, ich bin schon ungelenk, er glänzt in der Öffentlichkeit durch seine fortreißende Rednergabe, ist so recht geeignet, dein ergebner Diener zu werden, dein Kriegspanier weithin zu tragen. Mit glänzenden Farben schildert er den Triumph der Liebesgöttin, einen solchen Trabanten im Gefolge zu haben. Die

Venus victrix, einherziehend als Eroberin, die schönsten, mutigsten, mannhaftesten Gestalten ihre Vasallen — so war die griechische Aphrodite dem Römerherzen willkommen. Aus der weichlich-üppigen Frau der Griechenphantasie, die ihre Vorstellungen an die des exzentrischen Orients anlehnte, hatte der Römer eine hoheitsvolle Herrin und Königin geschaffen. Und als solche soll sie mit dem stolzen Schwanengespann ihren Einzug halten in des herrlichen Paullus herrliches Haus, der sie mit schmeichelnden Bitten ruft, der ihrer bedarf; denn seinen Wünschen steht noch ein Nebenbuhler, auf die Macht des Mammons pochend, im Wege. Ihr Beistand wird mit einer Weihestatue in einem Tempel aus duftigem, kostbarem Holze vergolten werden nahe dem Albanersee, dem schönsten Punkte in Roms Umgebung, in seiner Villa wird sie köstlichen Weihrauch atmen, wird ihr Auge durch entzückende Tänze, ihr Ohr durch schöne Gesänge mit lieblicher Orchesterbegleitung ergötzt werden.

Verführerische Farben reichsten Glanzes, lockender Schönheit zaubert der Dichter auf sein Bild, um daneben seine Gestalt grau in grau in den Schatten zu stellen, um der Liebesgöttin durch diese Gegenüberstellung deutlich vor Augen zu führen, wie deplaziert ihre Laune sei, einen Fünfziger in ihr Joch spannen zu wollen. Und das Resultat dieser Machination? Ist des Dichters Herz wirklich nicht mehr empfänglich für Liebe, wie er es versichert? Läßt sich Venus durch all diese Gründe zur Raison bringen? Sein Mund versichert, daß er zu alt sei für die Liebe, aber eine verstohlene Träne, ein seltener Gast auf der Manneswange, beweist das Gegenteil, offenbart uns die Sehnsuchtsqualen seines liebenden Herzens, das selbst im Traum keine Ruhe findet. Die Göttin der Liebe ist eine grausame Herrin, die nach Laune und Willkür schaltet und waltet. Allem Widerstreben zum Trotz muß der Dichter wieder als ihr Sklave hinein in ihren Triumphzug, und wieder tobt Eros in seinem Herzen übermächtig, jener Eros des Anakreon, der sein Opfer wie ein Schmied das Eisen zusammenhämmert, es in den winterlichen Gießbach stürzt, jener Eros des Ibykos, von dem dieser sang:

Aufs neu' macht Eros mir mit seinen Waffen,
Mit dunkler Augen feuchtem Blick zu schaffen.
Mit holdem Zauber will er mich berücken,
Um mich mit Kypris' Netzen zu umstricken.

Ich zittre, wie ein alternd Kampfroß zittert,
Wenn es das Joch auf seinem Nacken wittert,
Und soll wie einst in bessern Jugendtagen
Aufs neu' den Wettkampf in der Rennbahn wagen.

Ich zittre, weil mich nicht nach Kampf gelüstet;
Auch fühl' ich, daß mein Herz nur schwach gerüstet;
Doch, Eros, sprich, was mir als Kampfspreis bliebe,
Wenn ich auch siegte in dem Streit der Liebe.

Hat doch der Dichter schöner nie gesungen,
Als von der Liebe Zaubermacht bezwungen;
Könnt' ich als Sieger schönern Preis erwerben,
Als in der Liebe Arm besiegt zu sterben?

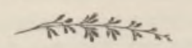
(Brandes' Liederbuch.)

Unwürdig ist die Neigung, der wir diese Ode verdanken. Vielleicht aber hat Kießling recht, wenn er meint, daß Horaz hiermit nur eine Lücke im Kreise der erotischen Motive — er hatte bisher die Knabenliebe nicht behandelt, höchstens gestreift — nachträglich ausgefüllt hat. Wie dem auch sei, das Gedicht ist schön, voll Empfindungstiefe und dichterischem Reichtum. Zwischen dem Kampf gegen die gewaltige Macht der Göttin und willigem Gehorsam wogen die Empfindungen einer unglücklichen Liebe.

Ernst Günthers Übertragung gibt uns eine Ahnung von der Schönheit des Originals; einige Änderungen mußten vorgenommen werden.

Hast du mir nach langem Frieden,
Venus, neuen Krieg beschieden?
Gnade! Gnade! Jene Stunden,
Wo die gute Cinara
Mich beherrschte, sind verschwunden. —
Stolze Göttin süßer Triebe,
Mich, der schon zehn Lustren sah,
Beuge nicht ins Joch der Liebe!

Geh, wohin dich sehnsuchtsvoll
Rufen jüngerer Männer Lieder;
Zieh auf lichtem Schwangefieder
In des Paullus Wohnung ein.
Wenn ein Herz entbrennen soll,
Wirst du dort willkommen sein. —
Er ist schön, hat edle Ahnen,
Ausgerüstet mit Talenten;
Die bekümmerten Klienten
Schützet er mit kräft'gem Wort.
Er wird deine Siegesfahnen
Tragen bis zum fernsten Ort.
Labt in Liebesglück er sich
An des reichern Werbers Falle,
Dann läßt er in Marmor dich
Unter duft'ger Citrushalle
Prangen im Albanerhain.
Weihrauch steigt dir dort empor,
Zwischen Festgesängen tönen
Lautenklänge und Schalmei'n,
Berecynt'scher Flöten Chor! —
Feiernd bringen ihren Gruß
Knaben dir und zarte Schönen,
Zweimal Tags nach Salier Sitte
Heben sie in Dreitaktschritte
Ihren blendend weißen Fuß. —
Mich beglückt nicht mehr die Liebe
Schöner Knaben oder Frauen,
Nicht leichtgläubiges Vertrauen
Auf Erwidrung meiner Triebe;
Nicht der Scherz beim Becherklange,
Nicht der Kranz in grauen Locken. —
— Doch was ist's, daß von der Wange
Eine seltne Träne schleicht?
Des Beschämten Worte stocken?
Die beredte Zunge schweigt?
Bald umarm' ich dich im Traume,
Bald verfolg' ich dich im Fliehn
Auf des Marsfelds weitem Raume,
Durch die Wellen, Ligurin! —



IV. 2. Pindarum quisquis studet aemulari

Bescheidene Selbstkritik.

EGO APIS MATINAE MORE MODOQUE
OPEROSA PARVUS
CARMINA FINGO

Wie ein vom Gebirge stürzender Strom, den Regengüsse über die gewohnten Ufer geschwellt, so brauset Pindar, und unermeßlich stürmt er dahin mit tiefem Wortstrom, immerdar wert des Lorbeerkranzes Apolls, gleich groß im Dithyrambus, wenn er neugebildete Worte dahinrollt, in entfesselten Rhythmen fortgerissen, wie im Hymnus, im Siegeslied und im Trauerlied,

wenn er uns malt die Klagen
Der Braut um den verlorenen Freund der Jugend,
Wenn er dem Orkus Kraft und Mut und Tugend
Entreißt, um sie zum Sternenzelt zu tragen.

Die Größe gewaltiger Dichterkraft kann kaum herrlicher gefeiert werden, als Horaz es mit diesen Worten tut. Und selbst wir, denen die Ungunst der Zeiten Pindars Gesänge leider zu sparsam zugemessen hat, empfinden die Wahrheit obiger Worte, wenn wir uns in die karge Hinterlassenschaft dieses griechischen Dichters vertiefen. Was Wunder, wenn Horaz, dem noch die ganze Fülle der Schöpfungen des größten griechischen Lyrikers zu Gebote stand, sich an der Hoheit Pindarischen Stiles förmlich berauschte!

Was will Horaz hier mit diesem hohen Lied auf Pindar? Es war im Jahre 13 v. Chr. Am 4. Juli sollte des Kaisers langersehnte Rückkehr erfolgen. Auf sein bloßes Erscheinen hatten die Deutschen am Rhein sich unterworfen und Geiseln

gestellt. Dieser herrliche, weil unblutige Sieg sollte gefeiert und auf dem Marsfeld in der Hoffnung, daß nun der Friede ewig sein werde, ein Altar des Friedens eingeweiht werden. Großartig sollte der Empfang werden, großartig war das sorgfältig ausgearbeitete Festprogramm, das schon Wochen vorher ganz Rom in Aufregung versetzte; Leiter der Feier sollte Jullus Antonius sein, der jüngere Sohn des Triumvirn. Von seiner Stiefmutter Octavia, der Schwester des Kaisers, erzogen, wurde er ganz als Mitglied des julischen Hauses betrachtet. Augustus überhäufte ihn je länger, je mehr mit Gunst und Ehrenbezeugungen, machte ihn zum Prätor, zum Konsul, übertrug ihm Provinzen, tat ihm die Ehre an, an seinem, des Kaisers, Geburtstage ihn und den ganzen Senat auf dem Kapitol bewirten zu dürfen, und vermählte ihn, um ihn noch mehr an sein Haus zu fesseln, mit seiner Nichte Marcella. In der Hofrangordnung stand Jullus an dritter Stelle, nachdem die erste für Agrippa, die zweite für Tiberius und Drusus bestimmt war. Der damaligen Mode entsprechend, dilettierte er in allen Künsten und hatte sich durch ein Epos „Diomedea" in zwölf Gesängen als Dichter bekanntgemacht. Als Festleiter hatte er nun seinen Bruder in Apoll, Horaz, aufgefordert, zu dem feierlichen Einzug ein Festlied in hohem Stile zu dichten. Horaz lehnte diese, wie alle ähnlichen Zumutungen ab; er wollte eben nicht als der professionsmäßige poeta laureatus angesehen werden, der bei jeder offiziellen Gelegenheit seinen Pegasus zu besteigen hatte. Er entschuldigte sich wie immer so auch hier — und wieder umspielt dabei seine Lippen ein feines Lächeln — mit der Unzulänglichkeit seines poetischen Talentes: die großartigen Heldentaten unseres erhabenen Kaisers zu besingen, dazu gehört ein Pindar. Und das sollte ich mit meiner schwachen Kraft versuchen? — Vermessenes Beginnen!

> Wer sich erkühnt, dem Pindar nachzusingen,
> Der hebet, Jullus, sich mit tollem Mut
> Auf Dädalus' mit Wachs verbundenen Schwingen
> Und gibt den Namen der kristallnen Flut.
>
> (Übers. nach Ed. Bürger.)

Ich gleiche der matinischen Biene, die mit emsigem Fleiße nur mühsam Lieder zustande bringt:

Ich sammle emsig fliegend hin und wieder
Vom duft'gen Thymian den Honig ein,
Und mühevoll ersinn' ich kleine Lieder
In meines Tiburs wasserreichem Hain.
(Übers. nach Ed. Bürger.)

Du selbst, Jullus Antonius, bist der rechte Mann dazu, die großen Taten unseres allverehrten Augustus zu besingen. Du bist ein poeta maiore plectro, du hast ja schon einen zwölf Bücher langen Heldengesang in heroischem Versmaße vom Stapel gelassen. Auch stehst du dem Kaiser ganz besonders nahe.

Dir, Sänger des Erhabenen, gebühret,
Octavians Triumphzug zu besingen,
Wenn Lorbeerkränze seine Stirn umschlingen
Und er in Ketten die Sigambrer führet
Zum heiligen Hügel. —
(Übers. v. Günther.)

Wenn aber Horaz es auch ablehnt, zum Triumphzug das Festgedicht zu liefern, den lorbeergekrönten Kaiser mit freudigem Zuruf empfangen will er doch, will mitfeiern in dem allgemeinen Festtrubel. Vielleicht wird ihm dann auch ein kleines Lied gelingen, das hörenswert ist; sicher aber wird wie alle Welt so auch er die langersehnte Rückkehr des herrlichen Kaisers mit einem Opfer feiern, natürlich seinen Mitteln angemessen. Wenn der reiche Jullus, der Günstling des Hofes, zehn Stiere und zehn Kühe opfert, wird Horaz nur ein zartes Kälbchen darbringen. Aber dies Kälbchen, ganz braun bis auf die weiße Mondsichel auf der Stirn, ist sein besonderer Liebling, das schönste Tierchen seiner Herde, an dem sein Herz hängt. Wir kennen schon Horaz als Meister in der Kunst, seine einfachen Gaben als wertvoll darzustellen, indem er sie in feiner Weise in persönliche Beziehung bringt, sei es zum Empfänger, sei es, wie hier, zu sich selbst. Daher die Behaglichkeit in der Beschreibung des Opferkalbes, die

außerdem auch noch den Zweck hat, die erregte Stimmung des Liedes auf den Weg der aurea mediocritas zu bringen, sie in idyllischen Tönen ausklingen zu lassen.

Horaz lehnt also das an ihn gestellte Ansinnen rundweg ab. Der wahre oder wenigstens der Hauptgrund dafür ist sicher der oben erwähnte, sich die volle Freiheit im Dichten und Denken zu wahren, trotz aller Wertschätzung des Kaisers kein Hofdichter werden zu wollen. Vielleicht ist es ihm mit dem von ihm angeführten Grunde der Unzulänglichkeit seines poetischen Könnens ernst gewesen, wie Lessing ähnlich von sich sagt: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." Und doch haben viele seiner Dichtungen hohen poetischen Wert, so daß man an seinem Dichterberuf nicht zweifeln kann. Auch bei Horaz hat das verstandesgemäße Denken großen Anteil am Dichten, und doch hat er Proben genug davon gegeben, daß er die Saiten auch maiore plectro zu schlagen weiß; wir dürfen nur an die erhabenen Römeroden, an den großartig komponierten Prolog, den stolzen Epilog, an die Vision am Meeresstrande, die Allegorie von dem Schiffe, die an Asinius Pollio gerichtete Warnung denken. Wie es damit immer sein mag, die Ablehnung erfolgt in der Art des gebildeten Weltmannes in der allerverbindlichsten Form, sowohl für den, dessen Antrag er ablehnt, als auch für den, zu dessen Preis er das Lied dichten sollte. Denn indem er sagt, seine schwache Kraft reiche nicht hin, des Kaisers Taten zu besingen, dazu gehöre ein Pindar, stellt er sie als ganz besonders hervorragend hin, eine indirekte Huldigung, die er noch ausdrücklich bekräftigt durch die Verse:

Er ist das höchste Gut, das dieser Erden
Das Schicksal und die Götter je beschert

Und das sie jemals ihr bescheren werden,
Wenn auch zurück das goldne Alter kehrt.
(Übers. v. Ed. Bürger.)

Und indem er auf den Auftraggeber selbst als auf den für ein solches Preislied geeignetsten hinweist, hebt er ihn zu der Höhe eines Pindar empor.

Diese Ode gehört, zumal in der ersten Hälfte, zu den schwungvollsten lyrischen Dichtungen des Horaz.



IV. 3. Quem tu, Melpomene, semel

Beruf und Anerkennung.

ROMANAE FIDICEN LYRAE

Wem in der Geburtsstunde Melpomene zugelächelt hat, der wendet, sagt Schiller, sein Auge dem Göttlichen zu, dessen Ohr hängt an des Himmels Harmonie, der verliert, berauscht vom göttlichen Licht, den Sinn fürs Irdische, der, sagt Horaz, wird sich nicht den olympischen Siegeskranz erringen, wird niemals im Triumphzug auf das Kapitol ziehen, der ist zum Dichter geweiht und wird von den Musen mit dem Ruhmeskranze der Poesie belohnt werden, dem werden — sagt Horaz weiter und leitet so die allgemein gültigen Betrachtungen auf seine Person und seine eigene Poesie über — dem werden die Wasserquellen des fruchtbaren Tibur und das dichte Laubdach der Haine durch äolische Dichtkunst Ruhm verleihen.

In seinem Werke über die Pflichten ruft Cicero am Schlusse seiner Erörterungen über die Schwierigkeit der Berufswahl aus: „Und doch gibt es gar manche, die auch ohne elterliche Leitung den richtigen Lebensweg einschlagen, weil sie ihr Glück führte oder ihre eigene gute Natur.“ Wohl dem, den diese Stimme der guten Natur zu dem führt, wozu er geschickt, wozu er berufen ist, wohl ihm, wenn er im Schaffen seines Berufes sich glücklich fühlt und die erfrischende, erhebende Anerkennung findet, deren jede menschliche Tätigkeit nun einmal bedarf, soll sie nicht mutlos und mißmutig werden. Horaz ist dieses Glück zuteil geworden. Ihm hatte die Muse in der Geburtsstunde zugelächelt, er fühlte es, fühlte es je

länger je mehr; dieses Gefühl verdichtete sich ihm zur Gewißheit, wie er sah, daß des Neides Zahn schwächer an ihm nagte, daß sein Versuch, die Formen der lesbischen Poesie ins Römische zu übertragen, endlich die gebührende Würdigung fand, daß die Jugend Roms ihn zu ihren Lieblingsdichtern zählte, und vor allem, weil er durch den Auftrag, für die Jahrhundertfeier des römischen Volkes den Festgesang zu dichten, der offizielle Lautner der römischen Leier geworden war. Er hatte also nicht umsonst gelebt und gestrebt. Diese Gewißheit durchströmte ihn mit unermeßlichem Hochgefühl: Sprache, Ton und Geist dieser Ode legen davon Zeugnis ab. Mit so stolzen Worten, wie sie in diesem königlichen Gedicht die felsenfeste Überzeugung von der Berufung zum Dichter frisch und freudig aller Welt verkünden, mit so stolzen Worten kann nur reden, wer von der Hoheit und Göttlichkeit seines Dichterberufes durchdrungen ist. Von einem Dichter, den dieses stolze Bewußtsein seines Berufes hebt und trägt, sind wir das Beste zu erwarten berechtigt. Aber wir müssen auch das Schöne und Gute in ihm zu finden suchen, ihm nicht hoffärtig widerstreben, müssen uns ihm liebevoll hingeben und die Schachte seiner Dichtungen durchforschen, dann werden uns viele goldene Adern echter Poesie aufleuchten.

Das Schönste in dieser schönen, stolzen Ode ist der Preis der Muse. Der Dichter bekennt sich als ihr demütiges, dankbares Werkzeug. Nur durch sie lebt und webt und gefällt er, seine Verdienste sind ihre Verdienste; sie, die selbst dem stummen Fisch Schwanengesang zu verleihen vermöchte, hat seinem Munde die Gabe der Dichtkunst verliehen. Das ist die erhabene lyrische Idee des Meistergedichts. Die Gottheit, die das Schöne liebt und übt, wählt sich ihre Jünger und macht aus ihnen berühmte Menschen; in ihrem Ruhm und in ihrer Anerkennung wird das Göttliche, das Ideale geehrt, in dem die irdische Person untertaucht. Nicht der Stolz über eigenes Verdienst hat dem Dichter diese Verse eingegeben, sondern die Freude und Begeisterung über den Sieg des Idealen auf dieser materiellen Erde.

Muse, wem an seiner Wiege
Lächelte dein holder Blick,
Dem winkt nicht der Isthmussiege
Mühevoll errungnes Glück;

Kein gepriesner Renner führet
Ihn zum Sieg im Rennbahnkreis;
Auf dem Kapitole zieret
Ihn kein Heldenlorbeerreis.

Denn er zog kein blutig Schwert,
Um Tyrannenstolz zu brechen;
Kühlen Hainen, Tiburs Bächen
Dankt er seines Liedes Wert.

In der Lieblingsdichter Reihe
Stellt mich Rom, der Städte Zier,
Und der Zeitgenossen Weihe.
Neid nagt minder schon an mir.

Dir, o Muse, die den hellen
Silberklang den Saiten lieh,
In den stummen Fisch der Wellen
Zaubern könnte Melodie,

Dir nur Dank, wenn auf mich alle
Als den röm'schen Lautner weisen;
Daß ich dichte und gefalle,
Will als dein Werk stets ich preisen.

(Übers. nach Günther.)

Ähnliche Gedanken durchziehen Schillers Gedicht „Das Glück":

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, ...
Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.
. . . .
Freue dich, daß die Gabe des Liedes vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt.



IV. 4. Qualem ministrum fulminis alitem

Heldenjüngling und Heldengeschlecht.

NIL CLAUDIAE NON PERFICIUNT MANUS

Horaz habe das Größte in seinen kleinen anakreontischen Liedern geleistet, in seinen ernsten Gedichten patriotischen römischen Gehaltes sei er mehr rhetorisch als poetisch, so behauptet man oft, aber falsch. Gewiß hat er auf jenem Gebiete Gedichte ersten Ranges geschaffen, und der Wechselgesang zwischen ihm und seiner Herzenskönigin Lydia ist eine Perle lyrischer Dichtung; allein originell, großartig, bewundernswert ist er mehr in seinen nationalen Gedichten. Jene sind gereift an der Sonne hellenischer Dichtkunst, in ihnen erfreut mehr der unmittelbare Abglanz dieser Sonne, wie er dem Dichter aus dem Studium seiner so hochverehrten Meister aufging, da bewundern wir die Kunst der Nachahmung und Nachempfindung, der Umgießung in die Formen der eigenen Sprache, der Umdichtung in die Welt des eigenen Fühlens. Aber dabei bleibt immer etwas, was der absoluten Wertschätzung hindernd im Wege steht, nämlich das Gefühl, daß man nicht etwas ganz Selbständiges vor sich hat. In den nationalen Gedichten ist dieser Rest überwunden und verschwunden, hier ist der Dichter der Sohn seiner Zeit, diese Schöpfungen sind der Ausdruck selbständigen Lebens und Empfindens. Ernst und Würde sind das Gepräge dieser Poesie in Übereinstimmung mit dem Nationalcharakter des Volkes, aus dessen Leben und Denken sie erwachsen sind. So in unserer Ode.

Ein patriotischer Dichter kann nur da sein Wesen frei entfalten, wo er als nationaler Sänger auftritt, wo er lyrisch zum Ausdruck bringt, was die Besten seiner Zeit gedacht, was ihr Herz bewegt und erregt hat. Ist dies ihm gelungen, dann ist er der unverfälschte Zeuge seines Volkes, dann gilt seine Stimme allen kommenden Zeiten als der beachtungswerte Ausdruck einer ganzen Epoche der Weltgeschichte, beredter, belehrender, untrüglicher unter Umständen als hundert Geschichtsrollen. Für die Kulturgeschichte der ersten Kaiserzeit, dieses wichtigen Abschnittes in der Entwicklung des Menschengeschlechts, sind die Dichtungen des Horaz geradezu unschätzbar.

Meistens zeigte sich Horaz nicht geneigt, den Bestellungen und Anforderungen zu entsprechen, wie sie zur Verherrlichung der Taten seiner Zeitgenossen nur zu häufig an seine Muse gerichtet wurden. Dem Wunsche des Kaisers, den Sieg seiner jungen Stiefsöhne Drusus und Tiberius über die wilden Alpenvölker zu feiern, willfahrte er gern; wie er es getan, das zeugt nicht von einer Verpflichtung, der er sich nicht entziehen konnte, das zeugt von seiner freudigen Erregung über die Kraft und die Erfolge dieser jungen Helden, die, würdig ihrer Ahnen, die Heldentaten ihres Geschlechtes erneuerten. Wer die gewaltigen Alpen mit ihren jähen Abgründen und Schluchten, mit ihren gen Himmel starrenden Felsen, zwischen denen sich damals keine chaussierten Kunststraßen emporwanden, je gesehen, der muß staunen über die schnellen entscheidenden Erfolge, welche die Römerheere in den Alpen unter den Feldzeichen der beiden Claudier errangen. Dreiundzwanzig Jahre erst zählte Drusus, als ihm das Schicksal diese Triumphe gönnte, um ihn dann, den jungen Adler, wie ihn wohl alle nannten, seit dieses stolze, auf mächtigen Schwingen dahinbrausende Lied des Horaz bekannt geworden war, auf seinem Siegesfluge durch Germanien ein paar Jahre darauf zu vernichten. Kurz vor des Dichters Tode kam nach Rom die Kunde von dem jähen Tode des Heldenjünglings, der fern von der Heimat, mitten in den Wäldern Germaniens sein junges Leben verlor, der Stolz der Familie, die Hoffnung des Volkes.

Wunderschön sind die beiden Gleichnisse, mit denen das Gedicht einsetzt: Wie ein junger Adler, der zuerst noch zagend die neuen Fittiche probiert, dann, nach Erstarkung der ererbten Kraft, mit vollem Ungestüm auf die Beute stößt, so stürzte sich Drusus auf die Alpenvölker. Wie dem Reh zumute ist, wenn es den jungen Leuen sieht, so war den Alpenvölkern zumute, als sie den Drusus sahen. Der durch drei Strophen ausgeführte Vergleich mit dem Adler zeigt uns das Werden zum Helden, der nur in einer Strophe ausgeführte Vergleich mit dem Reh die Furcht der Feinde vor ihm; beide schließen sich zu einem erschöpfenden Bilde zusammen.

Aber erst unter Augustus' edler Leitung und Pflege ist die ererbte Kraft der Neronischen Claudier zu dem geworden, was der Welt Bewunderung abnötigt. Ihr Tatendrang, ihr Ungestüm, ihr Hochmut, ihre überschäumende Kraft, wie sie in ihrem Übermaß viel Unheil angerichtet hat, ist durch die weise Erziehung im kaiserlichen Hause in die rechten Bahnen geleitet worden.

Aus edlem Samen sprießt wieder edle Saat.
Im Stiere lebt, im Rosse der Väter Kraft;
Unkriegerische Tauben werden
Nimmer geboren von wilden Adlern.

Doch weise Pflege fördert den edlen Keim,
Und ernste Zucht macht stark und gewiß den Geist:
Wo aber Zucht und Sitte fehlen,
Schändet die Sünde die besten Gaben.

(Übers. v. Menge.)

So wirkt denn nun diese Kraft heilbringend, segensvoll und verspricht für die Zukunft das Beste. Nach des Marcellus und des Agrippa Tode sollte das römische Volk von dem Hause der Claudier das Heil seiner Zukunft erwarten. Darum richtet der Dichter seinen Blick in die Vergangenheit, um das Wirken der Gegenwart zu begreifen und die Hoffnungen auf die Zukunft begründen zu können. Und da bleibt sein Blick haften auf der Heldengestalt des Ahnherrn der in unserm Gedicht gefeierten Jünglinge, der durch die Vernichtung Hasdrubals bei Sena dem Kriege mit Hannibal seine entscheidende

Wendung gab und damit dem römischen Volke in dem Ringen um die Weltherrschaft das Übergewicht verschaffte. Das höchste Lob tönt aus Feindes Munde. Deshalb läßt der Dichter den bedeutendsten Feind des Römertums, Hannibal, unter dem Eindruck der Hiobspost vom Metaurus die Unüberwindlichkeit des Römertums, wie es sich in Claudius Nero, jenem schneidigen Besieger Hasdrubals verkörpert, mit trauernder Rede schildern. Das Römertum in seiner unverwüstlichen Lebenskraft, seiner unbesiegbaren Zähigkeit kann wohl kaum bezeichnender und wahrheitsgetreuer dargestellt werden als in den Strophen, die der Dichter den großen Hannibal klagen läßt:

Dies Volk, das einst aus Ilions Flammenglut
Voll Heldenmuts durchs wilde Thyrrhenermeer
Penaten, Kinder, greise Väter
Nach den ausonischen Städten hintrug,

Zieht gleich dem Eichbaum, welchen am Algidus
Das Beil ringsum mit schneidendem Hiebe traf,
In allen Schlägen, allem Unglück
Selbst aus dem Eisen verjüngte Kräfte.

Nicht schneller wuchs der Hydra zerstückter Leib
Im wilden Kampf zum Schrecken des Herkules;
Kein größres Ungeheuer brachte
Kolchis hervor und der Boden Thebens.

Ins Meer versenk es: herrlicher taucht es auf;
Zu Boden ring es: größeren Heldenmuts
Ersteht es, stürzt sich auf den Sieger,
Liefert ihm Schlachten, den Frau'n zum Weinen.

Nun send' ich nimmer Botschaft von stolzem Klang
Zu dir, Karthago. Wehe! dahin, dahin
Ist alle Hoffnung, alle Ehre,
Seit dir des Hasdrubal Haupt gefallen!

(Übers. v. Menge.)

Wunderbar packende Verse: man sieht förmlich, wie Hannibal sein Haupt verhüllt, und hört seine letzten Worte im Schluchzen verhallen. Und wie kunstvoll sind die Strophen gefügt! In jeder einzelnen wird als in einem abgeschlossenen

Teil der Kern römischer Eigenart, die unerschütterliche constantia, behandelt. Die erste Strophe gibt ihren geschichtlichen Ursprung, die zweite ein simile dazu, die dritte mythische Parallelen, die vierte ihre Betätigung im allgemeinen, die fünfte ihren Erfolg im vorliegenden Falle.

Diese so stolz gerühmte Zähigkeit des Römertums zeigt sich besonders in den Claudiern:

> Nichts gibt es, was ein Claudier nicht vollendet.

So ist in unserer Ode der Dichter kein serviler Lobredner eines Prinzen und seiner Tat geworden; er hat in dem Einzelnen das Allgemeine, in der vereinzelten Tat das Walten und Schaffen ewiger unabänderlicher Mächte gesehen, in der Kraft des Claudiergeschlechts die Kraft des Römertums geschildert. Die Einzeltat des Drusus taucht in dem großen Allgemeinen unter. Aus der gewünschten Verherrlichung des kaiserlichen Prinzen ist ein schwungvolles Loblied auf das trotzige Geschlecht der Claudier, ein hohes Preislied auf römisches Heldentum geworden.

Es kam ein Tiberius, ein Caligula, ein Claudius, ein Nero. Die bösen Keime, die sich in den großen Claudiern der Republik gezeigt hatten, aber in Schranken gehalten und überragt worden waren von den edlen Anlagen, steigerten sich durch die Vererbung und überwucherten endlich die guten, als ihr Trotz, ihr Hochmut, ihre Rücksichtslosigkeit keine Schranken vor sich sahen. Nichts gab es, was die Claudierkaiser nicht vollführt hätten. Das ist die tragische Amphibolie des Wortes, von der Horaz nichts ahnte, als er es aussprach.



IV. 5. Divis orte bonis optime Romulae
Custos gentis

Sehnsucht nach dem Kaiser.

QUAERIT PATRIA CAESAREM

Friede und Ruhe hatte Augustus dem Vaterlande zurückgegeben. Unzucht und Freveltat waren gebannt, die Strafe „eilte, den Frevler zu erreichen.“

> Die Herden weiden sicher auf den Au'n,
> Von Ceres' Segen prangt die Flur aufs neue,
> Das Schiff durchfurcht die friedenssichre Flut,
> Und fleckenlos erhält sich Glaub' und Treue.
> (Übers. nach Günther.)

Wahrlich, auf Horaz findet das Dichterwort Anwendung:

> Was man in der Jugend sich wünscht,
> Das hat man im Alter die Fülle.

Daher die helle Freude, der frohe Jubel in dieser Ode, daher auch die Sehnsucht nach der Rückkehr des schon lange abwesenden Kaisers, der hingeeilt war an die Grenzen des bedrohten Reiches, um durch persönliches Eingreifen die äußeren Feinde des Reiches in ihre Schranken zu weisen, um seinen Bürgern „vor der Riesenbrut, die das unwirtliche Germanien immer wieder ausspeit“, Sicherheit zu schaffen. Warm und innig tönen die Klänge des Verlangens nach der Rückkehr des Herrschers, der das Römertum, das aus den Fugen zu gehen drohte, mit klugem Sinn und starker Hand

gefestigt und gestärkt hatte. Jetzt, wo er fern ist, bangen die Herzen in Furcht und Sorge um ihn den „Wächter des Römervolkes“, den Hort der Kultur und Gesittung. Wie der Frühling lacht freundlich seine Miene, wenn er bei seinem Volke weilt. Schöner sind dann die Tage, heller strahlt dann die Sonne. Und jetzt, wo so lange schon er fern, sehnt sich, von aufrichtigen Gefühlen durchdrungen, das Volk nach ihm gleich einer Mutter, die, ihre Augen unverwandt auf das buchtige Gestade gerichtet, sich härmt um die Rückkehr des Sohnes und Wünsche und Gelübde zum Himmel schickt:

Wie die Mutter den Sohn, welchen am Syrerstrand
Jenseits wogender See neidisch der Süd gebannt
Und, obgleich der Verzug über ein Jahr schon währt,
  Noch nicht läßt zu der Heimat Herd,

Wie die Mutter ihn ruft, unter Gelübden harrt
Und hinaus auf das Meer ahnend und betend starrt:
So, im treuen Gemüt bangend vor Sehnsuchtspein,
  Harrt, o Kaiser, Italien dein.

(Übers. v. Fritsch-Menge.)

Diesem wunderschönen, überaus zart empfundenen Vergleich folgt als Begründung für die Volksstimmung der Hinweis auf die Segnungen des Friedens, die dem Vaterlande aufgegangen sind unter dem Zepter des weisen Fürsten.

Der Ehebund, von Wollust unbefleckt,
Rühmt sich der Söhne, die den Vätern gleichen,
Weil Zucht und Ordnung den Verbrecher schreckt,
Den Frevler eilt die Strafe zu erreichen.
— — — — — — — — — — — — —
Ein jeder pflanzt beglückt in seinen Bergen,
Die Rebe, die sich um die Ulme schlingt;
Des Dankes Opfer bei dem frohen Mahle
Ein jeder gern dir, seinem Schutzgott, bringt.
Es steigt für dich ein heißes Flehn empor,
Dich feiert man mit heil'gen Libationen;
Wie Herkules im schönen Griechenland
Sollst du als Gott bei unsern Laren wohnen!

(Frei nach Günther.)

NB! Man denke daran, wie merkwürdig sich seit alters schon das Königtum „von Gottes Gnaden“ ausnimmt.

Also der Kaiser schon bei Lebzeiten den Römern ein Schutzgott, verehrt wie die mythischen Heroen, die durch ihr segensreiches Handeln und ihre Hilfe in der Not sich den Dank der Menschheit erworben haben.

Horaz hat lange auf Grund solcher Verherrlichungen des Kaisers als fader Schmeichler gegolten. Mit Unrecht. Wir dürfen ihn nicht messen mit dem Maßstab unserer, sondern seiner Zeit. Und in seiner Zeit redeten nicht nur die übrigen Dichter von Augustus wie von einem Gott, sondern man dachte allgemein im Volke so, und selbst bei den Gebildeten war es Modesache geworden. Man hielt Augustus für einen Mensch gewordenen Merkur. Einen treffenden Beweis bietet, abgesehen von anderen Inschriften mit Mercurio Augusto, die aus Pompeji, wo die Brüderschaft der ministri Mercurii Maiae seit 14 v. Chr. sich ministri Augusti Mercurii Maiae, zwölf Jahre später sich lediglich ministri Augusti nannte. Später machte diese Vorstellung dem Glauben Platz, daß Augustus Apollos Sohn oder Apollo selbst sei. Und was Augustus sich zuerst gefallen ließ, bald wurde es offiziell, bald gehörte das Attribut deus zu den offiziellen Titeln des Kaisers. So beginnt eine im Jahre 1901 bei Samsun in einem Seitentale des Kisil Irmak gefundene Inschrift, die den dort im Jahre 3 v. Chr. geleisteten Huldigungseid wiedergibt mit den Worten: „Ich schwöre bei Zeus, Erde und Sonne, bei allen Göttern und Göttinnen und beim göttlichen Kaiser selbst, dem Kaiser die Treue zu bewahren 2c.“ Und dieser Schwur sollte nicht nur von den dort als Rekruten ausgehobenen Paphlagoniern, sondern auch von den dort handeltreibenden Römern geleistet werden. Ein Papyrus aus Faijum vom Jahre 6 n. Chr. gibt uns sogar einen in rein privatem Interesse bei Augustus geschworenen Eid. Und gerade für die beiden Arten der Verehrung, die Horaz in unserer Ode anführt, nämlich für die Libationen und seine Verehrung als Lar, haben wir historische Belege. Dio bringt uns in seiner römischen Geschichte einen Senatsbeschluß aus dem Anfange von Augustus' Regierungszeit, laut dessen alle Welt nicht nur bei größeren Gastmählern, sondern auch bei den einfachen Mahlzeiten

in der Familie dem Kaiser Opferspenden darbringen solle, eine Ehre, die den Schutzgöttern des Hauses gezollt wurde. Ferner wissen wir von einer Verordnung für den öffentlichen Kult, die den genius Augusti unter die Laren des römischen Volkes aufzunehmen hieß. Bei der Reform der hauptstädtischen Organisation, begonnen spätestens im Jahre 13 v. Chr., wurden die Laren des augusteischen Hauses und der genius Augusti in allen Kapellen an den Straßenecken aufgestellt. Unsere Ode ist gedichtet im Jahre 14, also ein Jahr vor der Reform, falls dieselbe wirklich erst im Jahre 13 begonnen sein sollte. Aber selbst dieser Umstand fällt nicht sehr in Betracht. Denn was ein Jahr später von Staats wegen allgemein durchgeführt wurde, wird ein Jahr vorher privatim schon mehr als vereinzelt vorgekommen sein. Uns mutet ja diese Vergötterung des Kaisers befremdend an. Aber damals war die Kluft zwischen Mensch und Gott viel geringer als heute. Die Römer beteten zu den Seelen von verdienten Verstorbenen, und ganz besonders im Orient hatte sich durch die allgemein gewordene Vergöttlichung der Herrscher bei ihren Lebzeiten der Unterschied zwischen Gott und Mensch stark vermindert. So hielt man Paulus in Lystra für Merkurius und Barnabas für Jupiter, die Priester zogen mit Ochsen und Kränzen herbei, um ihnen zu opfern, und alle riefen: die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns herniedergekommen. So wurden denn auch zuerst im Orient Augustus Tempel errichtet, bald ahmte es das Abendland, selbst Italien nach, und daß es in Rom nicht geschah, war die Folge von Augustus ausdrücklichem, rein praktischen Gründen entsprungenem Verbot. Ferner muß man sich vergegenwärtigen, daß Augustus vollführt, was kaum ausführbar schien, daß er den am Rande des Abgrundes schwebenden Staat gerettet, daß er der grenzenlosen Verwahrlosung in Zucht und Sitte ein Ziel gesetzt, den Namen Roms wieder zu Ehren gebracht hatte. Und nun ziehe man das leicht aufwallende Blut des Südländers in Betracht mit seiner Überschwenglichkeit, seiner leicht überschäumenden, bis zum Taumel sich steigernden Freude, und wir werden die Vergottung des Augustus, der

geleistet, was Menschenkraft nicht leisten zu können schien, von seiten seines Volkes erklärlich finden. Also höre man auf, Horaz einen Schmeichler zu nennen! Er war ein Kind seines Volkes und seiner Zeit.

Das Gedicht ist als der poetische Ausdruck pietätsvoller Gesinnung gegen den Landesfürsten, der dem Vaterlande Segen gebracht, von Anfang bis zu Ende in seiner Gefühlsinnigkeit gleich vortrefflich. Da ist nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes, es ist aus warmem Herzen gequollen, durchleuchtet und erwärmt von dem Feuer inniger Liebe, die nimmer aufhört. So muß es auch zu Herzen sprechen und wird namentlich bei jedem Deutschen volles Verständnis und begeisterte Aufnahme finden, wenn er seines eigenen dux bonus gedenkt. Ehre und Anerkennung solch einem Patrioten! Von seiner Schöpfung aber gilt das Dichterwort:

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!

Man beachte das unablässige Werben des Augustus um Horaz: so wollte er ihn zu seinem Geheimsekretär machen; er regte ihn zu dichten (bzw. einer großen Dichtung) über sich selbst an; er übertrug ihm das Festlied zum Nationalfesttag.

Hor. verhielt sich gegenüber dem allmächtigen Herrscher stolz u. spröde.

Erst auf dem Totenbette ließ der scheinbare Epikureer seiner Liebe zu Augustus freien Lauf, indem er ihn zum Gesamterben einsetzte.

IV. 6. Dive, quem proles Niobea magnae
Vindicem linguae Tityosque raptor
Sensit

Ouvertüre.

DAUNIAE DEFENDE DECUS CAMENAE

Unsere Ode ist der Vorgesang zu dem Jubelfestlied für die Säkularspiele und hat die feierlichen Rhythmen der sapphischen Stanze, in denen sich auch das Festlied selbst bewegt.

Es war für Horaz eine hohe Auszeichnung, von dem Kaiser mit der Komposition des Festreigenliedes zu der großen Jahrhundertfeier betraut zu werden. Er ist sich der Größe dieser Aufgabe bewußt, und als der fromme Sänger, als den wir ihn oft genug kennen gelernt haben, erfleht er sich in diesem Proömium von dem Gott der Dichter, dem holden Führer und Lehrer der hellstimmigen Musen, seinen Segen zu einer würdigen Lösung der großen Aufgabe. Aber nicht allein, weil er der Musagetes ist, wendet sich der Dichter an ihn; Apollo, der persönliche Schutzpatron Octavians, war der auserkorene Nationalgott des neuen Römerreiches geworden. Ihm strahlte auf dem Palatin ein herrlicher, vom Kaiser zum Dank für den Sieg bei Actium geweihter Tempel, der auch der Mittelpunkt der Jahrhundertfeier sein sollte. Der blutige Mars war mit den rohen Gewalten der republikanischen Zeit in den Hintergrund getreten. So sollte denn auch in der Festkantate dem glänzenden Gotte des neuen Reiches eine bevorzugte Stellung eingeräumt werden, dem zugleich kriegerischen und friedlichen Apollo, der zürnend gegen seine

Verächter den nie fehlenden Bogen spannte, der aber auch durch die musischen Friedenskünste edle Gesittung unter den Menschen verbreitete. Dazu kam, daß der Dichter, der die Jubelfeier des römischen Volkes verherrlichen sollte, naturgemäß seinen Blick auf die Anfänge, den Ursprung desselben richten mußte. Die Gründung durch Aeneas und die Trojaner war in der augusteischen Zeit — viel dazu beigetragen hatte das vor kurzem erschienene Epos Vergils — zum Dogma geworden. Der Herrscher hörte sich gern den Nachkommen des Anchises und der Venus nennen. Ihr Sohn Aeneas war nach Hektors Tode der größte Held der Trojaner gewesen, seinen größten Feind, den unnahbaren Achilleus, hatte, „wie die Axt die Fichte fällt, wie der Stoß des Ostwindes die Zypresse entwurzelt," Apollo, der mächtige Beschützer der Troer, „in den Teukrerstaub niedergestreckt"; sonst hätte der Übermütige Troja bis auf den letzten Keim zerstört. Durch Achills Sturz hatte der Gott, der trotziges Selbstbewußtsein und frevlerischen Übermut zu brechen verstand, Aeneas, seinen Sohn Julus und seine Begleiter gerettet und somit die Möglichkeit gegeben, Troja in Rom neu aufleben zu lassen. Die Erlegung des Helden durch Apollo ist das in breiter Fülle ausgearbeitete Motiv des Apollothemas des Vorgesanges, das in dem Hauptgesang selbst wiederkehrt. Also: Apollo, Rächer jedes Übermuts, Gründer Roms, du jugendlich schöner Segensgott, verleihe deinen Segen meinem Liede, das die Feier deiner Gründungstat würdig verherrlichen will! Das ist der erste Teil der Ouvertüre.

Den zweiten Teil beginnt Horaz mit der frohen Gewißheit, daß seine Bitte erfüllt ist, daß Phöbus ihm poetische Schaffenskraft, die Kunst des Liedes und den Namen Dichter verliehen hat. In dieser stolzen Gewißheit wendet er sich an den Chor, der sein Gedicht vorträgt, an die edlen Jungfrauen und Jünglinge, die Schutzbefohlenen der keuschen Göttin, deren Bogen den flüchtigen Luchs und Hirsch im Laufe hemmt, — auch das Dianamotiv muß in der Ouvertüre angeschlagen werden — mit der Aufforderung, wohl Obacht zu geben auf den Takt und die Weise seines lesbischen Liedes, damit — und nun

verschlingen sich Apollo- und Dianamotiv zu einem, wie sie ja auch im Hauptliede zumeist verschlungen gegeben werden — das hohe Geschwisterpaar an dem schön eingeübten Festreigen seine helle Freude habe und sie selbst ein stolzes Andenken für ihr ganzes Leben hätten.

> Wenn du vermählt, wirst du dich glücklich preisen:
> Gesungen hab' auch ich das Lied,
> Als das Jahrhundert von uns schied,
> Einstimmend in Horazens Sangesweisen.

So erklingen die Weisen der Ouvertüre, vorbereitend auf den Festgesang, in der Art eines alten, feierlichen Hymnus, dem Wort und Ton kunstsinnig angepaßt sind.



Carmen saeculare.

Jubelfestlied.

POSSIS NIHIL URBE ROMA
VISERE MAIUS

Im Mai 1902 bewegte sich auf die trümmerbedeckte, weitschauende Höhe des Palatin ein historischer Festzug, der die bewundernden Zuschauer in die Glanzzeit des Kaisertums versetzte. Als, oben angekommen, die kaiserliche Familie und die Senatoren im Halbkreise auf den kurulischen Sesseln Platz genommen hatten, die Opferdiener das heilige Opferschrot und die Kinder Blumen ausstreuten, der Oberpriester mit der Vestalis Maxima auf die Stufen des Altars trat und das Feuer entzündete und ein Chor die Opferhandlung mit dem Horazischen Carmen saeculare begleitete, das von Maestro Cellini in Musik gesetzt war, da brach die Zuschauermenge in bewundernden Beifall aus, und doch war dies nur ein mattes Abbild der Säkularfeier Roms im Jahre 17, einer Feier, wie sie niemand je gesehen hatte, noch wiedersehen sollte.

Mit dem offiziellen Auftrage des Kaisers, zu diesem Feste das Festreigenlied zu dichten und einzuüben, war der Ruhm unseres Dichters entschieden, er war der Lautner des römischen Volkes geworden; jeder kannte, jeder nannte ihn. Diese Auszeichnung war eine hohe Anerkennung seines patriotischen Wirkens. Und sicherlich war aus der großen Dichterschar niemand dieser ehrenvollen Aufgabe würdiger als der Musenpriester, der die sechs Römeroden verfaßt hatte, der in seinen

Liedern ersehnt, erhofft und erstrebt hatte, was nun in so herrlicher Weise erfüllt war.

Mit der Annahme des Auftrages mußte der Festdichter sich gewissen Gesetzen beugen. Er durfte seinen eigenen Inspirationen nicht unbeschränkt folgen, sondern mußte die rituellen Vorschriften beachten, in denen sich das Fest bewegte; Anrufung der Götter in ganz bestimmten Formen, Wünsche, Gebete, — alles mußte den Gebräuchen gemäß gestaltet werden. Altertümlicher Glanz, altertümlicher Farbenton mußte die Strophen des Festliedes zieren. Denn religiöse Kunst hängt immer am Alten, und das Alte an sich scheint immer feierlicher. Gemessen, feierlich mußte die Weise erklingen, die von dreimal neun Söhnen und Töchtern noch lebender Eltern aus den edelsten Geschlechtern im vereinten Chor gesungen und von ernsten Reigentänzen begleitet wurde.

Die Festkantate wendet sich, wenn auch an alle Segensgötter, so doch hauptsächlich an die Götter des neuen Reiches, „die lichte Himmelszier", an das herrliche Geschwisterpaar Apollo und Diana, fleht um ihre fernere Huld für das Römertum und faßt dabei alles zusammen, was das Volk an Wünschen, Hoffnungen und Mahnungen für das Vaterland in treuem Herzen bewegt. An diese beiden Gottheiten wenden sich die Verse des Vor-, Mittel- und Schlußgesanges, die die zwei großen Gebete von je sechs Strophen einrahmen. Das erste Gebet setzt sogleich mit dem Gipfelpunkt der Bitten ein:

> O hehrer Sonnengott, der du den Strom
> Des Lichts im Strahlenwagen bringst und neigest
> Und, immer neu, empor derselbe steigest,
> O möchtest du nichts Größres schaun als Rom!
>
> (Übers. v. Günther-Menge.)

Ein stolzes Wort, das heute noch, wie Guglielmo Ferrero bezeugt, nach zweitausend Jahren jedes Römers und jeder Römerin Herz höher schlagen läßt, eine Bitte, entströmt dem warmen Herzen eines Patrioten, der glücklich ist, sein Vaterland, das dem Verderben nahe war, durch die sichere Hand eines klugen Monarchen wieder gefestigt, wieder zu der Höhe der

weltbeherrschenden Roma emporgehoben zu sehen, zugleich eine ernste Mahnung an sein Volk, dem Herrscher zu danken und an der Erhaltung und Hebung des geliebten Vaterlandes mitzuarbeiten. Zu dieser Machtentwicklung soll Ilithyia, auch Lucina und dea Genitalis genannt, die Beschützerin der Geburten, helfen. Sie soll die Bestrebungen des Kaisers segnen, der durch seine Ehegesetze dem Staate kräftigen Nachwuchs sichern will:

> Laß, Göttin, keimen künftige Geschlechter
> Gib Heil der Väter eifrigem Bemühn,
> Zum Ehebund zu führen Romas Töchter
> Laß reichen Nachwuchs unserm Staat erblühn!
>
> (Übers. nach Günther.)

Dann wird nach wiederum 110 Jahren Rom diese Säkularfeier gleich herrlich begehen können:

> Auf daß, ist ausgefüllt der Kreis der Zeit
> Von elf Jahrzehnten, festlich sich erneuern
> Die Jubelklänge, die wir hocherfreut
> Drei Tage und drei holde Nächte feiern.
>
> (Übers. nach Günther.)

Aber alle Göttermacht ist dem Spruch der Parzen untertänig. So werden denn nun diese angerufen und gebeten, die Geschicke Roms wie bisher in glücklicher Bahn zu lenken. Darauf wird Tellus angefleht, die Erde zu segnen, auf daß, von heilsamem Regen und Himmelsluft genährt, sie spende reiche Frucht.

Nach einem Mittelgesang mit einer neuen Anrufung Apollos und Dianas folgt das zweite Gebet. In ihm ertönt das Aeneasmotiv aus der Ouvertüre: Gotteswille hat den Aeneas nach Latium geführt, um Rom zu gründen. So erhaltet, Götter, denn auch euer Werk und segnet es. Gebt der empfänglichen Jugend Sittenreinheit, dem Alter der Ruhe friedlichen Genuß, dem ganzen Volke Wohlstand, Kinderreichtum und alles, was das Leben ziert, und verleihet dem Sproß des Anchises und der Venus, dem siegreichen, milden Herrscher, der seine Feinde niederzuringen, dann aber zu verzeihen versteht, alles, was er unter Opferung weißer Rinder (den Parzen hatte er nachts

schwarze geopfert) von euch erfleht. Und nun verkündet mit stolzem Mute der Sänger die Herrlichkeit des neuen Reiches, wie sie sich nach außen und im Innern offenbart:

Vor Cäsars Macht und starkem Arm,
Zu Wasser und zu Land gewaltig, beben
Die Parther, Roms Befehle holt ergeben
Der stolze Scythe und der Inder Schwarm.

Die Tugend, die schon lange von uns wich,
Der Friede und die Zucht und Glaub' und Treue,
Sie kehren nun zurück, es zeigt aufs neue
Der Überfluß mit seinem Füllhorn sich.

(Übers. nach Ed. Bürger.)

Eine dritte Anrufung Apollos und Dianas bildet den Schlußgesang. In ihr klingt das Lied aus in der freudigen Zuversicht, daß die Gebete von den Göttern erhört sind.

Wie stolz mag dieses Festgedicht, das die Motive des Vorgesanges kunstreich ausgesponnen und verarbeitet wiedertönen läßt, durch Tanz und Gesang verschönt, römischen Ohren geklungen haben! Wir können davon nur eine schwache Ahnung haben, da uns die Mittel fehlen, die Verse durch die für sie komponierte Musik und Orchestrik, die Schwesterkünste der Poesie, zu beleben. Aber auch ohne diese Mittel erfreuen wir uns an dem Wohlklang der feierlichen Verse, an der weihevollen, religiösen Stimmung, an dem patriotischen Sinne des Dichters, an seinem Geschick, mit dem er altrömische Ritualien in griechische Form gegossen, und an der herrlichen Verkündung von seines Vaterlandes Größe. Er hat seine Aufgabe, für die ihm feste, unverrückbare Grenzen und Schranken gestellt waren, würdig gelöst; und auch ohne Zusammenhang mit dem Feste, mit dem es innig verwachsen war, vermag dieses Festweihelied, dieses altrömische Tedeum, in vollstem Maße ästhetischen Genuß zu bereiten.

Mit dem Gedicht gleichalterig ist die Augustusstatue von Prima Porta. Den Brustpanzer ziert eine bildliche Darstellung, in der die von dem römischen Volke lang ersehnte Rückgabe der in der Schlacht bei Carrhä verlorenen Feldzeichen gefeiert

wird, ein Erfolg, auf den Augustus, weil er ihn ohne Blutvergießen und nur durch die wieder imponierende Macht des Römerreiches errungen hatte, stolzer war wie auf alle seine herrlichen Siege. Zeugen der Übergabe sind auf dem Panzer dieselben Götter, die in unserem Gesang in den Vordergrund treten: Unten links Apoll mit seiner Leier, rechts Diana, darunter Tellus, die Erdgöttin, in ihrem Schoß ein großes Füllhorn, die Segnungen des Friedens unter Augustus' Herrschaft repräsentierend; oben zügelt der jugendliche Sol in der gebückten Haltung und langen Gewandung eines Wagenlenkers die ungestümen Sonnenrosse, geführt von schwebenden Göttinnen, und alles überspannt der Himmelsgott Caelus mit der Himmelswölbung seines Gewandes. Bild und Gedicht hängen enge miteinander zusammen und erläutern sich gegenseitig.



IV. 7. Diffugere nives

Frühlingsmahnung.

IMMORTALIA NE SPERES

Der Lenz ist da, der Lenz ist da, so schön, so entzückend wie nimmer! Alles sproßt und grünt, der Schnee ist zerduftet, die Wut der Winterstürme wich dem Wonnemond, die Erde zeigt ihr holdestes Antlitz. Die ganze Natur jauchzt in voller Pracht, sagt der moderne Mensch; dem antiken zaubert sie plastische Gestalten hervor; die Nymphen und Grazien tanzen in unverhüllter Schönheit. — In diese Freude hinein tönt wie ein Mißklang das Immortalia ne speres des Dichters, dem des Lebens Mai abgeblüht hat, dem dieser Frühling vielleicht der letzte ist. Weiß er doch, all diese Frühlingspracht schwindet schnell dahin, schwindet wie alle Schönheit und Gestalt und der Traum des Menschendaseins!

So mahnt den Dichter die Pracht des Frühlings an die Hinfälligkeit der Schönheit und ihrer Lust, an Scheiden und Meiden. So fühlt auch Heine die wehmutsvollen Schauer der Frühlingspracht:

> Ernst ist der Frühling, seine Träume
> Sind traurig, jede Blume schaut
> Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
> Wehmut im Nachtigallenlaut.

Bald schwindet der Frühling, ihn „tritt zu Boden" der Sommer, der Sommer muß weichen dem kalten Herbst und dieser wieder dem Winter. Und wieder kommt der Frühling.

Wie in dem ewigen Kreislauf der Mond dahinschwindet und immer wieder wächst, so erwacht in dem ewigen Werden und Vergehen die Natur immer wieder aufs neue. Nur der Mensch erwacht nie wieder, muß für immer Abschied nehmen von der schönen Erde; Staub und Asche, — der Rest ist Schweigen. Das ist der trostlose Glaube des Heidentums, das sind die Stimmungen, die das Christentum vorfand, als die Zeit erfüllet war, als die Menschheit sich vor diesen Stimmungen in die Arme dessen rettete, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich rief. Vor solchen grauen Bildern flieht der Geist des Dichters zurück und klammert sich mit allen Fibern an den Augenblick, über den er noch gebieten kann:

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Der Augenblick ist dein, ihn genieße, ehe du von der Todesnacht umfangen bist, ehe du, sagt Horaz mit seiner herrlichen Gabe, die jedesmalige Situation feinfühlig in eine gewisse Beziehung zu der angeredeten Person zu setzen, hier mit einer feinen Anspielung auf den Beruf des Adressaten, der ein vielbeschäftigter, redegewandter Jurist und Anwalt war, ehe du vor den gerechten Urteilssprüchen des Totenrichters stehst. Hat Minos seinen feierlichen Wahrspruch, der für dich natürlich glänzend ausfallen wird, über dich abgegeben, so bringt dich nichts zurück. Sind doch selbst die Götter und Heroen ohnmächtig gegenüber der Macht des Todes. Diana mußte sich von ihrem keuschen Hippolyt, Theseus sich von seinem Pirithous trennen. So vermag auch, bist du, Torquatus, mir entrissen, die Macht meiner Liebe nichts gegen die unüberwindliche Macht des Todes.

Es beleidigt unser Gefühl, wenn Horaz die Aufforderung zum frohen Lebensgenuß durch den Hinweis unterstützt, daß alles, was man seinem lieben Ich zugute tut, den gierigen Händen des lachenden Erben entgeht. Aber Horaz stand einsam in der Welt: Familienglück hatte er nie kennen gelernt, wohl aber die greuliche Seuche der Erbschleicherei, die damals in

ihrer widrigsten Art in Rom grassierte. Daher der Haß und der Abscheu vor dem gierigen Erben, der auf den Tod des Erblassers lauert, um lachend die Beute zu verzehren, die ihm die Torheit gelassen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, mildert sich der schrille Ton jener Worte und wird überklungen durch die Innigkeit der Liebes- und Freundschaftsgefühle, in die der Schluß der schönen Ode ausklingt:

Der Schnee zerrinnt, es werden bunt die Auen,
Die Bäume kleidet wieder frisches Grün,
Aufs neu verjüngt läßt sich die Erde schauen,
In ihrem Bett gemach die Ströme ziehn.

Die Nymphen und die holden Grazien wagen
Zu einen sich im nackten Reigentanz.
Es mahnt dich, stolzer Hoffnung zu entsagen,
Der Frühling und der flücht'gen Stunden Kranz.

Der Frühlingswind löst starren Winters Hülle,
Der Lenz vergeht, ihm folgt des Sommers Pracht,
Bald schüttet uns der Herbst der Früchte Fülle,
Schon kehrt zurück des starren Winters Macht.

Die Monde zwar, sie kommen, schnell enteilet,
Stets wieder; doch, wenn wir, des Todes Raub,
Dort unten sind, wo Held Aeneas weilet
Und Tullus, — sind wir Schatten nur und Staub.

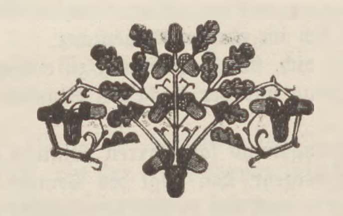
Wer weiß, ob an des heut'gen Tages Stunden
Ein Gott uns noch ein frohes Morgen reiht? —
Doch ist des Erben gier'ger Hand entwunden,
Was deinem lieben Ich du selbst geweiht.

Bist du dahin und hat mit Richtertreue
Dein glänzend Urteil Minos dir gefällt,
Nicht rettet Redekunst, der Ahnen Reihe
Nicht Frömmigkeit dich aus der Unterwelt.

Nicht darf Diana selbst den Keuschen retten
Vom Bann des Todes, den Hippolytus,
Und nicht kann Theseus aus des Todes Ketten
Befreien seinen Freund Pirithous.

(Übers. nach Gebhardi.)

Von Wehmut durchzittert sind die schönen Verse unserer Ode; es ist, als ob der Schmerz über die Vergänglichkeit die Ausführung der Verse zu vollen daktylischen Hexametern unterbreche. Wohllautendere Verse hat die römische Literatur schwerlich aufzuweisen. Wer könnte dieses Juwel Horazischer Poesie je vergessen, der es einmal erfaßt, dem die schwermütige Melodie dieser Verse einmal ins Gemüt gedrungen?



IV. 8. Donarem pateras

Des Liedes Wert.

DIGNUM LAUDE VIRUM MUSA VETAT MORI

Fröhliche, selige Saturnalienzeit! Überall ausgelassene Lust, überall, in den Häusern und auf den Straßen, die Rufe: Io Saturnalia! Io bona Saturnalia! Schulen, Läden und Bureaus sind geschlossen, Schwärme von maskierten Leuten ziehen durch die Straßen und verüben allerlei Ulk. Die Schranken zwischen den Ständen sind gefallen, das goldene Zeitalter herrscht für einige Tage wieder auf Erden. Menschlichkeit, Brüderlichkeit, Gleichheit ist die Losung. Den Gefangenen werden die Ketten abgenommen, Sklaven dürfen sich als Menschen fühlen und essen mit ihren Herren an einem Tische. In der Festesfreude beschenkt man einander, meistens mit Wachskerzen oder Puppen, reiche Freunde schenken kunstvolle Vasen, Schalen aus Silber, Dreifüße und andere kostbare Kunstwerke, denn mit derlei sein Heim zu schmücken, gehörte in dieser Zeit zum guten Ton. Und so möchte denn auch unser Dichter seinen Freunden solcherlei gern schenken. Aber das Geld ist leider so verteufelt knapp bei mir, sagt Horaz, sonst würdest namentlich du, lieber Censorinus, etwas ganz Hervorragendes erhalten, etwas deiner Würdiges, z. B. eine Statue oder ein Gemälde von der Hand eines hochberühmten Meisters. Aber du hast Kunstwerke schon genug, auch hängt dein Herz nicht an solchen Sachen, erfreut sich vielmehr an Kunstwerken der Poesie, und damit kann ich aufwarten und schicke dir dies Gedicht als Saturnaliengabe.

Kein übles Geschenk, das muß ich sagen. Dieses Lied verewigt deinen Namen: denn sieh mal: von großen Männern wird der Name ja auch noch auf andere Weise unsterblich, die haben ihre Standbilder, ihre Gedenktafeln aus Marmor, die in handgreiflicher Form ihren Ruhm predigen. Manchmal ist eine Tat so riesenhaft, daß ein Wort genügt, uns das Andenken an einen großen Menschen wachzurufen. So zaubert der bloße Name Hannibal oder Karthago dem Hörer mit einem Schlage die Scipionenglorie vor Augen. Aber selbst bei diesen großen Menschen ist es die Poesie, die ihrem Ruhm den hellsten Glanz verleiht. In den Gedichten auf Papyrusrollen, scherzt Horaz, so vergänglich diese im Vergleich zu Marmortafeln und Erzbildern sind, leben die Taten doch noch lebendiger fort, und gerade sie verhelfen am wirksamsten zur Unsterblichkeit. In einer seiner Episteln drückt Horaz dieses so aus:

Nimmer prägt so lebendig der Künstler die Züge von großen
Männern in eherne Masse, als aus dem Gesange zurückstrahlt
Ihr Charakter und Geist.

Wer wüßte etwas von Aiakos, wenn des Liedes Stimme von ihm schwiege? Was hätte ein Sohn des Mars und der Ilia vermocht, wenn er nicht als der verdiente Gründer Roms seinen Sänger gefunden? Selbst Herkules, spöttelt Horaz, und dieser Spott wirft ein grelles Schlaglicht auf des Dichters Glauben, der, wie schon öfters hervorgehoben, aller Vielgötterei abhold, in frommer Demut sich vor der Allmacht des einen höchsten Gottes beugt — selbst Herkules ist ein Gott von der Muse Gnaden. Für wen aber keine großen Taten reden, wem keine Denkmäler aufgestellt sind, für diese große Kategorie von Menschen bleibt kein anderes Mittel, nach ihrem Tode der Vergessenheit entrissen zu werden, „mit dem Himmel beseligt zu werden", sagt Horaz, als die Verherrlichung auf dem Papier. Du siehst also, lieber Censorinus, wie groß der Wert meiner Saturnaliengabe.

Daß es ein Danaergeschenk ist, verschweigt der Schalk aus Tibur. Denn von sich nichts weiter als den Namen genannt, höchstens noch sich als Freund der Poesie erwähnt

zu sehen, ist mehr beschämend als erhebend. Vielleicht ist das Gedicht eine Strafe für allzu große Zudringlichkeit, mit der Censorinus den Dichter anging, ihn in einem Gedicht zu verewigen. Dann wäre die Freude an Gedichten, die der Dichter seinem Adressaten nachrühmt, noch eine besonders scharfe Spitze gegen diesen Adressaten, und Horaz hätte dann ähnlich gehandelt wie Böcklin, der die zudringliche Frau Kommerzienrat als Susanna im Bade „verewigt" hat.



IV. 9. Ne forte credas interitura

Des Liedes Macht.

PAULUM SEPULTAE DISTAT INERTIAE
CELATA VIRTUS

Des Liedes Wert hat Horaz im vorigen Gedichte bestimmt, hier preist er des Liedes Unvergänglichkeit:

Was ich, am rauschenden Ofant entsprossen,
Harmonisch zu des Lautenspieles Klang
In neuentdeckte Liederform gegossen,
Das findet — glaub es — nie den Untergang.

Wohl hat den ersten Platz der Mäonide,
Doch auch von Pindars Muse schweigt man nicht;
Es lebt Stesichorus im ernsten Liede,
Alkaios lebt in seinem Kampfgedicht.

Kein Zeitensturm vermochte wegzufegen,
Was tändelnd sang dereinst Anakreon;
Noch heut strömt uns die Liebesglut entgegen,
Die Sappho haucht' in ihrer Saiten Ton.

(Übers. v. Proschberger.)

Und die Helden, von denen ihre Lieder melden, sie leben im Gedächtnis der Menschen fort. Aber auch schon vor diesen Helden haben viele rühmenswerte Männer gelebt, doch spurlos, sanglos, klanglos sind sie verschollen, ihnen hat der heilige Sänger gefehlt, denn „das ungefeierte Verdienst unterscheidet sich nur wenig von begrabener Verdienstlosigkeit". So sagt Lord Byron in seinem Don Juan in Goethescher Übersetzung:

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
Sowie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.

Ähnlich läßt Geibel in seinem Gedicht „Sanssouci" den alten Fritz sprechen:

O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!

Dies der erste und weitaus wichtigste Gedanke der Ode. Ihm läßt Horaz die Anwendung auf die eigene Poesie folgen, mit der er den reichen Tatenkranz des Lollius der „neidischen Vergessenheit" entreißen will; denn das verdient er: er ist klug, von unbeugsamer Geistesstärke, hat Sinn für Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, ein Vorbild kommender Zeiten. Den Beschluß machen zwei Strophen trefflicher Lebensweisheit, gewissermaßen ein Extrakt Horazischer Moralphilosophie:

Nicht im Reichtum wohnt das wahre Glück.
Der verdient, daß man ihn glücklich preise,
Wer der Götter milde Gaben weise
Nützt und unverdientes Mißgeschick
Mutig trägt, wem geistiges Verderben
Schrecklicher als Grab und Tod erscheint.
Unverzagt wird er für seinen Freund,
Für das Heil des Vaterlandes sterben
(Übers. v. Günther.)

Das sind schöne Worte, aber warum stehen sie gerade hier? Was haben sie mit dem hier so gerühmten Lollius zu tun? Wir wissen von ihm so mancherlei, was, wenn es auf Wahrheit beruht, uns dies Gedicht zu einem Rätsel macht. Vellejus Paterculus tadelt in seinem Abriß der römischen Geschichte Lollius als einen höchst geldgierigen und lasterhaften Menschen. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte, er habe die Enkelin desselben, Lollia Paulina, die kurze Zeit die Gattin des Caligula war, bei einem einfachen Feste in einem Kopf, Ohren, Hals und Finger bedeckenden Perlenschmuck gesehen, der weit über sieben Millionen Mark gekostet

habe, was sie mit Dokumenten zu beweisen bereit gewesen sei, und dieser Schmuck sei nicht ein Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls gewesen, sondern ein Erbstück vom Großvater, erworben natürlich, fügt Plinius hinzu, durch die Plünderungen der Provinzen, deren Ruchbarkeit Lollius die Ungnade des Kronprinzen Gajus Caesar zugezogen und ihn gezwungen habe, sein Leben durch Gift zu enden. Und da nennt Horaz ihn einen unbestechlichen und treuen Richter, der sich von dem alles berückenden Golde fernhält, der habgierigen Trug ahndet, der die Pflichterfüllung über den Nutzen stellt, Geschenke der Schuldigen mit stolzer Verachtung zurückweist? Weiter noch: Lollius erlitt im Jahre 16 eine schmähliche Niederlage, bei der sogar ein Legionsadler in die Hände der Sigambrer geriet. Und da spricht Horaz von einem Manne, der mehr die Schande als den Tod fürchtet? Ist denn Horaz ein solcher Lobhudler, daß er der Wahrheit ins Gesicht schlägt? Nie und nimmermehr! Wir kennen unseren Horaz zu gut, wissen, daß ein solches Gebaren seinem edlen Herzen fremd ist, das von Gefühlen der Liebe für alles Schöne, was Menschenherz bewegt, für alles Hohe, was Menschenherz erhebt, überschwillt. Versuchen wir also die Worte unseres Dichters mit den geschichtlichen Nachrichten in Einklang zu bringen.

Gedichtet ist unsere Ode um das Jahr 16; ob aber nach Lollius' Niederlage, läßt sich nicht erweisen. So bleiben denn des Vellejus und Plinius Zeugnisse zu prüfen übrig. Der erstere hatte unter Tiberius gedient und ihn bewundern gelernt, hatte auf Grund dieser Bewunderung ohne jedes Verständnis für den inneren Zusammenhang der Dinge, lediglich geleitet durch sein Interesse für die Personen, sich in ein Pathos der Loyalität hineingeschraubt, das alles, was seinem Kriegsherrn lieb war, in überschwenglicher Weise verherrlichte, alles Gegnerische aber tadelte. Tiberius nun haßte Lollius, weil dieser, wie Sueton und Tacitus berichten, den Thronfolger Gajus Caesar gegen ihn eingenommen hatte. Kein Wunder, wenn Vellejus den Adressaten unseres Gedichtes in den schwärzesten Farben schildert. So wiegt jenes Urteil des

Vellejus, weil stark subjektiv gefärbt, nicht allzu schwer. So bleibt noch die Beschuldigung bei Plinius übrig. Dieser hat den luxuriösen Schmuck mit eigenen Augen gesehen, hat aus dem Munde der vornehmen Dame mit eigenen Ohren ihn als Erbstück vom Großvater und als vierzig Millionen Sesterzen wert rühmen hören. Das muß also richtig sein. Muß denn aber auch seine Notiz richtig sein, daß dieser Schmuck eine Frucht der in den Provinzen verübten Plündereien ist? Konnte das riesige Vermögen nicht anders als durch Plünderung erworben sein? Als Plinius dieses schrieb, war Lollius schon sieben Jahrzehnte tot, und in dieser Zeit ist das Urteil über ihn sicher durch Tiberius beeinflußt worden, der ihn noch 22 Jahre nach seinem Tode vor versammeltem Senat schlecht gemacht hatte. Und wenn Lollius wirklich sein Vermögen auf diese Weise zusammengebracht hatte, unterschied er dann sich dadurch so sehr von den übrigen Großen Roms? War es nicht vielmehr allgemeine Sitte geworden, seine durch den unerhörten Luxus in der Hauptstadt zugrunde gerichteten Finanzen durch Erpressungen in den Provinzen wieder aufzubessern? Woher kam denn der enorme Reichtum in Rom zusammen? Woher die Möglichkeit, Perlen auf den Schuhen und Schuhriemen zu tragen, sich Villen zu bauen, deren Wände, wenn auch nicht gleich mit Perlen tapeziert wie die Liebesgemächer im Goldenen Hause des Nero, so doch wie bei einem im 17. Jahrhundert gefundenen Hause, hinter vergoldeten Bronzeplatten oder Silberblech mit eingelassenen Edelsteinen verschwanden? Woher die Möglichkeit für den Unsinn, sich durch das Schlürfen aufgelöster Perlen Millionen durch die Gurgel zu jagen? Woher hatte Julius Caesar die Mittel, seiner geliebten Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle, über eine Million Mark wert, zu schenken? Und wenn dies alles Ausnahmen waren, die Bereicherung auf Kosten der Provinzen war an der Tagesordnung. So wird denn Lollius, wenn überhaupt, geplündert haben wie alle Welt. Falls er es aber in besonders rücksichtsloser Weise getrieben hätte, mußte Horaz denn davon durchaus Kenntnis gehabt haben? Erst vierzehn Jahre nach der Abfassung unseres

Gedichtes scheint Lollius entlarvt worden zu sein. Vellejus selbst sagt, Lollius sei ein Meister gewesen in der Kunst, seine Laster zu verbergen. Und das muß, falls Lollius ein schlechter Mensch gewesen ist, wahr sein. Er hat dann nicht nur Horaz getäuscht, sondern auch Augustus, was viel mehr sagen will, da dieser in der Auswahl der Menschen, denen er sein Vertrauen schenkte, sehr vorsichtig war. Hat doch Lollius selbst nach der schmählichen Niederlage in Belgien das Vertrauen seines Kaisers sich lange Jahre zu erhalten verstanden, und zwar in dem Grade, daß Augustus ihm im Jahre 2 die verantwortliche Stellung eines Beraters für seinen Enkel und voraussichtlichen Thronfolger Gajus Caesar übertrug.

Möglich ist es auch, daß Horaz dieses Gedicht im Auftrage des Augustus verfaßt hat, der Lollius als hervorragenden Diener des Prinzipats erkannt hatte und ihn gegen damals schon gegenteilige Urteile im Publikum, die vielleicht noch durch die Nachricht von der jämmerlichen Niederlage genährt wurden, in Schutz genommen wissen wollte, eine Auffassung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man darauf achtet, wie sehr der vorangehende Teil, der in acht Strophen die Bedeutung der Poesie für die Erhaltung des Nachrufes im allgemeinen und der Horazischen Kunst im besonderen feiert, so in den Vordergrund tritt, daß die eigentliche Aufgabe als unbedeutend sich fast verliert. Es ist, als ob das Verdienst des Lollius in keinem Verhältnis stände zu der Bedeutung, die ihm durch den Umstand verliehen wird, daß ein Horaz nicht sein Lobredner, sondern sein Verteidiger wird gegen die übermäßigen Angriffe, denen verdientes oder nicht verdientes Unglück ausgesetzt ist. Unser Dichter hätte sich dann geholfen, wie Simonides sich in einem ähnlichen Falle ähnlich geholfen haben soll. Aus einem Preisliede auf einen wenig preiswerten Tyrannen wurde mehr ein Loblied der Dioskuren. Für diesen Fall müßten wir so urteilen: Horaz zeigte sich dem Kaiser gefällig, kam seinen Wünschen durch diese Erhebung eines vielbescholtenen Mannes entgegen und versuchte, wie es seine Art war, in feiner Ironie durch Andichtung

von Tugenden, die der Angeredete nicht oder nur in geringem Grade besaß, denselben anzutreiben, dem vorgehaltenen Ideale durch energische Selbstzucht sich nahezubringen, widmete aber den größten Teil seines Werkes der Verherrlichung seines Berufes, seiner Muse, die zu Gold macht, was sie anrührt.



IV. 10. O crudelis adhuc

Es wird dich reuen.

CUR HIS ANIMIS INCOLUMES NON REDEUNT GENAE

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinem Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

Mit diesen fein pointierten Versen mahnt Heine: liebe, ehe es zu spät ist. Dieselbe Mahnung gibt Horaz mit unserem Liedchen. Sie gilt dem jugendschönen Ligurinus, sie soll seine Sprödigkeit verscheuchen, ihm sein Herz für die Liebe öffnen; denn bald wird seine Frühlingsblüte dahin sein, durch den reifenden Sommer vernichtet werden, — ver proterit aestas. Nutze die Zeit, die dir die Herzen gewinnt, mahnt der liebende Dichter; schwindet die Schönheit, schwinden die Bewunderer. Du wirst zu spät deine Hartherzigkeit bereuen, vergebens die Frühlingstage zurückwünschen.

Die Liebesklage stimmt mit dem elegischen Tone des Frühlingsliedes unseres Buches harmonisch zusammen. Nicht der heiße Sommer lockt den Dichter, sondern die junge Pracht des Frühlings.

Das Gedicht ist wohl die freie Nachbildung eines älteren griechischen Epigramms. Zum Vergleich mag aus dem griechischen Liederbuch von Gustav Brandes der Anfang der Elegie

des Mimnermos: „Von der Flüchtigkeit der Jugend" hier eine Stelle finden. Der Grieche klammerte sich mit allen Fibern der Empfindung an die Formen der Schönheit, er weihte ihr den begeistertsten Kultus; die Zerstörung der Jugendschönheit betrachtete er als ein unsägliches Leid.

Gleichwie der Wald im Lenz mit Grün sich kränzt
Und nun die Flur von frischen Blumen glänzt,
So blüht die Jugend. Jugendfröhlichkeit
Währt aber, ach, nur eine Spanne Zeit:
Und keiner denkt, wie bald, wie bald-
Die Jugend welkt, wie Blumen, Flur und Wald.

Das Schicksal naht dem Menschen, und es droht
Ihm mit zwei schlimmen Feinden: Alter, Tod;
Es währt nur kurz der Jugendzeit Gedeihn,
Solange währt der holde Sonnenschein.
Doch ist der Sonnenschein dahin,
Bleibt Sterben nur noch einziger Gewinn.
— —

Adonis! Adonis!



IV. 11. Est mihi nonum superantis annum Albani cadus

Des Freundes Geburtstag.

EX HAC
LUCE MAECENAS MEUS ADFLUENTES
ORDINAT ANNOS

Mille puellarum, puerorum mille furores (Mädchen liebtest du tausend, auch Knaben liebtest du tausend), so endigt das Sündenregister, das Horaz sich selbst in einer Satire durch den Mund eines Tugendschwätzers aufstellt. Wir haben ja schon zur Genüge kennen gelernt, wie es mit Horazens Selbstvorwürfen bestellt ist, haben gesehen, wie er sie aus diesem oder jenem Grunde übertreibt. Sein maßvoller Sinn hat Horaz sicher auch in diesem Punkte vor Unmaß bewahrt. Auch ist es nicht immer die Liebesleidenschaft, die ihn nach der Gesellschaft einer Lyde, einer Neära, einer Phyllis verlangen ließ, — das Weibliche übt an sich auf die leicht erregbare Dichterphantasie seinen Reiz; besonders fesselte ihn die musikalische Kunst dieser Mädchen, wie er dies an verschiedenen Stellen seiner Gedichte besonders betont. Diese griechisch gebildeten Mädchen schafften dem schönheitstrunkenen Dichterherzen Anregung und Befriedigung, sangen ihm alte, liebe Lieder aus der schönen griechischen Zeit, sangen ihm wohl auch seine eigenen. Ihn erfreute der Klang der Poesie aus schönem Munde; — und wer könnte weniger die Musik entbehren als der Dichter, der in Tönen denkt? Freilich liebten diese Schönen stürmischere Feste und waren für die poetischen

Stunden im einsamen Hause des jovialen, schon alternden Herrn nicht leicht zu gewinnen. Es bedarf daher einer dringenderen Einladung, um ein Mädel wie diese Phyllis zu einem Besuche zu bewegen: Schön geschmückt sind Haus und Hof; Wein und Blumen warten:

Abgelagerten Albaner
Hab' ich einen vollen Krug,
Hab' zu Kränzen, liebe Phyllis,
Frischen Eppich auch genug.
Oder willst du lieber glänzen –
Mit dem Efeuzweig im Haar,
Bietet Efeu dir mein Garten
In der reichsten Fülle dar.

In dem besten Silberschmucke
Lacht mein Haus, und festlich prangt
Schon im keuschen Grün der Altar,
Der nach Opferblut verlangt.
Mädchen eilen mit den Dienern
Kreuz und quer im hast'gen Lauf;
Wirbelnd treibt des Heerdes Flamme
Dunklen Rauch zum Himmel auf.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Und wenn diese verlockenden Zurüstungen nicht wirksam genug sind, so soll dich ein stärkerer Zauber beschwören; wir feiern die Iden des April, den schönsten Frühlingstag des Venusmonats und — Maecens Geburtstag. Mein eigener ist mir schon heilig; denn was gibt dem Menschen mehr Berechtigung, Erfüllung seiner Wünsche zu fordern, als der Tag, der ihm die Freude des Daseins geschenkt? Aber der Geburtstag der Hälfte meiner Seele ist mir noch heiliger. Doch deine Gedanken, Phyllis, sind gebannt nach einer anderen Richtung hin; der schöne, vielbegehrte Telephus hat es dir angetan. Laß ab von dieser Liebe, sie bringt dir nur Unheil, sie paßt nicht zu dir; ein reiches Mädchen hält ihn in festen Banden. Nicht zu hoch hinaus! Denke an Phaeton, an Bellerophon! Strebe nach dem Erreichbaren! An meiner Seite winkt dir ein bescheidenes, aber freundliches Los. Auch brauchst du keine Unbeständigkeit zu fürchten: du wirst meine

letzte Liebe sein. Also fort mit dem unvernünftigen Liebesgram, lerne mein Lied und singe.

> Es schwinden jedes Kummers Falten
> Solang des Liedes Zauber walten.
>
> (Schiller.)

Es ist ein reizendes Lockliedchen, welches das Nachtigallmännchen erschallen läßt. Hie und da blitzt Humor auf, besonders in den Vergleichen mit dem „angebrannten" Phaeton und dem Reiter, der vom Pegasus fällt; der Schalk verrät sich in dem Versprechen der „letzten Liebe". Über dem ganzen Gedichte, dem letzten Klange, den des Dichters erotische Leier angeschlagen hat, lagert der freundliche Sonnenschein des Frühlings in der Natur, des Herbstes in dem Leben des Dichters.

> So komm, du meine letzte Liebe!
> Mein Herz fühlt nie mehr andre Triebe;
> Erlerne diese Melodie
> Und singe sie mit süßem Klang,
> Damit die Sorgen wir verscheuchen;
> Denn ihre finstern Wolken weichen
> Vor einem lieblichen Gesang.



IV. 12. Iam veris comites

Eine drollige Einladung.

ADDUXERE SITIM TEMPORA

Oft genug haben wir Gelegenheit gehabt, die Liebenswürdigkeit unseres Dichters zu bewundern, wie er zarte Anspielungen auf den Adressaten in seine Gedichte hineinzutragen versteht. Vielleicht könnte uns dieser Umstand ein Wegweiser sein bei dem Forschen, wer der Vergilius ist, an den diese Ode gerichtet ist. Abweichend von seinen sonstigen Frühlingsschilderungen hat Horaz in diesem Gedicht eine ganze Strophe dem idyllischen Schäferleben gewidmet:

In dem zarten Grün gelagert, blasen schon die Hirten wieder
Unter übermüt'gen Lämmern auf der Flöte süße Lieder.
Faunus lauscht mit Wohlgefallen an des Waldes schatt'gem Rand;
Über Hirten, über Herden hält er schützend seine Hand.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Wahrscheinlich sind diese Verse eine Anspielung auf die Hirtengedichte Vergils, und somit wäre der Adressat unserer Ode der bekannte Dichter, eine Annahme, die auch die Bezeichnung Vergils als eines Schützlings adeliger Jünglinge aufs ungezwungenste erklärt, da Vergil einst durch seine hohen Freunde Asinius Pollio und Maecenas für den Verlust seines Landgutes entschädigt worden war. In diesem Falle dürfte lucrum nicht pekuniären Gewinn bedeuten, sondern müßte gedeutet werden als der Gewinn an Ruhm und Ehre, den er aus der Vollendung seiner Aeneis erhoffte.

An diesen oder einen anderen Vergil ergeht nun eine merkwürdige Einladung: Komm zu mir und leere mit mir einen Krug herrlichen Caleners, aber — du mußt dich für diese Feier mit einem Onyxfläschchen köstlichen Nardenöls einkaufen, denn umsonst gibt es in meinem Hause nichts. Dieser scherzhafte zweite Teil springt, in Ton und Haltung echt Horazisch, von einer Frühlingsschilderung ab, die ganz Poesie ist. Frische Frühlingswinde beleben das Meer mit zahllosen Segeln, überall regt es sich und keimt und sproßt in Flur und Feld, in Wald und Au, vom Eise befreit sind Strom und Bäche, Frau Nachtigall singt ihr altes schönes Lied, Schäfer liegen im grünen Grase und blasen auf der Schalmei ihrem Pan liebliche Melodien. Und nun der lustige Übergang: Es ist ein durstig Jahr, darum schnell zu mir mit deiner kostbaren Gabe, die meinen Wein herbeizaubern soll. Noch ist es uns vergönnt, ihn zu schlürfen. Drum fort für heute mit der trocknen Miene des Alltagsphilisters! In den Ernst des Lebens ein Tropfen toller Lust! So lockt der Dichter als heiterer Musensohn, geistreich und humorvoll.

Mische kurze Torheit in den Ernst des Lebens ein!
Es ist süß, an richt'ger Stelle ein fideler Tor zu sein.
(Übers. v. Scheffler.)

Unser Dichter hat dieses Gedicht wohl in bewußter Anlehnung an folgenden Scherz Catulls verfaßt:

In wenig Tagen, mein Fabull, du darfst die Götter preisen,
Dann spend' ich dir ein üppig Mahl, wenn selber du die Speisen
Und Wein und Würze liefern wirst, nebst sonst'gem Stoff zum Scherzen,
Ein schmuckes Mädel bring dir mit von liebesfreud'gem Herzen.
Willst du dies liefern, ja — denn sonst kann kein Diner ich geben,
Dieweil in meinem Port'monnaie zur Stund' die Spinnen weben.
Doch höchst erfreulicher Empfang wird dir bei jenem Essen
Von mir zuteil und außerdem von den Delikatessen
Die delikatste; denn zum Mahl werd' ich die Salbe spenden,
Ich habe sie aus Lesbias und die aus Venus' Händen.
Und wirst du riechen diesen Duft, entstiegen seinem Glase,
Dann wirst du zu den Göttern fleh'n: ach macht mich ganz zur Nase.
(Übers. nach Westphal.)

Horaz hat als Motivierung für die Einladung ein schönes Frühlingsgedicht von drei Strophen vorausgeschickt, am Schlusse mit dem Hinweis auf den Tod aufgefordert, die kurze Lebenszeit mit Frohsinn zu genießen, aber in dem Hauptstück sein Vorbild — wir müssen es gestehen — nicht erreicht; wir wollen aber auch sagen, er hat es nicht erreichen können, wollte er nicht dieselbe Pointe beibehalten, d. h. ein einfacher Nachahmer werden. Denn jemand zu Tische zu laden mit der Versicherung, daß er vortrefflich speisen wird, wenn er sich selber ein Diner mitbringt, das ist witzig und geistreich. Wollte Horaz nun nicht mit derselben drolligen Keckheit kommen und drehte er den Gedanken, daß das Fläschchen Nardenöl das einzige ist, was der Gastgeber liefert, in der Weise um, daß es der Preis ist, womit der Eingeladene sich die Einladung erkauft, so ging die Hauptsache des Witzes verloren. Auch in der Einzelausführung kann sich das Horazische Gedicht dem Catullischen nicht an die Seite stellen, wie denn Catull der größere Dichter ist mit seiner Leidenschaft und Tiefe der Empfindungen. Aber sind Catulls Schöpfungen auch genialer, so werden wir uns doch, weil Catull sich nicht zu gleichmäßiger Vollendung, Reife und ungetrübter Schönheit durchgerungen hat, weil seine Gedichte uns durch die vielen überkecken Unflätereien verleidet werden, unsere größere Sympathie für Horaz nicht rauben lassen, der der gebildeten Welt auf Grund seiner geistigen Klarheit, seiner Ruhe des Gemütes, seiner Kenntnis des Menschenherzens, seines Nachdenkens über die Fragen des Lebens, seines Humors, seiner Liebenswürdigkeit, gepaart mit einem Anstrich gutmütiger Schalkhaftigkeit, seines taktvollen Unabhängigkeitsgefühls, seiner zuverlässigen Treue gegen seine Freunde, seiner edlen Begeisterung für sein Vaterland geworden ist zu einem *κτῆμα εἰς ἀεί*.



IV. 13. Audivere, Lyce, di mea vota

Rache.

FIS ANUS

Viel Wasser ist von den Bergen ins Meer geflossen, seit Horaz das zehnte Gedicht des dritten Buches gedichtet hat. Damals lag der Dichter vor Lyces unerbittlicher Tür, spottete und schmeichelte, drohte mit völliger Abkehr und — blieb in ihrem Bann. Schließlich kam seine Zeit. Lyce wurde sein, tröstete ihn über den Tod seiner geliebten Cinara und „atmete“ nun nichts als Liebe. Des Dichters Herz schwelgte in Seligkeit. Es konnte jetzt nicht mehr der Schmelz der Jugend sein, der Horaz anzog, es war die Grazie der vornehmen, noch immer schönen Dame inmitten der wonnigen Behaglichkeit ihres reichen Hauses, unterstützt durch die verführerischen Toilettenkünste der reichen Frauen der Kaiserzeit, die den Dichter immer von neuem fesselte, die ihn über manches Zeichen weichender Jugend hinwegtäuschte — solange er der Bevorzugte war. Aber ein anderer kam, der besser gefiel. Lyces alte Sprödigkeit war überwunden, sie war gleich den meisten Frauen damals das sinnliche, genußsüchtige Weib geworden, und — Horaz bekam den Laufpaß. Rachebrütend griff er zu seiner Laute, holte die längstvergessene Weise archilochischen Spottes aus seiner Brust hervor und geißelte nun die Treulose mit den Übertreibungen seiner jüngsten Epodenzeit. Lyce ist eine alte Krähe, eine Fackel, die langsam zum Gaudium der hohnlachenden Jugend zu Asche verbrennt. — Götter, ich bin gerächt!

So müssen wir wohl das Gedicht auffassen. Denn solche Töne verbissenen Hohnes anzuschlagen ist doch nur möglich unter dem frischen Eindruck der Zurückweisung. Sie entstammen einer Zeit, wo er die Frau noch liebte, glühend liebte. Je heißer seine Liebe, desto größer mußte der Schmerz, desto größer der Groll sein; glühende Liebe schlägt ja so leicht in glühenden Haß um. Anzunehmen, daß der Dichter nach einer Reihe von Jahren die Treulose mit so giftigen Versen gestraft hätte, oder gar, als sie wirklich eine alte Frau geworden war, das hieße von Horaz zu niedrig denken. So zürnt nur jemand, der eben noch heiß geliebt hat. Und wie sehr muß er Lyce geliebt haben, wenn unter all den Schmähungen seinem Herzen sich Verse entringen wie folgende:

Die liebeatmend, die wundersam
Mir meine Seele einst gefangen nahm.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)



IV. 14. Quae cura patrum

Sieg über Sieg.

TE COPIAS, TE CONSILIUM ET TUOS
PRAEBENTE DIVOS.

Ein Seitenstück zu dem Lobgesang auf den Heldenjüngling Drusus Nero. Auch sein Bruder Tiberius holte sich seine Lorbeeren in den Alpenländern. Jener drang von der Etsch bis zum Inn in die Schluchten und auf die Berge der Genaunen und Breunen und zwang sie zur Unterwerfung. Dieser drang vom Bodensee aus in das Gebiet der Räter und trieb nach heißer Schlacht dieses Hünenvolk zu Paaren.

Ein herrlich Schauspiel, wie er in dem Streite
Des Mars die Feinde, die mit Freiheitslust
Dem Tode boten ihre offne Brust,
Hinmähte und das Blutbad oft erneute.

Gleichwie der Süd, wenn die Plejaden teilen
Der Wolken Flor, die Wogen in dem Schoß
Des Meers zerpeitscht, so sah man ihn zu Roß,
Da wo am heißesten die Schlacht, hineilen.

So wälzt der Bergstrom Aufidus die Wellen,
Der Daunus' Reich durchströmt mit seiner Flut,
Wenn seine Wasser mit empörter Wut
In die bebauten Felder überschwellen:

Wie Claudius die Reihen der Barbaren,
Die eisernen, mit Sturmgewalt durchbrach,
Bis Vor- und Nachhut rings am Boden lag
Und seine Scharen Herrn der Walstatt waren.

(Übers. nach Bürger-Menge.)

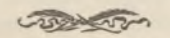
Horaz hat in dem ersten Neronenliede Drusus mit einem jungen Adler und einem Löwen verglichen, hier vergleicht er Tiberius mit dem wilden Toben eines Sturmes auf dem Meere und der wütenden Kraft einer verheerenden Überschwemmung. Die Vergleiche jenes Gedichtes mit dem edlen Aar und dem kühnen Löwen verraten mehr Sympathie für den jüngeren Bruder, während die Vergleiche dieses Gedichtes nur das gewaltsame Gebaren des herrischen, verschlossenen älteren Neronen hervorheben. Es fehlt ihm der Zug des Königlichen.

Mehr als in dem ersten Neronenliede hat Horaz hier den Ruhm desjenigen in den Vordergrund gestellt, der jenem kräftigen Geschlecht durch Überleitung in seine Familie neue Kraft, neue Würde, neuen Geist verliehen hat. Claudier und Julier vereint bringen eine neue Ära des Friedens durch die Unterwerfung aller widerstrebenden Mächte. Der Preis von Tiberius' Waffentaten wird eingeschlossen von der Verherrlichung der Siegestaten des Kaisers, die seit der Überwindung des Antonius in ununterbrochener Kette aufeinander folgten. So ist dem Dichter der Sieger von Philippi geworden zum Fürsten, dem keiner gleicht an Macht und Größe,

Soweit die Sonne strahlt bewohnten Ländern.

Scythen, Cantabrer, Inder, Gallier, Sigambrer, der Ister, der Tigris, der Nil — sie alle lauschen auf seine Befehle und dienen seinem Winke. Selbst die alte Partherschmach ist getilgt, die dreiunddreißig Jahre lang „ersehnte Zier“, die Rückgabe der eroberten Feldzeichen, hat, ohne Blut zu vergießen, sein Gebot erwirkt. Ist da eine rücksichtslose Bewunderung seitens des Dichters nicht natürlich? Ging ihm doch nichts über die Größe des Vaterlandes! Und wie er, so fühlte seine ganze Zeit. Allgemein war das Gefühl, daß die alte Welt versank und eine neue, bessere aufstieg.

Mit Augustus beginnt, mit Augustus schließt das Gedicht. Er erscheint als der leitende, wirkende Genius, dem alle Siege der Römer, also auch die Siege der Neronen, ja der ganze glückliche Zustand des Staates zu danken sind.



IV. 15. Phoebus volentem proelia me loqui

Das Kaiserreich ist der Friede.

CUSTODE RERUM CAESARE

Ein Lyriker soll keine Schlachten singen:

Von Kampf und Sieg zu singen hub ich an,
Da griff Apollo schrill mir in die Laute,
Mich warnend, der sich in dem leichten Kahn
Den Fluten des Tyrrhener Meers vertraute.
(Übers. nach Günther.)

Mit diesen Worten lehnt Horaz das Ansinnen des Augustus, die Kriegstaten der letzten Jahre in eingehender Form zu behandeln, treu seinem Programm, nur ein Sänger der lesbischen Leier sein zu wollen, ebenso höflich wie bestimmt ab und entschuldigt wie immer diese seine Ablehnung mit dem Mangel an epischer Kraft.

Wage mich nicht an ein Werk, für das meine Kraft mir zu schwach scheint,

sagt unser Dichter in einer Epistel mit Bezug auf ein ähnliches Ansinnen des Kaisers. Aber von des Friedens Segnungen will der Dichter singen, zumal jetzt in dem Herbst seines Lebens, der die milde, fruchtreifende Sonne des Friedens liebt, will singen von der Hebung des Ackerbaues, von der Wiederherstellung nationaler Ehre, der Wiederbelebung der alten Römertugenden, dem Wiedererwachen altrömischer Zucht,

Durch welche einst Italien hoch gestiegen
Und der Latinername weit erklang,
Die uns den ganzen Erdkreis half besiegen
Vom Sonnenaufgang bis zum Untergang.

Friede und Eintracht waren die herrlichen, wohlklingenden Worte, die das neue Kaiserreich verkündete. Die Hoffnungen und Erwartungen, die Horaz in den Liedern seiner Jugend schüchtern ausgesprochen hatte, jetzt stehen sie glänzend erfüllt da. Die ernsten Warnungen und Mahnungen seiner Römeroden sind nicht ungehört verhallt. Wohin steuert das römische Volk in seiner Verblendung? Wer wird der Retter sein? Diese bangen Fragen sieht er jetzt beantwortet; die inneren Feinden sind gebändigt, die äußeren gedemütigt. Darum sollen die Römer nach alter Väterweise beim Mahle, nachdem sie zu den Göttern gebetet, von den Nationalhelden singen, von Aeneas, dem Stammvater des julischen Geschlechts und seinem jüngsten Sproß Augustus, dem Bringer des Friedens, dem Erretter und Erzieher des römischen Volkes. In den lauten Dank und das begeisterte Lob aller besonnenen Zeitgenossen stimmt Horaz mit voller Aufrichtigkeit und warmem Herzschlag ein.

So klingt das letzte Lied aus, vielleicht das letzte Kind der Horazischen Muse überhaupt. — ein würdiger Abschluß der ganzen Gedichtsammlung. Die Harfe des lateinischen Sängers verstummte, — bald ging er selbst dahin, woher niemandem die Rückkehr wird, — zu den von ihm oft besungenen Vätern.





Schlußwort.

Horaz war ein glücklich Los zuteil geworden. Er hatte einen guten Vater, er durfte in vollen, durstigen Zügen aus den Quellen der Wissenschaft und der Poesie trinken. Er kämpfte für das Ideal der Freiheit, mußte aber die Nutzlosigkeit dieses Kampfes einsehen und, als sein armes von Bürgerzwist zerfleischtes Vaterland zur Ruhe kam, söhnte er sich mit dem Manne aus, der dies bewirkt, der sein Volk aus der schweren Not errettet hatte, lernte ihn verehren, ihn lieben. Die Sorgen des Lebens flohen, dank der offenen Hand seines hohen Freundes, von seinem Tische, er nutzte die ihm vergönnte kurze Lebenszeit, dankbar den Göttern für jede frohe Stunde, war geliebt und geschätzt von den Besten. Seine Philosophie war ein gesunder Optimismus. Die wahre Liebe — allerdings nicht wunderbar in einer Zeit, wo es der ehrbaren Frauen so wenige gab — blieb ihm fern, die Freundschaft mußte sie ihm ersetzen. Für alles Hohe und Edle schlug sein Herz, am meisten für die Ehre und Größe des Vaterlandes. In seinen Dichtungen offenbart sich die Fülle des Reichtums seines Geistes. Viele haben berauschendere, entzückendere Lieder gesungen; aber wenn die wahre Kunst auf maßvoller Schönheit beruht, so ist Horaz ein großer Künstler. Seine Schöpfungen zeichnen sich aus durch die Wahrheit der Empfindungen, durch den Adel der Gesinnung. Die in ihrer Einfachheit ansprechende Feinheit der Form wird öfters zwar durch die Erinnerungen aus der Rhetorenschule und aus der mit Gelehrsamkeit prunkenden alexandrinischen Poesie getrübt, im allgemeinen aber verwächst sie mit der Natürlichkeit der Gedanken zu klassischer Harmonie.

Wegen dieser Reminiszenzen nennen die einen ihn einen Nachdichter griechischer Vorbilder, lassen andere seine Poesie in der Rhetorik wurzeln, wieder andere in der Hellenistik. Alles dies ist in gewissem Grade richtig. Sein Wissensdurst hatte ihn viel lesen und lernen lassen, fleißig hatte er philosophische und die damit in jener Zeit eng verbundenen rhetorischen Kurse besucht, hatte immer und immer wieder die griechischen Klassiker und die Dichtungen des Hellenismus gelesen, so oft, daß er vieles auswendig konnte. Faßte er einen poetischen Gedanken, dann schwirrten und summten ihm hundert Anklänge an fremde und eigene Lieder durch das Hirn, dann kam ihm oft genug ein Wort in die Feder, — ob aus seinem Gedächtnis oder aus seinem Herzen, er wußte es selbst kaum. Gefeilt und geglättet hat er viel, hat in hervorragender Weise es verstanden, seine Lebensweisheit in die Form gedrungener, scharf pointierter Kernsprüche zu gießen, die sich unwillkürlich dem Gedächtnis als unverlierbarer Besitz einprägen, so daß er der Zitatenschatzdichter κατ' ἐξοχήν in alter und neuer Zeit geworden ist. Hierin ist er Goethe vergleichbar, während ihm in der Auffassung der Lebensideale Schiller an die Seite zu stellen ist. Wenn Goethe von Bielschowsky der menschlichste unter den Menschen genannt wird, so verdient diese Bezeichnung auch Horaz insofern, als er ebenso wie Goethe ein natürliches Verständnis für das Menschliche und Allzumenschliche hat.

Was ist Horaz für uns? Der Leser findet in ihm einen Dichter, der Religiosität, Humanität und Tugend lehrt, der manche noch heute beachtenswerte Winke gibt zur Bekämpfung seelischer Leiden, namentlich solcher, die Habsucht und Ehrsucht erzeugen, der die sittlichen Werte als selbstverständliche Forderungen des Lebens uns vor Augen stellt. Er findet in ihm einen Patrioten, der anfangs Republikaner, aus Liebe zum Vaterlande Anhänger und Verehrer des Kaisers geworden und doch ein freier Mann geblieben ist; er findet in ihm einen erfahrenen Weltmann, der frohen und weisen Gebrauch der Lebensgüter, wo nötig, auch Entsagung lehrt; er findet einen gefühlvollen Freund, der mahnt, tröstet und ermuntert,

immer artig und klug, oft ironisch, aber nie scharf oder zudringlich und überweise. Davor bewahrte ihn sein Takt und sein Humor, die Frucht geistiger Überlegenheit. Er findet in ihm einen Weisen, der mit seinem natürlichen Verständnis für alles Menschliche, mit seiner außergewöhnlich reichen Lebenserfahrung und seiner eindringenden Menschenkenntnis, die er sich im Verkehr mit Hoch und Niedrig erworben hatte, uns heute noch ein Führer durchs Leben sein kann. Wegen dieser Vorzüge war Horaz der Lieblingslyriker des Altertums und ist noch heute für viele ein Quell der Labe und Ruhe. Was ist Horaz den Gelehrten? Für die Kulturgeschichte dieser für die Entwicklung des Europäismus wichtigen Periode sind seine Gedichte eine wahre Fundgrube. Ziehen doch die verschiedenartigsten Bilder aus dem damaligen politischen und sozialen Leben in allertreuester Aufnahme an unseren Augen vorüber.

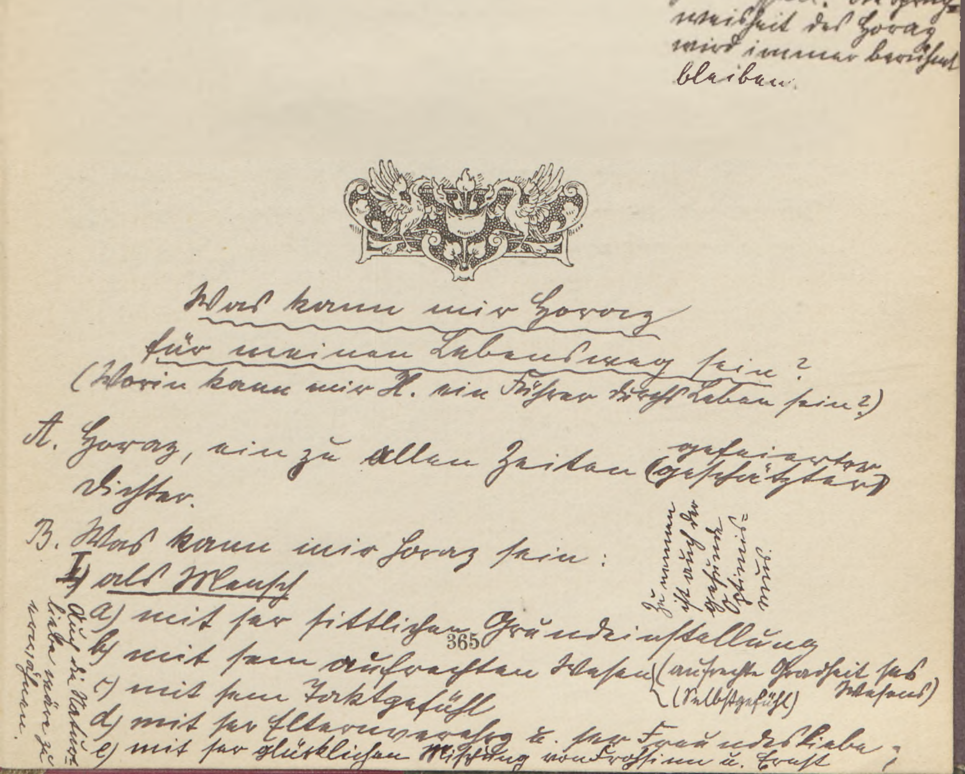
Und was ist Horaz unseren Schülern? Wenn es das letzte und höchste Ziel der gymnasialen Erziehung ist, den jungen Menschen zur Fähigkeit zu führen, die menschlichen Dinge in ihrem geschichtlichen Zusammenhang, in ihrem Werden und Weiterwirken zu begreifen, so ist uns Horaz ein wackerer Helfer, und wo unsere Zeit mit dem Überhandnehmen des Luxus und der egoistischen Lebensauffassung, die den jugendlichen Herzen die Lehre vom Sichausleben predigt, mehr und mehr der horazischen Zeit ähnlich wird, ein wackerer Warner. Er ist ihnen ein Führer zu den Idealen der Besten unter den Menschen, zu aufopferungsfähiger Vaterlandsliebe, dankbarer Elternverehrung und opferwilliger Freundschaft. Nur in einem Punkte darf er unseren Schülern kein Vorbild sein: in seinem Quietismus. Das λάθε βιώσας, dieser Imperativ der epikureischen Philosophie, der Frucht einer dekadenten Zeit, der nach den unruhevollen Jahren der Bürgerkriege durchaus begreiflich und für Horaz und die meisten seiner Zeitgenossen auch durchaus richtig war, muß heute dem kategorischen Imperativ Kants weichen. Das Leben stellt uns heute so viele und so schwierige Aufgaben, daß wir uns jenes köstliche von dem Weisen aus Tibur immer wieder

empfohlene Behagen nur für die knappen Stunden der Erholung aufsparen dürfen, daß wir von Jugend an uns gewöhnen müssen, ohne Rast zu ringen, um in dem Kampf ums Leben unser Ziel zu erreichen. Schon als junge Menschen müssen, wir lernen, trotz aller Widernisse unsere Pflicht zu tun, müssen das Verantwortungsgefühl zu einem selbstverständlichen Teil unseres Seins machen, so daß wir leben nach dem Grundsatz: du kannst, denn du sollst.

Horaz ist viel gepriesen, aber auch viel gescholten worden; viel geschadet haben ihm weltfremde, poesielose Gelehrte. Aber auch diese fangen an zu begreifen, daß ihm viel Unrecht geschehen ist.

> Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
> Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
> Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
> In seinem Kreise willig festgebannt.
> Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
> Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.

So laßt uns ihn feiern!



II) <u>als Künder gesunder Lebensweisheit</u>

a) Genügsamkeit

b) Gleichmut

c) Fleiß

d) Gottesfurcht;

III) <u>als Patriot</u> (d. h. als Mitstreiter für die Erneuerung des Reiches).

C. Wie muß man Horaz lesen? (bedächtig, mit liebevollem Hineinversenken – denn er ist ja ein poeta doctus).

Zu I: Die sittliche Grundstimmung mit seiner sympathisch wirkenden, glücklichen Mischung von Frohsinn u. Ernst spiegelt sich in seinen Werken allenthalben wieder. – Die typische Stelle für s. Elternverehrung ist sat I 6. – Die Freundesliebe (im Süden überschwänglicher, dazu Ersatz für fehlende Familie) tritt bes. hervor in carm I 3. 24. II 6. – Die Liebe zur Natur zeigt sich bes. I 9. 22. III 6. 15; cf. bes. auch sat II 6.
Den "Menschen" Horaz finden wir ganz besonders in den Satiren, den Künder der Lebensweisheit in den Episteln.